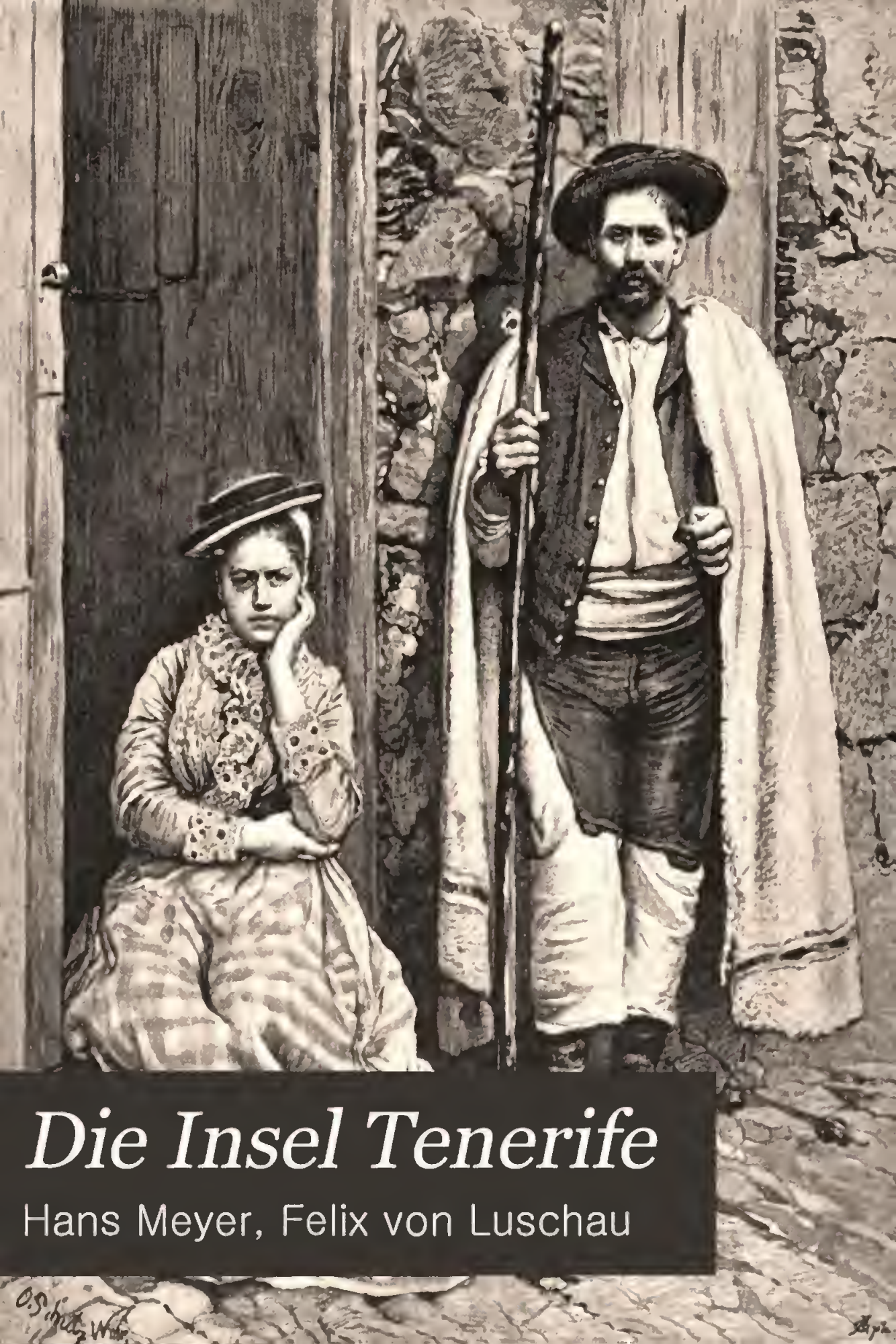


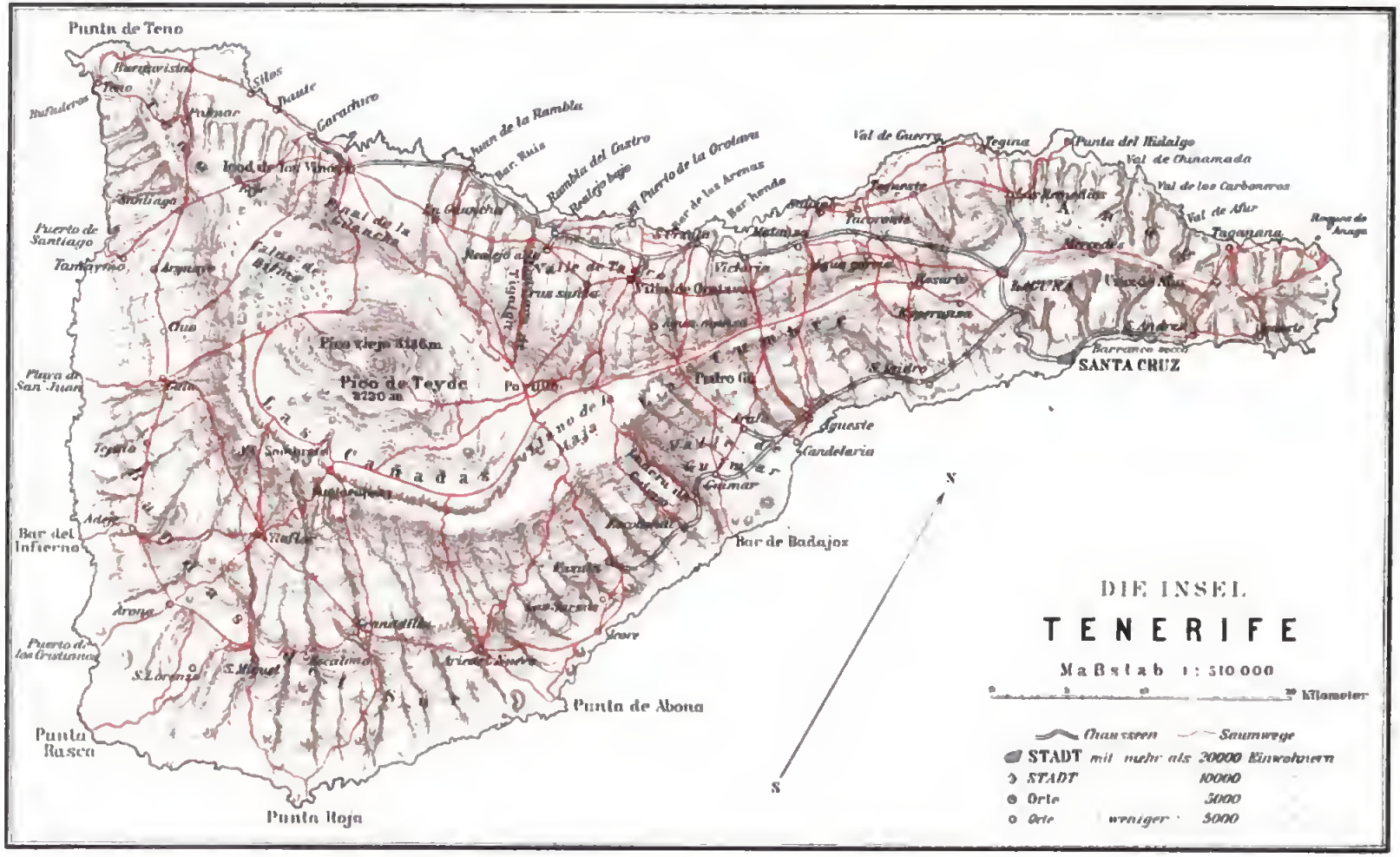
Die Insel Tenerife

Hans Meyer, Felix von Luschau

EX LIBRIS
RICHARD
KRIEGER
A. COSSMANN 1914

Krieger
£15-

Digitized by Google


DIE INSEL
TENERIFE
Maßstab 1 : 510 000
Kilometer
Chausseen
Saumwege
STADT mit mehr als 20000 Einwohnern
STADT 10000
Orte 5000
Orte weniger 5000
Punta de Teno
Bufaderos
Teno
Silos
Daute
Garachico
Palmar
Santiago
Puerto de Santiago
Tamaymo
Arguayo
Chio
Playa de San Juan
Tejedo
Adeje
Bar del Infierno
Arona
Puerto de los Cristianos
S. Lorenzo
S. Miguel
Punta Rasca
Punta Roja
Pico de Teyde
3730 m
Pico viejo 3136 m
Las Cañadas
Juan de la Rambla
Bar. Ruiz
Rambla del Castro
Realejo bajo
El Puerto de la Orotava
Bar de las Arenas
Bar hondo
Val de Guerra
Tegina
Punta del Hidalgo
Val de Chinamada
Val de los Carboneros
Val de Afur
Taganana
Roques de Anaga
Tacoronte
Victoria
Villa de Orotava
Pedro Gil
Agueste
Candelaria
Guimar
Bar de Badajoz
Punta de Abona
Arico
Granadilla
Escalona
Arico el Nuevo
Icore
Vilaflor
Guía
Tacoronte
Mercedes
Rosario
Esperanza
LAGUNA
Barranco secco
SANTA CRUZ
S. Andrés
S. Isidro
N
S

Die Inſel Tenerife.

Wanderungen

im canariſchen Hoch- und Tiefland

von

Dr. Hans Meyer.

Mit 4 Originalkarten und 33 Textbildern.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1896.

LOAN STACK

Digitized by Google

DP302
C47K48

Vorwort.

Das vorliegende Buch ist aus Eindrücken und Beobachtungen hervorgegangen, die ich im Frühjahr des vorigen Jahres auf der größten und schönsten der Canarischen Inseln gewonnen und gesammelt habe.

Auf meinen Kreuz- und Querzügen durch die ganze Insel Teneriſe habe ich es als einen sehr großen Mangel empfunden, daß es bisher noch keinen handlichen Wegweiser für alle Teile der Insel gibt, aus dem auch der nicht fachmännisch-naturwissenschaftlich gebildete Reisende ein näheres Verständnis der großartigen ihn umgebenden Natur gewinnen könnte. Zwar ist die Litteratur über die Canarischen Inseln reich an großen und kleinen, an allgemeinen und speciellen Arbeiten wissenschaftlichen und touristischen Charakters, aber keine von ihnen bietet dem naturfrohen Reisenden, der gekommen ist, die herrliche Insel nach allen Seiten durchwandernd kennen zu lernen, in gedrängter Form eine gemeinverständliche Erklärung des kausalen Zusammenhanges der Naturerscheinungen, die sich ihm in dieser wunderbaren kleinen Welt auf Schritt und Tritt aufdrängen.

Ich habe mich daher bemüht, in meiner Reiseschilderung diesem Mangel abzuhelfen, indem ich zunächst behufs leichterer Übersicht die Insel in mehrere Teile gegliedert habe, wie sie im Bau Tenerifes organisch gegeben sind, und dann jeden dieser Teile im Lauf meiner Durchwanderung möglichst auf die Ursächlichkeit seiner gegenwärtigen Erscheinung hin betrachte. Dabei mußte in der Darstellung die Rücksicht maßgebend sein, daß auch jeder Laien-Tourist das Gesagte verstehen müsse und sich daraus zu eigenen, ergänzenden Beobachtungen angeregt fühle.

Wo die vulkaniſchen Gebilde das Landschaftsbild so gewaltig beherrschen wie auf Tenerife, da müssen sie natürlich auch in der Schilderung des Landes im Vordergrund stehen. Weiter bestimmen die auf der Insel außerordentlich gleichmäßig wirkenden klimatiſchen Faktoren so wesentlich die Anordnung der Vegetation, daß Tenerife

dafür als Paradigma aufgestellt werden könnte, wenn nicht vielfach die Hand des Menschen verschiebend eingegriffen hätte. Die Eigenart der die Vegetation zusammensetzenden Flora aber wird vom menschlichen Eingriff kaum berührt, denn sie ist der typische Ausdruck der anorganischen Kräftewirkung, dessen faßbare Deutlichkeit dem Reisenden überall in die Augen springt. Und der Mensch selbst, der eingeborene Isleño, ist nicht bloß in seiner äußeren Lebensführung, sondern auch in seinem Charakter so eng den natürlichen Verhältnissen des abgeschlossenen Eilandes angepaßt, daß die Erkenntnis dieser natürlichen Bedingungen und ihres Zusammenwirkens auch ihn in seinen wesentlichen Eigenschaften dem Reisenden erst recht verständlich macht.

Zu diesem Entwurf eines Bildes von Ursache und Wirkung hat mir natürlich die vorhandene Litteratur über die Canarischen Inseln viel wichtiges Material beigesteuert. Wieviel ich davon den einschlägigen Studien von Webb und Berthelot, von Fritsch, Hartung und Reiß, von Smyth, Bolle, Christ, Simony und anderen verdanke, wird jeder Kundige unschwer erkennen. Unter meinen eignen Beobachtungen stehen die über die Höhengrenzen der Vegetationszonen und über die heutige Ausdehnung der verschiedenen natürlichen Vegetationsformationen und der wichtigsten Bodenkulturen mit obenan. Bei ihrer Eintragung in die Karte hat mich Herr Garteninspektor Hermann Wildpret in Puerto Orotava in dankenswerter Weise unterstützt. In der Terraindarstellung dagegen liegt meinen Karten das auf dem vortrefflichen Hartung-Fritsch-Reiß'schen Original fußende Tenerifekärtchen aus dem Verlag von A. v. Halem in Bremen zu Grunde.

Auch sei an dieser Stelle mein verbindlicher Dank meinem verehrten Freund, Herrn Geh. Reg.-Rat Dr. Wilhelm Reiß auf Könitz, sowie den Herren Konsul Büchle und Don Antonio Aguilar in Santa Cruz nochmals ausgesprochen. Von ihnen hat der erstere meine Reiseziele durch bewährten Rat gefördert und die Reiseergebnisse durch sachkundige Kritik und durch den Beitrag des geologischen Kärtchens gebessert und vermehrt, während die beiden anderen Herren mir durch ihre barometrischen Aufzeichnungen am Meeresniveau die Basis für meine Höhenmessungen im Inland gegeben haben. Auch Herrn Dr. F. von Luschan in Berlin weiß ich vielen Dank dafür, daß er meine Sammlung von alten Canarierschädeln einer genauen Untersuchung unterzogen hat und seinen Befund diesem Buch als wertvollen Anhang beigefügt hat.

Die dem Buch eingefügten Bilder, welche lauter typiſche Landſchaften wiedergeben, ſind faſt ſämtlich nach von mir aufgenommenen Photographien von Herrn Maler O. Schulz in Weimar mit viel Verſtändnis für das Weſentliche gezeichnet worden. Es dürfte nicht überflüſſig ſein, dabei zu bemerken, daß von meiner photographiſchen Ausbeute 120 große Bilder (13×18 cm) aufgenommen ſind mit einem Steinheil'ſchen Weitwinkelaplanat in Stegemann'ſcher Camera und auf Celluloidfolien; 40 kleine Bilder (9×12 cm) mit einem Zeiß'ſchen Anaſtigmat in Neuhaus'ſcher Momentcamera und auf Schleußner'ſchen Trockenplatten.

Sämtliche Höhenangaben in dieſem Buch beruhen auf eignen barometriſchen Meſſungen. Dazu und zu den Temperaturmeſſungen benutzte ich folgende wiederholt geprüfte Inſtrumente, deren Zuverläſſigkeit ich ſchon auf früheren großen Reiſen erprobt habe:

1. Ein großes Aneroidbarometer, Nr. 1837 von O. Bohne in Berlin, mit 130 mm Skaladurchmeſſer und kleinem Inſtrumentthermometer. Es iſt kompenſiert und geprüft von der Phyſikaliſch-techniſchen Reichsanſtalt in Charlottenburg.

2. Ein kleineres Aneroidbarometer von Caſella in London; geprüft.

3. Zwei Schleuderpſychrometer, Nr. 651+652 und 657+658, von R. Fueß in Berlin-Steglitz; geprüft. Wo ich Ableſungen von dieſen Inſtrumenten im Text des Buches angeführt habe, habe ich ſie der Einfachheit halber mit tt für die Angabe des trocknen Bulbus, mit tn für die des naſſen Bulbus bezeichnet, obwohl dieſe Abkürzung ſonſt nicht üblich iſt. Alle Temperaturangaben ſind in C° zu verſtehen.

4. Zwei Maximumthermometer, Nr. 281 und 282, von R. Fueß in Berlin-Steglitz; geprüft.

5. Zwei Minimumthermometer, Nr. 215 und 217, von R. Fueß in Berlin-Steglitz; geprüft.

6. Ein Solarthermometer, Nr. 29, von R. Fueß in Berlin-Steglitz; geprüft.

Aus dem mit dieſen Inſtrumenten gewonnenen Material hat Herr Dr. Ernſt Wagner in Breslau freundlichſt die Höhen berechnet, wofür ich ihm auch hier beſten Dank ſage. Bezüglich der Höhenmeſſung des Pico de Teyde verweiſe ich auf S. 270 dieſes Buches.

Zu den Peilungen diente eine große Prismenbuſſole von E. Carry in London und zu den Meſſungen entfernter Höhen ein Richthofen'ſches

Horizontalglas von G. Bonſak in Berlin; beide Inſtrumente haben ſich ſchon auf meinen früheren Reiſen gut bewährt.

Um ſchließlich das Buch für den praktiſchen Reiſegebrauch möglichſt nützlich zu machen, habe ich es mit einer Reihe von wirtſchaftlichen Angaben und Fingerzeigen eingeleitet, welche die Erfahrung geliefert hat. Möge es deshalb auch dem Laientouriſten auf Tenerife ein brauchbarer Berater ſein, wie es dem Naturfreund daheim eine unterhaltende Lektüre und dem naturwiſſenſchaftlichen Reiſenden draußen ein treuer Begleiter ſein will.

Leipzig, Ende 1895.

Dr. Hans Meyer.

Inhalt.

Seite

Vorwort III
1. Einleitung: Reiſezeit, Dampferlinien, Ausrüſtung, Wirtſchaftliches, Litteratur 1
2. Teneriſe. Seine Entſtehung, Geſtalt und Bewohner 18
3. Die Anagaberge. Von Santa Cruz über Laguna und die Anagaberge nach Taganana 53
4. Die Nordſeite (Bandas del Norte). Von Laguna nach Orotava und Icod 78
5. Die Tenoberge. Von Icod über die Tenoberge nach Santiago 114
6. Die Cumbre. Von Orotava über den Pedro Gil nach Guimar und Santa Cruz 138
7. Die Cañadas. Von Orotova über die ſüdlichen Cañadas nach Vilaflor . 165
8. Die Südſeite (Bandas del Sur). Von Vilaflor über Arona nach Adeje und Guia 197
9. Der Pico Viejo. Von Guia zum Pico Viejo und nach Icod 225
10. Der Pico de Teyde. Von Orotava über die Montaña blanca zum Gipfel des Pik 249
Erklärung einiger im Text häufig vorkommender ſpaniſcher Wörter 282
Anhang. Über eine Schädelſammlung von den Canariſchen Inſeln. 283
Regiſter 321

Karten.

Karte 1. Wege-Karte von Teneriſe . . . . . Titel
Karte 2. Geologiſche Karte von Teneriſe 23
Karte 3. Die natürlichen Vegetationsformationen auf Teneriſe 175
Karte 4. Die wichtigſten Bodenkulturen auf Teneriſe 246

Textabbildungen.

Ein Canarier-Paar von Teneriſe 49
Der Südabfall der Anagaberge und der Hafen von Santa Cruz 55
Hofraum (patio) eines Edelſitzes in Laguna 67
Das Valle de Chinamada im Anagagebirge 74
Im Lorbeerwald von Agua Garcia 81
Die Weſtſeite des Valle de Taoro 90
Steilküſte und Brandung bei Puerto Orotava 102
Blick vom Lomo de Vega auf die Thalebene von Icod 109

Digitized by Google

Seite
Ein Drachenbaum (Dracaena Draco) auf Teneriſe 112
Der Hafen von Garachico 118
Baſaltſäulen an der Punta de Teno 125
Der Nordhang der Cumbre bei Pedro Gil oberhalb Agua Manſa, mit den Felswänden Los Organos 149
Die Weſtſeite der Mulde von Guimar 160
Die Spitze des Pico de Teyde, von unterhalb des Portillo geſehen 173
Überſichtskärtchen des Teydecirkus und der Pikregion 178
Bimsſteinebene bei den Cañadas de las Pilas und Lavawall der Volcanes bei Teyde 182
Blick vom Guajarapaß auf die Südſeite des Pik und die Lavafluten des Teydecirkus 186
Die oberſten Pinien am Sombrerito, bei 2400 m 191
Vilaflor mit ſeinen Gärten und Pinienwäldern 204
Eingang zum Barranco del Infierno bei Adeje 213
Büſche des kaktusähnlichen Cardon (Euphorbia canariensis) auf den Bandas del Sur 216
Lavathal am Talus de Bilma mit der oberſten Piniengruppe, bei 2300 m . . 230
Oſtſeite des Pico-Viejo-Kraters mit dem Pico de Teyde im Hintergrund . . 238
Die Nordweſtſeite des Pik und des Pico Viejo, vom Lomo de Vega (1575 m) aus 244
Die Oſtſeite des Pik, von oberhalb der Eſtancia de la Cera (2130 m) geſehen 254
Blick von der Eſtancia de los Ingleſes auf die Cañadasebne 258
Die Alta Viſta (3270 m) im Schnee 260
Der Piton, von der Rambletta (3570 m) aus geſehen 269

1. Einleitung.

Reiſezeit, Dampferlinien, Ausrüſtung, Wirtſchaftliches, Litteratur.

Das Phantom von den „Glücklichen Inſeln“ iſt wohl ſo alt wie die Glücksſehnſucht des menſchlichen Herzens ſelbſt. Vergeblich ſuchte der ſtrebende Menſch das beſtändige Glück in ſeiner Nähe; er mußte es ſich in der Ferne denken, und je mehr ſich die Erdenkenntnis der Völker vergrößerte, je mehr ſich der geographiſche Geſichtskreis erweiterte, deſto ſchmerzlicher erkannte man, daß das Glück da nicht wohnte, wo man es erhofft hatte, deſto weiter rückte das erträumte Glücksland hinaus, bis in den fernſten Ocean.

Erſt als die kleine Inſelgruppe an der Weſtküſte Nordafrikas, ſüdweſtlich von den Säulen des Herkules, dem Altertum bekannt wurde, da blieb die Idee von einem Gefilde der Seligen an ihnen haften. Die insulae fortunatae, die „Glücklichen Inſeln“ behielten ihren ſchönen Namen durch allen Wechſel, den im Lauf der Menſchheitsgeſchichte die Idee vom Glück eines Landes und ſeines Volkes erfuhr. Auch nachdem furchtbare Völkerſtürme über die Inſel weggegangen ſind und die Urbewohner weggerafft haben, ſehen wir doch mit unſeren modernen Augen in den Canarien noch die „glücklichen“ Inſeln, denn die gütige Natur hat ihnen keine von all den Gaben verſagt, die das Menſchenherz mit Freude und Friede erfüllen. Der wiſſenſchaftlichen Geographie freilich war der Name „Glückliche Inſeln“ nicht ſachlich genug; ſie nannte ſie nach der zuerſt bekannt gewordenen Inſel Canaria die „Canariſchen Inſeln“.

Welch eine ſegensreiche Miſchung von Lage und Klima, von Bodengeſtalt und organiſchem Leben iſt aber im Kreis dieſer kleinen Inſelwelt umſchloſſen! Mit den heißen Wüſten Nordafrikas auf der gleichen Breite, aber ſtetig beſpült von den in ferner Tropenſonne erwärmten Gewäſſern des Golfſtroms und monatelang erfriſchend umweht von mild-feuchten

nördlichen Paſſatwinden, haben die ſonnigen Canarien die meiſten Vorzüge der Tropen ohne deren Nachteile. Kaum irgendwo anders findet der Reiſende ein feſſelnderes, großartigeres Naturbild in tauſendfältiger Harmonie von zauberhaftem Meer, von gewaltigem, vulkaniſchem Gebirgsbau, von reizvoller, merkwürdiger Vegetation, von wunderbarer Luftklarheit und milder ſubtropiſcher Sonnenſtrahlung, nirgends lieblichere Kulturgelände und ein freundlicheres, fröhlicheres, wiewohl armes Volk als auf den Canarien und vor allem auf der vom majeſtätiſchen Pico de Teyde gekrönten Hauptinſel Tenerife.

An Handel und Wandel der Welt nehmen freilich die Canarien ſchon lange nicht mehr in nennenswerterweiſe Teil, nachdem die Erzeugniſſe, die früher den Ruhm des Landes in die Fremde getragen und reichen Gewinn heimgebracht haben, durch gleichartige Produkte anderer Länder und durch die Errungenſchaften europäiſchen Gewerbefleißes auf dem Weltmarkt verdrängt worden ſind. Aber die erhabene Schönheit der Inſeln iſt von dieſer Wendung der Dinge nur wenig betroffen worden, ihr Reichtum an äſthetiſchen und wiſſenſchaftlichen Gaben und Genüſſen iſt kaum vermindert. Alljährlich ziehen ſie zahlreichere Beſucher in ihren Zauberkreis, und wer dieſem Zuge folgend einmal canariſchen Boden betreten hat, der wird ſeinen Entſchluß ſicherlich ſegnen.

Je nachdem der Reiſende zu äſthetiſchem Genuß und zu geiſtiger und körperlicher Erholung oder zu wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen Tenerife und andere Canarien bereiſen will, muß ſich die Wahl der Reiſezeit richten. Für die erſteren Reiſenden kommen die heißeren Sommermonate Juni bis Oktober kaum in Betracht, während gerade ſie dem wiſſenſchaftlichen Reiſenden viele intereſſante Erſcheinungen bieten. Nur die Gattung der Nichts-als-Vergnügungsreiſenden wird zu keiner Jahreszeit ſich auf Tenerife wohlfühlen, denn in dieſer ſtillen, feierlichen Natur, unter dieſem ſchlichten, armen Volk werden die, welche bloß Zerſtreuung und geſellige Unterhaltung ſuchen, die allerbitterſten Enttäuſchungen erleben. Glücklicherweiſe iſt die mehrtägige Seefahrt ein Hindernis, das die Inſel genügend gegen ſolche unwillkommene Gäſte ſchützt.

Die heißeſte Jahreszeit iſt auch auf den Canarien der Sommer vom Juni bis zum Oktober. Vom Juni an beginnt auf Tenerife die Vegetation zu vertrocknen und abzuſterben, ſoweit ſie nicht immergrün iſt. Auf der Nordſeite der Inſel (Orotava) wächſt die Temperatur von durchſchnittlich $22\frac{1}{4}^0$ im Juni auf $23\frac{1}{2}^0$ im Juli und auf $24\frac{3}{4}^0$ im

Auguſt, mit gelegentlichen Extremen von 29° und 30° und ſinkt im September wieder auf 22¾° und auf 21½° im Oktober. Die Südſeite der Inſel iſt durchſchnittlich 1° wärmer: Santa Cruz hat eine mittlere Jahrestemperatur von 21,6°; im Januar 17,6°, April 19,6°, Juli 25,4°, Oktober 23,7°. Im Juni und Juli wehen ganz kurze Zeit Oſtwinde bei trüber Witterung, im übrigen aber iſt über der Inſel beim Wehen des Nordoſtpaſſates meiſt die Luft klar bis in den Spätherbſt. Im heißen Auguſt wird die Landſchaft immer fahler und ſtaubiger, grüne Vegetation erhält ſich nur an den Stätten künſtlicher Bewäſſerung und in den oberen Gebirgsregionen. Das Unbehagen der Menſchen erreicht ſeine Höhe, wenn im September der Nordoſtpaſſat ausſetzt und Südoſtwinde (Levantewinde) vom afrikaniſchen Feſtland herüberdringen, deren Gluthauch alles Leben lähmt.

Gegen Ende September iſt ein meteorologiſches Interregnum eingetreten; der Paſſat iſt ganz eingeſchlafen, über dem Meer ſegeln keine Cumuluswolken mehr wie im Sommer, und die Brandung der Nordküſte, die im Sommer ihren Giſcht turmhoch über die Felſen ſpritzt, iſt gleichzeitig mit dem Paſſatwind niedergegangen. Nur der Antipaſſat zieht mit ſeinen feinen weißen Cirro-Stratus-Wolken hoch über den Pik weg. Gelegentlich verſchleiert ſich die hohe Antipaſſatregion dichter und ſendet kurze Schauer von dicken warmen Tropfen zur dürſtenden Erde. Dieſe ſog. „Südregen" werden in den Weingärten des Küſtengebietes jedesmal mit Freuden begrüßt. Während ſo im Unterland der Herbſt beginnt, hat im Gebirge auf den Cañadas der Sommer ſchon im Anfang Juli ſein Temperatur-Maximum überſchritten. Die Vegetationsperiode verläuft oben ſchneller als in tieferen Regionen. Wenn das Küſtengebiet in den Frühling eintritt, iſt in der Höhe noch winterliche Ruhe; dann aber geht's raſch, und ehe das Küſtenland noch in den Sommer kommt, geht oben ſchon der Sommer zu Ende. Freilich verwiſcht für das Gefühl die relativ niedrige Höhentemperatur dieſen Vorſprung des Gebirgsſommers.

Aus der ſommerlichen Ermattung erholt ſich langſam die canariſche Erde, wenn im November die erſten leichten Niederſchläge der Winterregen im Unterland fallen. Die Grenzregion des Paſſates und Antipaſſats hat ſich inzwiſchen langſam geſenkt und mit ihr auch die Wolkenzone. Im Sommer liegt auf Teneriſe die Zone der Landwolken zwiſchen 1200 und 2000 m Höhe auf den Bergen, im Winter ſteigt ſie bis zu 600 und 500 m

nach dem Niederland hinunter und im Frühling (März) erreicht sie das Küstengebiet. Dabei verdrängen im Herbst südliche Winde, im Winter auch kräftige, feuchte Nordwestwinde den sonst den ganzen Archipel beherrschenden Nordostpassat. Dem Unterland bringt die winterliche Regenzeit höchst selten heftige Güsse, sondern meist gelinde Schauer, die sich in Intervallen wiederholen bis zum März, gewöhnlich dem regenreichsten Monat des ganzen Jahres. Unter ihrem belebenden Einfluß kleidet sich die Erde allmählich wieder in frisches Grün, und mit dem Fallen der Temperatur von 20° im November auf 17½° im Dezember und auf 16¼° im Januar leben auch die Menschen erquickt auf. Schon im Februar zeigt das erneute Steigen des Quecksilbers auf 16½° den Einzug des Frühlings an. Eine balsamische milde Luft breitet sich über die Insel, und ein mäßig bedeckter Himmel verhüllt nur vorübergehend die freundlich wärmende Sonne. Die im Winter lahm gewordene Kraft des Nordostpassates beginnt wieder zu erstarken. Im März, der 17½° Wärme bringt, steht der zauberhafte subtropische Frühling im vollen Flor; trotz der nun häufigeren Regenschauer der herrlichste Monat des Jahres. Der April mit 18½° Temperatur sieht bereits alle Bäume frisch belaubt und die Bewohner des Unterlandes bei der ersten Getreideernte. Rasch steigt nun im Mai das Thermometer auf 20¾°, und damit beginnt im Übergang zum Sommer der alljährliche Kreislauf aufs Neue.

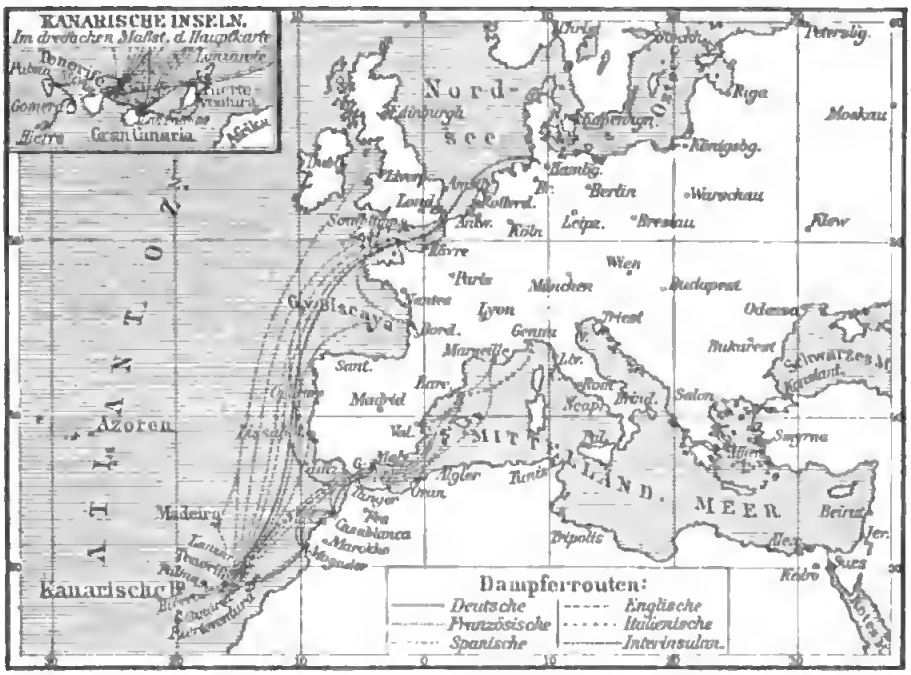
Im canarischen Archipel fallen also die meisten Regen in den kühlsten Monaten des Jahres, nicht in den wärmsten, wie in den Tropen. Es ist ein Gebiet der Winterregen. Deshalb und weil das Zusammentreffen des kühlen, von Norden kommenden Passatwindes mit der feuchtwarmen Luft des Golfstromes auch im Sommer eine die Sonnenstrahlung mäßigende, fast permanente Dunstschicht über den größten Teil der Insel breitet, entwickelt sich auch die Vegetation nicht zu so schwellender Üppigkeit wie in den nahen Tropen, sondern nur zu einem schönen, edlen Gleichmaß, und deshalb ist auch das Land durchaus gesund. Noch erhöht wird dieser gesunde Charakter Teneriffes durch das Fehlen aller Extreme im Klima, das darum namentlich für Brustkranke ein wahres Paradies ist. Allerdings übt diese dauernde Milde anderseits eine erschlaffende Wirkung auf den Organismus, namentlich auf die Verdauungskraft aus, aber durch einen schnellen Ortswechsel aus dem Küstengebiet in das Gebirge und durch energische Bewegung ist diesem Übelstand bald abzuhelfen.

Daß der Haupturheber der klimatiſchen Gleichförmigkeit der Golfſtrom iſt, wurde ſchon erwähnt. Von den Azoren her weicht er nach S.O. über Madeira zu den fünf canariſchen Weſtinſeln ab und begünſtigt ſie ähnlich, aber viel intenſiver als der nach N.O. auslaufende andere Arm die britiſchen Inſeln und das weſtliche Skandinavien. Die öſtlichen Canarien liegen nicht mehr in ſeinem Bereich und haben daher ein ausgeſprochen afrikaniſch-kontinentales Klima. Das in der Mitte des Archipels liegende Tenerife erfreut ſich des gemäßigtſten oceaniſchen Klimas, da hier die vom warmen Golfſtrom im Zuſammenwirken mit den kühlen Paſſatwinden erzeugte feuchte Dunſtſchicht nicht ſo ſtark iſt wie auf den weſtlicheren Inſeln, und doch auf ſeinen hohen Bergkämmen in den meiſten Monaten ein weithin ſchattendes, die Sonnenwirkung milderndes Wolkendach liegt. Nach der Südſeite der Inſel dringt aber der Golfſtrom nicht vor, und da durch die hohen in der Mitte der Inſel aufſteigenden Gebirgsrücken auch die nördlichen Winde von ihr ferngehalten werden, ſo iſt die Südhälfte Teneriſes beträchtlich trockener und heißer als die Nordhälfte.

Aus dieſer klimatiſchen Skizze iſt erſichtlich, daß für den naturfrohen Wanderer unſere Wintermonate vom Dezember bis April die beſte Reiſezeit für Tenerife ſind. Wer dann aus der nordiſchen Kälte zu den Glücklichen Inſeln entfliehen will, hat eine große Auswahl in den Reiſewegen, denn von Deutſchland, England, Frankreich, Spanien und Italien laufen zahlreiche Dampferlinien mit den verſchiedenſten Fahrbequemlichkeiten die Canarien an. (Siehe die Tabelle S. 16.) Am längſten dauert die Reiſe von Deutſchland (Hamburg), von wo die Woermann'ſchen Weſtafrikadampfer in 10 Tagen nach Santa Cruz auf Tenerife und in 11 Tagen nach Las Palmas auf Gran Canaria fahren; aber man hat die große Annehmlichkeit, auf einem heimiſchen Schiff zu ſein, direkt fahren zu können und keine Schwierigkeiten mit dem Umladen großer Gepäckſtücke zu haben. Von England (London, Plymouth, Liverpool ꝛc.) erreichen mehrere Weſt- und Südafrika-Linien Santa Cruz oder Las Palmas in 6—8 Tagen. Es ſind meiſtens große ſchöne Schiffe mit intereſſanter überſeeiſcher Geſellſchaft, aber die ſchwere und überreichliche engliſche Koſt iſt auf Seefahrten nicht Jedermanns Liebhaberei. Vorzüglich mit leicht verdaulichen ſchmackhaften Speiſen verpflegt wird man dagegen auf den franzöſiſchen Südamerikadampfern, die von Havre aus via Bordeaux in 10 Tagen, und auf den Weſtafrika-

dampfern, die von Marseille mit mehreren Zwischenhäfen in 7—14 Tagen nach den Canarien fahren.

Viel kürzer ist die Seereise von Spanien (Cadiz) nach Santa Cruz. Sie dauert gewöhnlich 3 Tage, aber die vorausgehende Landreise von Deutschland bis nach Cadiz ist im höchsten Maße ermüdend und unbequem, und wenn man nicht zufällig einen großen Handelsdampfer in Cadiz erwischt, ist man auf den kleinen spanischen Postschiffen so miserabel untergebracht, daß diese Tour sicherlich Keiner wiederholt, der einmal ihre Leiden



Dampferlinien nach den Canarischen Inseln.

ausgekostet hat. Will man also die längeren Seereisen von Deutschland, England und Westfrankreich vermeiden und vor allem auch den von diesen Linien gekreuzten Golf von Biscaya umgehen, der im Winter fast immer stürmisches Wetter hat, so bleibt als kürzeste Route mit schneller Fahrt durch das ruhigere Mittelmeer die von Marseille oder die von Genua ausgehende übrig. Die italienische Linie wird erklärlicherweise dem deutschen Reisenden sympathischer als die französische sein. Von Genua fahren alle 10 Tage die sehr schönen und vortrefflich gehaltenen Südamerikadampfer der Kompanie „Veloce" in 6 Tagen über Bar-

celona nach Las Palmas, und da die Landreiſe von Deutſchland nach Genua an Schnelligkeit und Bequemlichkeit kaum etwas zu wünſchen übrig läßt, ſo kann man bei direkter Durchfahrt von Deutſchland via Genua recht wohl in 8 Tagen auf die angenehmſte Weiſe nach den Canarien kommen. Ob man aber auf den Canarien in Las Palmas oder in Santa Cruz landet, das iſt für den Beſucher Teneriffes ziemlich gleichgiltig, denn von Las Palmas läuft jeden dritten Tag ein Dampferchen der engliſch geführten interinſularen Canarienlinie in wenigen Stunden nach Santa Cruz auf Tenerife, und bis zu ſeinem Abgang kann man die Zeit auf Gran Canaria mit einer ein- oder zweitägigen höchſt intereſſanten Tour nach Tafira, San Matéo und der Cumbre ausfüllen, die vortrefflich in die eigenartige Natur der Canariſchen Inſeln einführt.

Von Las Palmas oder Santa Cruz muß man ſpäter auch wieder die Heimreiſe antreten, weil nur ſie Dampferverbindung mit Europa haben. Verläßt man dann die Canarien etwa im Mai, um nach Deutſchland zurückzukehren, ſo kann man nichts Beſſeres thun als mit dem deutſchen Woermann-Dampfer direkt nach Hamburg zu fahren, denn das atlantiſche Meer, das im Winter und erſten Frühling ſtürmiſch und grau war, entfaltet jetzt ſeine ganze bezaubernde Herrlichkeit. Zudem bietet nun die ca. 10tägige Fahrt die beſte und wohl jedem Canarienreiſenden erwünſchte Muße, die Eindrücke der vergangenen Wochen zu verarbeiten, das Ganze nochmals vor dem geiſtigen Auge vorüberziehen zu laſſen und die geſammelten Notizen zu ordnen. Wer aber nicht direkt heimfahren will, ſondern den ſehr erklärlichen Wunſch hat, auf der Rückreiſe auch Spanien „mitzunehmen", der ſchicke wenigſtens ſein großes Gepäck direkt von den Canarien nach Haus, da ihm andernfalls die endloſen Zollſcherereien auf der Landreiſe das Reiſevergnügen gründlichſt verderben. Auch iſt dann dringend anzuraten, nicht mit den kleinen, ſchlechten ſpaniſchen Poſtdampfern nach Cadiz zu fahren, ſondern mit irgend einem anderen Schiff nach Malaga oder noch beſſer nach Gibraltar, wo man eine höchſt intereſſante lebendige Hafenſtadt, einen wahren Völkerbazar finden wird und nicht der Gewißheit entgegengeht, von einer allem Anſchein nach wohlorganiſierten Räuberbande von Bootsleuten, Zöllnern, Kutſchern und Poliziſten ſchamlos ausgeplündert zu werden, wie in Cadiz. Die Weiterreiſe von Gibraltar oder Malaga nach dem märchenhaften Granada, nach dem ſonnigen, unverfälſcht

ſpaniſchen Sevilla, nach dem düſteren Cordoba, dem ſtolzen Toledo, dem halbfranzöſiſchen Madrid mit ſeinen unvergleichlichen Kunſtſchätzen und ſchließlich via Paris nach Deutſchland iſt dann von ſelbſt gegeben.

Die Ausrüſtung für eine winterliche Tenerifereiſe braucht nicht viel anders zu ſein als die für eine Riviera- oder Sicilienreiſe in der gleichen Jahreszeit. Auch da hat man ſich vor allen Dingen davor zu hüten, daß man zu viel mitnimmt. Das erſte Erfordernis iſt ein warmer Winteranzug für die Überfahrt nebſt einem tüchtigen Reiſemantel. Auf Tenerife ſelbſt braucht man dieſe ſchwerere Kleidung nur, wenn man ins Gebirge, namentlich zum Pik, aufſteigt; dann aber unter allen Umſtänden. Sonſt fühlt man ſich überall in den tieferen Landesteilen am wohlſten im leichten Frühjahrsgewand — nicht Sommeranzug! —, das auch am beſten aus Wollſtoff beſteht. Daneben wird man ſolide Kniehoſen (knickerbockers) aus ſog. engliſchem Leder oder aus ſtarkem, aber nicht flauſigem Loden ſehr praktiſch finden; am meiſten in Verbindung mit ledernen Reitgamaſchen, da jeder größere Ausflug zu Pferd oder zu Maultier gemacht wird. Bei leichtem wollenen Unterzeug („Jägergewebe") fühlt man ſich auch im canariſchen Winterklima am behaglichſten. Wer nicht damit verſehen iſt, bekommt dies und vieles andere in den Läden von Santa Cruz oder Orotava, deren Waren recht gut und preiswert ſind. Auch Schuhwerk iſt in guter Qualität dort zu haben, da es im Land ſelbſt aus Ziegenleder hergeſtellt wird. Aber für Touriſten, die im Gebirge umherſteigen wollen, iſt es durchaus nötig, aus Europa ein Paar derbe rindslederne Schnürſtiefel mitzubringen. Dieſelben müſſen zwar ordentlich vernagelt ſein, brauchen aber keine Flügelnägel wie für europäiſch-alpine Hochtouren zu haben, ſelbſt nicht für die Pikbeſteigung; ſie würden auf dem glasharten Lavafelſen ſogar hinderlich ſein.

Dagegen iſt ein im Winter ganz unentbehrliches Ausrüſtungsſtück ein waſſerdichter Gummiregenrock, möglichſt lang und weit, damit er auch beim Reiten den ganzen Körper umhüllt. Ohne dieſes Schutzmittel iſt im Winter eine Tour im Gebirge, wo man oft ſtundenlang den Niederſchlägen der Wolkenregion ausgeſetzt iſt, von vornherein als mißlungen anzuſehen. Oberhalb der Wolkenregion am Pik iſt es dagegen wüſtenhaft trocken und heiß; dort braucht man den Regenmantel ebenſowenig wie im Küſtengebiet, wo ein Regenſchirm gegen gelegentliche Güſſe völlig ausreicht. Nennen wir ſchließlich noch einen leichten

weichen Filzhut und für Hochtouren eine graue (nicht blaue) Brille, so sind die wichtigsten Bekleidungsstücke aufgezählt. Bergstöcke bekommt man bei Bedarf im Land, Eispickel sind natürlich überflüssig.

Wer für wissenschaftliche Zwecke reist, weiß selbst am besten, was für Instrumente er mitzunehmen hat. Aber auch jeder gebildete Tourist kann für die Wissenschaft recht brauchbares Material sammeln, wenn er z. B. an allen namhaften Punkten seiner Touren gewissenhaft Temperatur- und Barometermessungen vornimmt, aus denen später die Höhe der Örter berechnet werden kann. Steht doch sogar die Höhe der Pikspitze noch nicht ganz genau fest! Die handlichsten Hilfsmittel zu solchen Messungen sind ein gutes Aneroidbarometer, wie sie unter anderen die Firma Otto Bohne in Berlin, Prinzenstr. 90, herstellt, und einige Schleuderthermometer (Psychrometer), wie sie z. B. von dem bewährten Institut von A. Fueß in Steglitz bei Berlin geliefert werden. Natürlich muß das Aneroid vor der Reise von irgend einem physikalischen Institut in Europa, z. B. der Physikalischen Reichsanstalt in Potsdam, genau geprüft und auf Tenerife jedesmal mit einem Quecksilberbarometer verglichen werden, so oft ein solches zugänglich ist, am besten in Santa Cruz und in Puerto Orotava.

Auch ist sehr die Mitnahme eines kleinen photographischen Apparates anzuraten, etwa mit 9×12 cm Plattengröße, der auf Touren im Etui am Sattel hängt, während man selbst das Aneroid am Riemen um die Schulter und das Thermometer mit dem Notizbuch in der Brusttasche trägt. Gut gearbeitete Rollkassetten mit Filmsrollen sind zwar sehr bequem, aber ihr Mechanismus gerät ebenso leicht in Unordnung wie der von Wechselkassetten. Sicherer sind mehrere Doppelkassetten, deren Inhalt man abends im Dunkeln beim Licht eines mitgenommenen roten Glascylinders auswechselt. Auch sie kann man leicht für Films einrichten lassen, um nicht mit dem schweren Gewicht vieler Glasplatten belastet zu sein. Das Beste bleiben freilich immer gute Glas-Trockenplatten. In Santa Cruz und Orotava kann man zwar recht gute Photographieen der wichtigsten Kultur- und Naturdinge Teneriffes kaufen, aber keine aus entlegeneren Gebieten der Insel, die oft gerade die interessantesten sind. Nach der Expedition werden die Films oder Platten wieder in die Originalverpackung sorgsam eingepackt und möglichst luftdicht verklebt und erst nach der Heimkehr in Europa entwickelt. Für die Beförderung gerade der photographischen Aus-

rüſtung iſt es übrigens ſehr wichtig, daß ſowohl Las Palmas wie Santa Cruz Freihäfen ſind, wo es keine Zollreviſion und keine Öffnung des Gepäckes gibt.

Zu den unentbehrlichen Ausrüſtungsſtücken gehört ſchließlich auch der Creditbrief. Man thut am beſten, ſich einen ſolchen durch Vermittelung ſeines heimiſchen Bankiers von einem Hamburger oder Londoner Handelshaus an einen ihrer Geſchäftsfreunde in Tenerife ausſtellen zu laſſen. Am ratſamſten iſt die Ausſtellung in engliſchen £ Sterling, weil man dann auf Tenerife bei der Auszahlung in der ſpaniſchen Landesmünze (pesetas) ein hohes Goldagio genießt. Die Handelshäuſer Hamilton und Co. oder Elder, Dempſter und Co. oder Forwood Brothers und andere in Santa Cruz ſind ſehr gefällig und ſtehen den an ſie Empfohlenen mit Rat und That jederzeit bei. Auch läßt man ſeine Poſtſendungen aus der Heimat am beſten an eins dieſer Handelshäuſer adreſſieren, dem man empfohlen iſt, denn durch ſie bekommt man Briefe und Packete viel ſicherer nach anderen Orten der Inſel nachgeſchickt als durch die ſpaniſche Landespoſt. Der Telegraph reicht von Santa Cruz, das Kabelverbindung mit Spanien hat, über Laguna und Orotava bis nach Icod, ſo daß man von dort für 1,85 Peſetas pro Wort nach Deutſchland depeſchieren kann. Daß man ſich in allen ſchwierigen Lagen an das kaiſerliche Konſulat in Santa Cruz wendet, bedarf keiner Begründung. Ohnehin wird es kein deutſcher Reiſender verſäumen, unſerm vortrefflichen Reichsvertreter Herrn Konſul Büchle in Santa Cruz ſeine Aufwartung zu machen, deſſen Liebenswürdigkeit ebenſo hoch ſteht wie ſeine in langjährigem Aufenthalt auf Tenerife gewonnene Landeskenntnis.

Für die Unterkunft des Reiſenden iſt auf der Inſel gut geſorgt. An Gaſthäuſern iſt kein Mangel, und ſeitdem namentlich die Engländer die Inſel in die Reihe ihrer Winterquartiere aufgenommen haben, ſind in den Hauptorten Santa Cruz, Laguna, Orotava, Icod und Guimar einige Hotels von meiſt geringer Größe entſtanden, die auch für längeren Aufenthalt ein ſelbſt den anſpruchsvollen Reiſenden befriedigendes Maß von Komfort bieten. Obenan ſtehen Camacho's Hotel und das International Hotel in Santa Cruz, das Hotel Aguere in Laguna, das impoſante Grand Hotel und das kleinere, aber behaglichere Hotel Martianez in Puerto Orotava, das Hotel Heſperides in Villa Orotava, das Engliſh Hotel in Icod und das kleine ſtille Hotel Buen Retiro in Guimar.

Sie alle haben engliſche oder deutſche Geſchäftsführer. Aber auch mehrere kleinere Gaſthäuſer ſind ganz gut, und ſelbſt in einigen ſpaniſchen „Fondas“, wie z. B. in der Fonda del Pico in Villa Orotava, läßt es ſich längere Zeit ſehr wohl aushalten. Orte ohne Gaſthäuſer haben gewöhnlich wenigſtens eine „Venta“, wo man zu billigem Preis Quartier und einfache Koſt erhält; und wo es auch keine Venta gibt, da bietet doch ſtets die Gaſtlichkeit irgend eines Isleño gegen geringes Entgelt Unterkommen und Nahrung. Für dieſen letzteren Fall iſt aber ein Empfehlungsbrief von irgend einem Freund des betreffenden Landmannes in Santa Cruz, Orotava u. ſ. w. höchſt nützlich.

Die Gaſthäuſer haben meiſtens feſte Penſionspreiſe; die engliſchen berechnen 8—10 „Shillings“ (nicht Peſetas), die ſpaniſchen 4—6 Shillings pro Tag, je nachdem man nach „engliſh“ oder „native ſtyle“ lebt, d. h. drei oder vier Mahlzeiten nimmt. Man muß deshalb gleich von vornherein akkordieren. Akkordieren muß man aber auch für alle anderen Leiſtungen, wenn man keine peinlichen Überraſchungen erleben will. Mietet man z. B. ein Reittier, ſei es Pferd oder Mulo, ſo iſt ausdrücklich zu fordern, daß für den ausbedungenen Preis der Mann (arriero) ohne weiteren Lohn mitgeht und ſich und ſein Tier dabei ſelbſt verpflegt. Selbſtverſtändlich wird man ihm, wenn er ſich gut aufführt, auf der Tour vom eignen Proviant etwas zukommen laſſen und ihm am Ende der Reiſe ein Trinkgeld je nach Zufriedenheit geben; aber dies bleibt doch immer dem guten Willen anheimgeſtellt.

Für Reiſen im Innern der Inſel iſt eine wenn auch nur mangelhafte Kenntnis der ſpaniſchen Sprache außerordentlich nützlich. Wenn man ſich nur auf der Hauptroute von Santa Cruz nach Orotava und Icod bewegt, kommt man zwar mit engliſch (— deutſch oder franzöſiſch verſteht kein Menſch! —) aus, aber darüber hinaus reicht dieſes Verſtändigungsmittel nicht. Die Arrieros und die Landleute ſprechen nur ſpaniſch, ſo daß man ohne einen Dolmetſcher nicht weiter im Land umherreiſen könnte, wenn man nicht ſelbſt etwas ſpaniſch ſpricht, was bei der Einfachheit und Schönheit dieſer Sprache eine höchſt dankbare und leichte Sache iſt. Das kleine ſpaniſche Bändchen aus „Meyers Sprachführern“ iſt ein äußerſt praktiſches Hilfsmittel auf der Reiſe.

Jeder Reiſende ſollte bei größeren Touren eine kleine Taſchenapotheke mitnehmen mit den auch für europäiſche Gebirgsreiſen empfohlenen Medikamenten und Verbandſtoffen. In Santa Cruz und

Puerto Orotava gibt es zwar deutsche und andere gute Ärzte, im übrigen Land wohnen aber gewöhnlich nur spanische Medizinmänner oder überhaupt keine. Man wird übrigens ihres Beistandes in dem herrlichen Klima nicht bedürfen, wenn man sich vor Excessen hütet, nicht viel Obst — außer den gut bekömmlichen Orangen — ißt, dessen sehr verführerischer Genuß böse Diarrhöen zur Folge hat, nach jedem Naßwerden baldigst die Kleider wechselt, womöglich täglich badet und nicht in feuchten Parterreräumen schläft, worauf man in den Gasthäusern vor allem achten sollte.

Schließlich noch einiges über die Tenerife-Litteratur zur Vorbereitung und Reiselektüre. Wem es nur einigermaßen Ernst um die Kenntnis des Landes ist, der wird vor dem Besuch Teneriffes vor allem andern lesen, was der größte Naturforscher der neueren Zeit, A. von Humboldt, bei seinem kurzen Aufenthalt auf der Insel (1799) mit dem Auge des Genies beobachtet und später (1814) mit dem Stift des großen Künstlers veranschaulicht hat. Deutsch ist seine „Reise in die Aequinoktial-Gegenden" 1861 erschienen. Von seinen nächsten Nachfolgern hat der bedeutendste Geolog seiner Zeit, L. von Buch, am meisten zu unserm Wissen von der Insel beigetragen. Sein 1825 erschienenes stattliches Werk „Physikalische Beschreibung der Canarischen Inseln" ist auch für jeden modernen Reisenden noch voll von Anregung und Belehrung, obgleich Buch's auf den Canarien gewonnene Theorie der Erhebungskratere längst ihre herrschende Geltung verloren hat. Noch weit umfangreicher und alle Seiten der Landesnatur betrachtend ist das 1836—50 veröffentlichte Werk von Barker Webb und Sabin Berthelot „Histoire naturelle des Iles Canaries", das die in einem langjährigen Aufenthalt gesammelten Erfahrungen und Beobachtungen in gediegener Ausführlichkeit verarbeitet. Viel weniger lehrhaft und mit erfrischendem Humor geschrieben, bietet ferner das einbändige Buch von Piazzi Smyth „Teneriffe, an astronomers experiment" namentlich aus den höchsten Regionen Teneriffes eine Fülle von vorwiegend astronomischen, meteorologischen und geologischen Beobachtungen, die man mit großem Genuß und Gewinn liest.

Eine vollständige Landeskunde des canarischen Archipels, auch mit einer genauen Einführung in seine Eroberungsgeschichte, sind dagegen die 1861—66 in der Berliner Zeitschrift f. Erdkunde erschienenen Aufsätze von C. Bolle, von denen für den Tenerife-Reisenden zunächst der Abschnitt

über dieſe Inſel (1861, Bd. XI) außer dem allgemeinen Teil (1861, Bd. X) in Betracht kommt. Der außerordentlich reiche Inhalt und die ſehr gewandte Darſtellung machen dieſe Arbeiten mit zum Beſten, was je über die Canarien geſchrieben worden iſt. Es iſt nur ſchade, daß ſie niemals in ein Buch vereint wurden. Ebenſo zerſtreut über mehrere Fachpublikationen und Jahre ſind die höchſt wertvollen Arbeiten von K. von Fritſch, G. Hartung und W. Reiß über die Canariſchen Inſeln. Aber für Tenerife gibt ihr 1867 erſchienener geologiſch-topographiſcher Atlas mit ſeiner prachtvollen Karte und der 1868 von Fritſch und Reiß herausgegebne handliche Band „Geologiſche Beſchreibung der Inſel Tenerife“ ein ſo vorzügliches Bild vom Aufbau und von der Geſtalt der Inſel, daß das Studium dieſer beiden Bücher für jeden gewiſſenhaften Tenerife-Reiſenden unentbehrlich erſcheint. Ihre notwendige Ergänzung für die Vegetations- und Volkskunde von Tenerife bildet das glänzend geſchriebene, an feinſinnigen Beobachtungen und äſthetiſchen Eindrücken reiche Buch des Botanikers H. Chriſt „Eine Frühlingsfahrt nach den Canariſchen Inſeln“ (1886), das man auch als Reiſelektüre immer wieder mit Freude zur Hand nehmen wird.

An dieſe allgemeinen Hauptwerke über die Inſel Tenerife reiht ſich eine große Zahl von wiſſenſchaftlichen Specialſtudien, unter denen nur der ausgezeichnete Aufſatz von K. v. Fritſch „Über die oſtatlantiſchen Inſelgruppen“ (im Bericht der Senkenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft, Frankfurt 1870) namhaft gemacht ſei, und von Schilderungen nicht fachmänniſch gebildeter Reiſender aus aller Herren Länder. Sie reichen aber nicht hin, um ein abgerundetes richtiges Bild von Tenerife zu geben. Die wichtigſten ſind in der nachſtehenden Litteraturüberſicht mit einem Sternchen bezeichnet. Als Reiſelektüre eignen ſich davon am meiſten die neueren Bücher von J. v. Löher (1876), J. Leclerque (1880), D. Stone (1887), Samler Brown (1890), C. Verneau (1891) und Victor Meyer (1893); namentlich S. Brown's Buch iſt als eine Art Touriſtenführer für den ganzen Archipel trotz ſeiner Unwiſſenſchaftlichkeit ſehr nützlich.

Viel ſchlechter als mit der Litteratur iſt es mit den Karten von Tenerife beſtellt. Die engliſche Admiralitätskarte iſt faſt nur eine Umrißkarte mit ganz wenigen Details im Inland. L. von Buch's Karte kann nur als ein ſchönes Schema aufgefaßt werden und iſt für die Reiſe im Land ſelbſt unbrauchbar. Sehr reich an Details, aber

ſchlecht in den Umriſſen und der Gebirgszeichnung ſind ferner die Karten im Prachtwerk von Barker Webb und Berthelot. Ebenſo falſch in den Konturen und mit ebenſowenig Verſtändnis für den Gebirgsbau iſt die ſpaniſche Karte von F. Coello gezeichnet, aber ſie enthält viele Ortsnamen, wodurch ſie praktiſch verwendbarer wird. Sie alle werden indeſſen weit übertroffen von der wundervoll plaſtiſchen und in den orographiſchen Einzelheiten durchaus korrekten Karte im oben genannten Atlas von Fritſch, Hartung und Reiß, die trotz ihrer Armut an Namen bisher noch die beſte Karte von Tenerife iſt. Wieweit es mir nun gelungen iſt, ſie durch die meinem vorliegenden Buch beigegebenen Karten zu ergänzen, indem ich nach eigenen Aufnahmen Details hinzugefügt, die wichtigſten von mir gemeſſenen Vegetationszonen und die Verkehrswege eingetragen habe, das möge der Leſer ſelbſt beurteilen.

Litteratur über Tenerife.

Bücher.

Bontier und Leverrier (die Kapläne Bethencourts): Le Canarien. Paris 1626.

P. A. de Castillo: Descripcion historica y geografica de las Islas Canarias. 1737.

George Glas: History of the Canary Islands (nach Galindo, 1632). London 1764.

Viera y Clavijo: Noticias de la historia general de las Islas Canarias. Madrid 1772. Neu gedruckt 1858.

Bory de St. Vincent: Essay sur les Iles fortunées et l'antique Atlantide. An 11 (1803). Überſetzt von Ehrmann in Bibl. der Reiſebeſchreibg., Weimar 1804.

*A. v. Humboldt: Relation historique du voyage dans les régions equinoxiales du nouveau continent. 1814. Überſetzt von Hauff, Stuttgart 1861.

*L. v. Buch: Phyſikaliſche Beſchreibung der Canariſchen Inſeln. Berlin 1825.

F. C. Mac Gregor: Die Canariſchen Inſeln nach ihrem gegenwärtigen Zuſtande. Herausgegeben von C. N. Röding, Hannover 1831.

*Barker Webb & S. Berthelot: Histoire naturelle des Iles Canaries. Paris 1836—50.

J. v. Minutoli: Die Canariſchen Inſeln, ihre Vergangenheit und Zukunft. 1854.

Ch. Lyell: a manual of elementary geology. London 1855.

*C. Piazzi Smyth: Teneriffe, an Astronomers Experiment. London 1858.

E. Murray: Sixteen years of an artist's life in Marocco, Spain and the Canary Islands. London 1859.

H. Schacht: Madeira und Tenerife mit ihrer Vegetation. Berlin 1859.

*C. Bolle: Die Canariſchen Inſeln. Berliner Zeitſchrift für allgem. Erdkunde, 1861. XI: Tenerife.

G. de Belcastel: Les Iles Canaries et la vallée d'Orotava. Paris 1862.

Pedro de Olive: Diccionario estadistico-administrativo de las Islas Canarias. Barcelona 1865.

K. v. Fritſch: Meteorologiſche und klimatologiſche Beiträge zur Kenntnis der Canariſchen Inſeln; Petermann's Mittheilungen 1866. (Reiſe 1862.) — Reiſebilder von den Canariſchen Inſeln; Petermann's Ergänzungsheft Nr. 22, 1867.

*K. v. Fritſch, G. Hartung und W. Reiß: Teneriſe, geologiſch-topographiſch dargeſtellt. Winterthur 1867.

*K. v. Fritſch und W. Reiß: Geologiſche Beſchreibung der Inſel Teneriſe. Winterthur 1868.

R. Greeſ: Reiſe nach den Canariſchen Inſeln. Bonn 1868.

*K. von Fritſch: Über die oſtatlantiſchen Inſelgruppen. Bericht der Senckenbergiſchen naturforſchenden Geſellſchaft. Frankfurt 1869/70.

Ernſt Haeckel: Eine Beſteigung des Pik von Teneriffa. Zeitſchrift d. Geſellſch. f. Erdkunde, Bd. V, Berlin 1870.

F. C. Roll: Der Pik von Teneriffa und die Cañadas. Jahresber. d. Frankfurter Vereins f. Geographie u. Statiſtik 1871/72.

E. Pégot-Ogier: Les Iles fortunées on l'Archipel des Canaries. Paris 1869. Engliſch, London 1871.

*G. Chil y Naranjo: Estudios historicos, climatologicos y patologicos de las Islas Canarias. Las Palmas 1876.

J. v. Löher: Nach den glücklichen Inſeln; Canariſche Reiſetage. Bielefeld 1876. — Das Canarierbuch. München 1895.

Berthelot. Antiquités canariennes. Paris 1879.

J. Leclerque: Voyage aux Iles fortunées. Paris 1880.

Millares: Historia general de las Islas Canarias. Las Palmas 1882—95.

W. Marcet: The Island of Teneriffe. Southern and Swiss health-resorts, London 1883.

E. D'Albertis: Crociera del Corsaro alle isole Madera e Canarie. Genua 1884.

*H. Chriſt: Eine Frühlingsfahrt nach den Canariſchen Inſeln. 1886.

Ch. Edwardes; Rides and Studies in the Canary Islands. 1887.

Chun, Bericht über eine Reiſe nach den Canariſchen Inſeln. Sitzungsberichte d. Berliner Akademie, 1888.

Olivia Stone: Tenerife and its Six Satellites. London 1889.

O. Simony: Über eine naturwiſſenſchaftliche Reiſe nach der öſtlichen Gruppe der Canariſchen Inſeln. Mittheil. d. k. k. Geogr. Geſellſch. in Wien, 1890.

*Samler Brown: Madeira and the Canary Islands. London 1890.

*R. Verneau: Cinq années de séjour aux Iles Canaries. Paris 1891.

Ellerbeck: Gnide to the Canary Islands. London 1892.

Victor Meyer: Märztage im canariſchen Archipel. Leipzig 1893.

Aurel Krauſe: Teneriſe. Deutſche Geograph. Blätter, Bd. XVII. Bremen 1894.

Karten.

Die engliſchen Admiralitäts-Karten; korrigiert London 1890.

Cartas de las Islas Canarias, por el Capitan A. T. E. Vidal. Direccion de Hidrografia, Madrid. (Nach der engliſchen Admiralitätskarte.)

Las Islas Canarias, por el Coronel Francisco Coello. Madrid.

*Teneriſe, entworfen von Fritſch, Hartung und Reiß. Winterthur 1867.

Die wichtigsten Dampferlinien nach den Canarischen Inseln.

(Die besten Linien sind mit * bezeichnet.)

Name der Linie	Abfahrtszeit	Einschiffungs-Hafen	Ausschiffungs-Hafen	Überfahrts-dauer	Zwischenhäfen
Deutsche.					
*Afrikanische Dampfschiffs-Aktien-Gesellschaft, Woermann-Linie	15. u. letzten jedes Mts.	Hamburg	Santa Cruz	10 bz. 17 Tage	am letzten jeden Monats direkt (10 Tage); am 15. üb. Tanger, Casablanca, Mogador (17 T.)
do.	15., 20. und letzten jedes Monats	Hamburg	Las Palmas	11 bz. 16 Tage	am 20. u. letzten direkt (11 Tage); am 15. über Tanger, Casablanca, Mogador (16 Tage).
Englische.					
British & African Steam Nav. Co.	jeden 2. Mittwoch vom 13. März ab	Liverpool	Santa Cruz	8 Tage	Madeira
African Steam Ship Co.	jeden Sonnabend	Liverpool	Las Palmas	7 Tage	direkt
*Union Steam Ship Co.	jeden 2. Sonnabend vom 9. März ab	London und Southampton	Santa Cruz	6 Tage	Lissabon
*Castle Mail Packets Co.	jeden 2. Sonnabend vom 16. März ab	London und Southampton	Las Palmas	6 Tage	direkt
New Zealand Shipping Co.	vom 7. März ab alle 4 Wochen	London und Plymouth	Santa Cruz	7 Tage	direkt
Shaw Savill & Albion Co.	vom 21. März ab alle 4 Wochen	London und Plymouth	Santa Cruz	7 Tage	direkt
Forwood Brothers	alle 5 Wochen	London	Santa Cruz	8 Tage	Las Palmas

Name der Linie	Abfahrtszeit	Einschiffungs-Hafen	Ausschiffungs-Hafen	Überfahrts-dauer	Zwischenhafen
Französische.					
*Compagnie Générale Transatlantique	monatl. am 11.	Marseille	Santa Cruz	7 Tage	Barcelona, Malaga
Chargeurs réunis	vom 10. März ab alle 2 Monate	Havre	Santa Cruz	10 Tage	Bordeaux
Fraissinet & Co.	vom 25. März ab alle 2 Monate	Marseille	Las Palmas	12 Tage	Oran
Compagnie Paquet	7. und 22. jedes Mts.	Marseille	Santa Cruz	14 Tage	Ceuta, Gibraltar, Tanger, Casablanca, Mazagan, Saffi, Mogador
Italienische.					
*La Veloce	1. jedes Monats	Genua	Santa Cruz	7 Tage	Barcelona
do.	8. jedes Monats	Genua	Las Palmas	6 Tage	Barcelona
Spanische.					
Compañia transatlantica	3. u. 18. jedes Monats	Cadiz	Santa Cruz	3 Tage	Las Palmas
Sociedad de Nav. de Industria (Spanische Post)	2 mal monatlich	Cadiz	Santa Cruz	3 Tage	direkt
Pinillos Sáenz & Co.	monatlich 1 mal	Barcelona	Santa Cruz	8 Tage	Valencia, Malaga, Cadiz, Las Palmas
E. Pi & Co.	monatlich 1 mal	Barcelona	Santa Cruz	9 Tage	Valencia, Malaga, Gibraltar, Cadiz

Die kleinen Dampfer der Interinsularen Post gehen einmal wöchentlich von Santa Cruz (Teneriffe) nach den östlichen Inseln und einmal wöchentlich von Las Palmas (Gran Canaria) nach den westlichen Inseln; außerdem zweimal wöchentlich von Santa Cruz nach Las Palmas und zurück nach Santa Cruz.

2. Tenerife.

Seine Entstehung, Gestalt und Bewohner.

Die Insel Tenerife ist vulkanisch, wie ihre sechs Nachbarinseln Gran Canaria, Palma, Hierro, Gomera, Lanzarote, Fuerteventura, die mit ihr und fünf kleineren Eilanden den canarischen Archipel zusammensetzen.

Auf der ganzen Erde sind die vulkanischen Erscheinungen und Gebilde die Folgen tiefer, durch Spannung oder durch Schrumpfung entstandener Zerreißungen und Verwerfungen der Erdrinde. Wo ein derartig entstandener Bruch oder Spalte bis in tiefe Erdregionen eindringt, da wird das glühende Magma des Erdinneren frei und dringt unter dem Druck der einsinkenden Erdschollen mächtig zur Oberfläche. Die stärksten vulkanischen Erscheinungen müssen immer da auftreten, wo die Spalten am tiefsten sind und der Druck der sinkenden Erdkruste am größten ist. Kurze Brüche tragen natürlich nur wenige, resp. nur einen Vulkan, lange Brüche deren aber eine ganze Reihe. Und da die Spannung oder Faltung der Erdrinde immer erst sehr gewaltig sein muß, ehe es zu einem Riß oder Bruch kommen kann, so reicht ihre Wirkung auch meist über große Strecken des Globus. Die Ausdehnung der Spalten ist also meistens sehr lang, und die aus ihnen herauswachsenden Vulkane sind deshalb fast überall auf der Erde zu langen Reihen angeordnet, wenn auch oft mit großen Zwischenräumen zwischen den einzelnen Gruppen.

Eine riesige Länge haben so z. B. die Vulkanreihen um den pazifischen Ocean herum, wo auf der Westseite Amerikas die Faltung der Andenketten eine ungeheuer lange Bruchzone verursacht hat, die sich mit zahllosen Vulkanen gekrönt hat; und wo auf der Ostseite Asiens durch Niedersinken der Erdrinde jene kolossale Spalte entstanden ist, die durch den weitgebogenen Vulkankranz der ostasiatischen Inselwelt be-

zeichnet ist. Das Gebiet des pazifischen Oceans ist im großen Ganzen eine riesenhafte niedergesunkene und vom Meer überflutete Erdscholle, umsäumt von ebenso gewaltigen Vulkanreihen.

Auch der atlantische Ocean hat eine solche, von der nördlichen bis zur südlichen Polarzone reichende ungeheuere Verwerfung der Erdrinde, aus welcher Vulkane aufgestiegen sind. Sie säumt aber nicht den atlantischen Ocean, sondern läuft mitten durch ihn hin. Deshalb ragen nur ihre stärksten vulkanischen Aufschüttungen über den Meeresspiegel heraus und erscheinen als einzelne, durch weite Lücken getrennte vulkanische Inselgruppen, während die niedrigeren Gebilde unterseeisch, unsichtbar bleiben. Doch läßt die Reihenanordnung dieser Vulkaninseln die Richtung der großen submarinen Bruchzone, die sie hervorgebracht hat, deutlich erkennen. Die lange atlantische Vulkaninsel-Reihe beginnt hoch im Norden mit dem einsamen Eiland Jan Mayen. Ihr folgt südlich das äußerst aktiv-vulkanische Gebiet der großen Insel Island. Nach einer weiten Lücke nimmt der Azorenarchipel die Reihe wieder auf; ihm schließt sich Madeira und in noch näher zu bezeichnendem Sinn die canarische Inselgruppe an. Über die Capverden läuft die Linie weiter, weit hinaus in den südatlantischen Ocean zu den vulkanischen Inseln Ascension und Sankt Helena und endet mit dem entlegenen südpolaren Eiland Tristaõ da Cunha oder vielleicht gar in den noch ferneren Bouvet-Inseln.

Diese riesige Vulkanlinie fällt größtenteils mit der mittleren Erhebung des atlantischen Meeresbodens zusammen und bekundet schon dadurch ihren inneren Zusammenhang mit dieser submarinen Erhebung. Auch ist es sehr bemerkenswert, daß sie in großem Zug die Kurve der westlichen europäisch-afrikanischen Festlandsküste wiederholt.

Wie bei allen großen Bruchzonen der Erdrinde laufen auch hier mehrere kleine Nebenbrüche neben der Hauptspalte her und mehrere kürzere Quer- oder Transversalspalten über sie weg. Auch sie tragen Vulkane. Und der größte dieser Transversalbrüche ist es nun, dem der canarische Vulkanarchipel seine Entstehung verdankt. Warum diese Querspalte gerade in dieser Region sich gebildet hat, erhellt sofort, wenn wir ihre Richtung ostwärts zum afrikanischen Festland verfolgen. Dort liegen in ihrer Fortsetzung die hohen, langen Gebirgsketten des Atlas, die die Erdrinde gewaltig verworfen und gefaltet haben. Nach Südwesten läuft die mächtige Atlasfaltung unter dem Meer weiter, und wo sie sich der großen atlantischen Bruchzone nähert, da finden ihre ziehenden und

ſchiebenden Kräfte weniger Widerſtand in der Erdrinde, ihre Verwerfungen ſetzen in größere Erdtiefen nieder, und unter Mitwirkung des eindringenden, verdampfenden Meerwaſſers löſte ſich hier die Glut des Inneren in beſonders heftigem Vulkanismus.

Der canariſche Archipel liegt zwiſchen 27° 30′ und 29° 24′ nördl. Breite, und zwiſchen 13° 20′ und 18° 10′ weſtl. Länge. Dem afrikaniſchen Feſtland nähert ſich am meiſten die Oſtküſte der Inſel Fuerteventura, die durch eine ca. 100 Kilometer breite Meeresſtraße vom afrikaniſchen Cap Juby getrennt iſt.

Die Hauptrichtung der Inſelgruppe und ihrer Vulkanreihen läuft von O.N.O. nach W.S.W., wie die benachbarten Ketten des Atlasgebirges. Und wo auf ihnen ein älteres Grundgebirge entweder frei oder unter den vulkaniſchen Laven gefunden wird, wie namentlich auf Palma, Gomera, Fuerteventura, da iſt es der nämliche Diabas, der nämliche Grünſtein wie im weſtlichen Atlas.

Damit iſt aber nicht geſagt, daß auch ein überſeeiſcher Landzuſammenhang des canariſchen Gebietes mit dem afrikaniſchen Kontinent beſtanden hat, wenigſtens nicht in jüngeren geologiſchen Perioden. Im Gegenteil, das Diabasgebirge hat hier wahrſcheinlich ſchon vor der Tertiärzeit Inſeln gebildet. An vielen Stellen kommen nämlich in den Diabasmaſſen Eroſionsthäler zum Vorſchein, die von älteren Laven ausgefüllt ſind; daraus müſſen wir ſchließen, daß das Diabas-Grundgebirge lange über das Meer hinausragend dem fließenden atmoſphäriſchen Waſſer ausgeſetzt war, ehe es von vulkaniſchen Ausbrüchen übergoſſen wurde. Einen großen geſchloſſenen Landkörper hat hier aber das Diabasgebirge in jüngeren geologiſchen Zeiten ſicherlich nicht gebildet, denn Anzeichen von umfänglichen Senkungen, durch die hier etwa erſt im Tertiär eine ehemalige Diabaslandmaſſe in Inſeln zerfallen wäre, fehlen gänzlich, wogegen zahlreiche Merkmale für Hebung ſprechen. Zunächſt kommen auf faſt allen Canarien über dem Diabasgebirge gehobene marine Schichten mit Verſteinerungen vor. Die älteſten von ihnen ſind mittelmiocän und entſprechen etwa der ſchweizer Molaſſe. Durch vulkaniſche Kräfte allein können aber dieſe Hebungen nicht verurſacht ſein, denn ſie beſchränken ſich nicht auf die vulkaniſche Region der Canarien, ſondern erſtrecken ſich ſchon von der Kreideperiode an auf die Geſtade von Weſtmarokko, auf den größten Teil der Mittelmeerküſten und ſelbſt auf die atlantiſche Küſte Amerikas.

Ebenso sehr wie diese allgemeinen Hebungsmerkmale sprechen die zwischen den Inseln gemessenen großen Meerestiefen dagegen, daß hier in jüngerer geologischer Zeit eine große Landmasse bestanden habe. Zwar reicht nach den englischen Seekarten (Vidal) von der afrikanischen Küste zu den canarischen Ostinseln, die rund 100 Kilometer vom Cap Juby entfernt sind, eine seichte Bank von nur 150 bis 200 Faden Tiefe — die Maury'sche Karte gibt fälschlich 1000 Faden an — aber unter Beachtung der übrigen Erscheinungen erklärt sich diese lokale Bildung viel eher aus einem Hebungsprozeß als aus einer Senkung. Und wenn jemals das afrikanische Festland hier weiter nach Westen vorgesprungen sein sollte, so muß doch diese Brücke schon vor der Tertiärzeit wieder unterbrochen gewesen sein, wie wir aus den nachher zu erörternden pflanzen- und tiergeographischen Verhältnissen der Canarien erkennen.

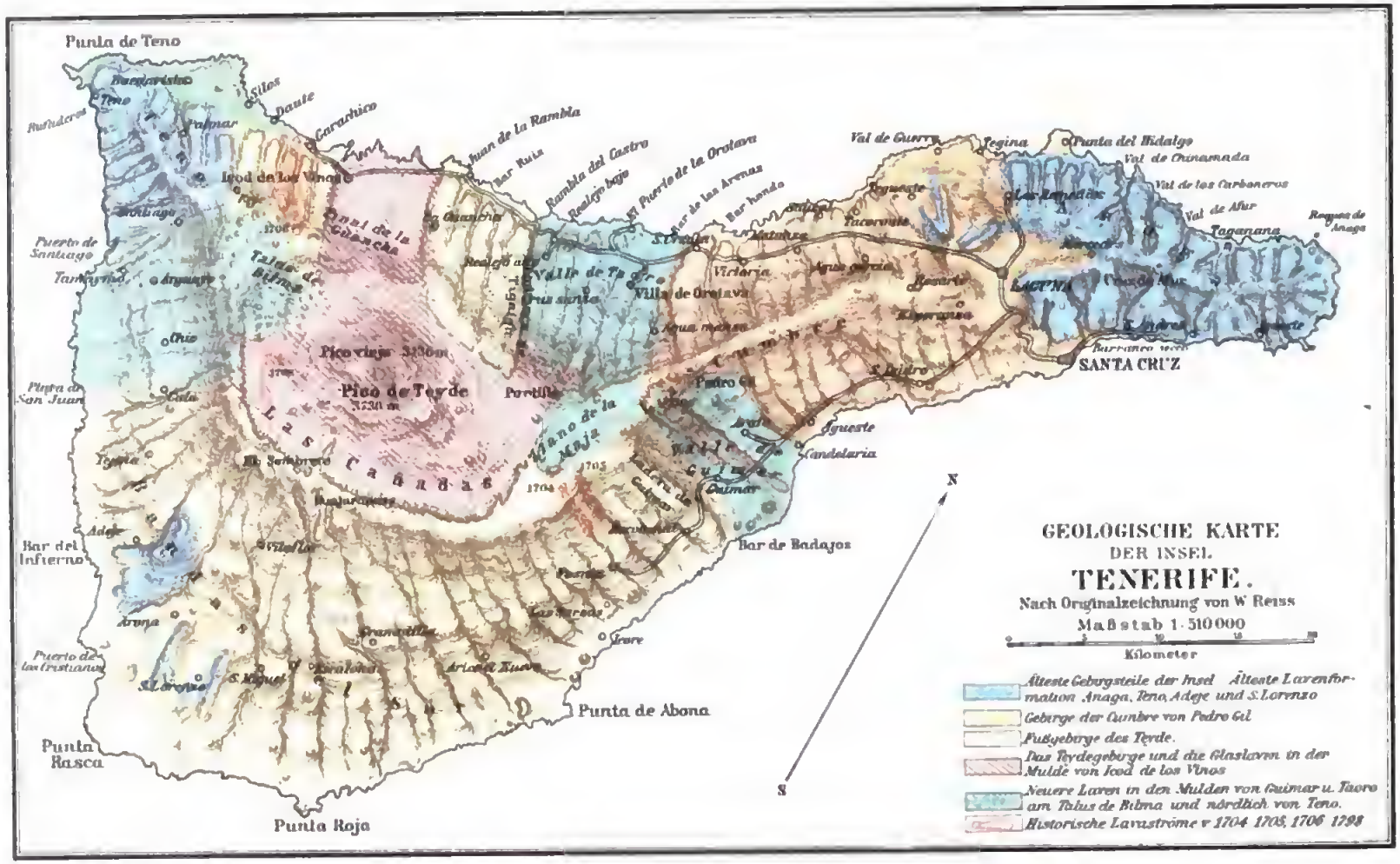
Wir haben also daran fest zu halten, daß in der Region der Canarien schon im Anfang der Tertiärzeit keine größere zusammenhängende Landmasse mehr bestanden hat, (während die Anhänger der fabelhaften „Atlantis" an ein erst in historischer Zeit hier untergegangenes Festland glauben,) am wenigsten zusammen mit den Cap Verden, Madeira und den Azoren, sondern daß es ein alter Archipel ist, dessen aus Grünstein oder Diabas bestehendes Grundgebirge durch spätere vulkanische Vorgänge teils zertrümmert, teils von Laven überschüttet worden ist. Die ältesten Laven des Archipels gehören der Eocänzeit an. Die heftigsten und zahlreichsten Ausbrüche fanden aber in der neogenen Periode, also im Miocän, Pliocän und in nachtertiärer Zeit statt.

Der Hauptherd der vulkanischen Thätigkeit im canarischen Archipel ist die mittlere Insel, Tenerife. Sie ist mit 2026 □km Flächeninhalt die größte Insel des Archipels. Ihr Pico de Teyde (Berg der Hölle) türmt sich bis zu 3730 m über den Ocean auf, während von den anderen Inseln nur noch Palma über 2000 m hinausreicht (2358 m), und Gran Canaria 1951, Hierro 1415, Gomera 1341, Fuerteventura 844 und Lanzarote nur 684 m hoch sind. Der Pico de Teyde beherrscht den ganzen Archipel, und in so gewaltigem Maße dominiert er auf der Insel Tenerife, daß man lange die Vorstellung hegte, die ganze Insel sei nichts als der Pik mit seinen in die See auslaufenden Abhängen. Damit machte man sich aber ein ganz falsches Bild vom Bau dieser Vulkaninsel, denn sie hat außer dem Pik noch einige andere selbständige Gebirgsstöcke, deren Entstehung und Bestand gar nichts mit dem Pik zu thun haben.

Teneriſe hat die Geſtalt eines faſt gleichſchenkeligen Dreiecks, deſſen kurze Baſis im Südweſten liegt und deſſen langgezogene Spitze ſich nach N.O. erſtreckt. In dieſem Dreieck ſteht der Pik nahe der ſüdweſtlichen Baſis ungefähr im Schnittpunkt der drei Senkrechten. Außerdem aber verläuft in der Lotlinie von N.O. nach S.W. mitten durch die Inſel ein geſtreckter hoher Bergrücken, das centrale Cumbregebirge, das im S.W. in den Pik übergeht; und in den drei Ecken des Dreiecks ragen drei kleinere Gebirgsſtöcke empor, die Anagaberge im N.O., die Tenoberge im N.W. und die Adeje-Lorenzoberge im S.W., von denen die beiden letzteren erſt durch ſpätere Ausbrüche des Pik mit dieſem zuſammengewachſen ſind, während Anaga ganz iſoliert von ihm geblieben iſt.

Die geognoſtiſche und mineralogiſche Beſchaffenheit dieſer hauptſächlichen Inſelteile weicht ſehr voneinander ab. Aber nicht allein ihre innere Verſchiedenheit, ſondern auch die äußere Geſtalt, ihr phyſiognomiſcher Charakter weiſen untrüglich darauf hin, daß jeder dieſer verſchiedenen Inſelteile eine ganz ſelbſtändige Entſtehungs- und Entwickelungsgeſchichte gehabt hat. Die ganze Inſel iſt aus vulkaniſchen Geſteinen aufgebaut. Sehr wahrſcheinlich haben an Stelle der heutigen Vulkaninſel ehemals einige Kuppen des alten Diabasgebirges, das in geologiſcher Beziehung mit dem afrikaniſchen Atlas die Grundlage der Canarien bildet, ſich aus dem Meere erhoben. Sie ſind aber entweder durch die Eruptionen zertrümmert worden oder unter den Laven begraben, und nur Fragmente von Diabas-, Hyperſthenit-, Gabbro- und anderen älteren Geſteinen, die in die Tuffe und Laven an vielen Stellen eingeſprengt ſind, beweiſen, daß die vulkaniſche Inſel auf einer tieferliegenden Baſis von jenen älteren Geſteinen ſteht. Die heutige Inſel hat nur eine vulkaniſche Geſchichte.

Die drei Eckpfeiler der Inſel, alſo die Gebirgsſtöcke von Anaga, Teno und Adeje-Lorenzo haben ziemlich gleichartige baſaltiſche Geſteine und das nämliche, von langer Denudation und Eroſion tief gefurchte Antlitz; ſie ſind die älteſten Teile der vulkaniſchen Inſel. Jünger als ſie iſt der hohe, geſtreckte Bergkamm der Cumbre, an der die Einwirkung von Sonne, Froſt, Wind und Waſſer noch keine großen Zerſtörungen angerichtet hat. Sie endet im Südweſten in einem rieſengroßen Kratercirkus, dem ſog. Cirkus der Cañadas, deſſen Geſteine meiſt trachytiſch und phonolitiſch ſind, und aus dieſem hochgelegenen großen Kraterkeſſel hebt ſich endlich als jüngſtes Glied des teneriſiſchen Inſelkörpers und


GEOLOGISCHE KARTE
DER INSEL
TENERIFE.
Nach Originalzeichnung von W. Reiss
Maßstab 1:510000
Kilometer
Älteste Gebirgsteile der Insel. Älteste Lavenformation Anaga, Teno, Adeje und S. Lorenzo
Gebirge der Cumbre von Pedro Gil
Fußgebirge des Teyde.
Das Teydegebirge und die Glaslaven in der Mulde von Icod de los Vinos
Neuere Laven in den Mulden von Guimar u. Taoro am Talus de Bilma und nördlich von Teno.
Historische Lavaströme v. 1704, 1705, 1706, 1798
Punta de Teno
Punta Rasca
Punta Roja
Punta de Abona
Bar del Infierno
Bar de Badajoz
Puerto de Santiago
Puerto de los Cristianos
Playa de San Juan
Pico de Teyde
Pico viejo
Las Cañadas
Valle de Taoro
Villa de Orotava
Valle de Guimar
Cumbre
Pedro Gil
Candelaria
Agueste
Tegina
Punta del Hidalgo
Val de Chinamada
Val de los Carboneros
Val de Afur
Taganana
Roques de Anaga
Val de Guerra
Tacoronte
Victoria
Agua garcia
Rosario
Esperanza
Agua mansa
Portillo
Ladera de Guimar
Guimar
Arafo
Icod de los Vinos
Tinal de la Guancha
Talus de Bilma
Tigaiga
Rambla del Castro
Realejo bajo
El Puerto de la Orotava
Bar de las Arenas
Bar hondo
Bar Ruiz
Juan de la Rambla
Garachico
Daute
Silos
Palmar
Tamaymo
Chio
Tegina
Adeje
Arona
Granadilla
Las Sarsas
Icore
Arico el Nuevo
Vilaflor
Guancha
Buenavista
Teno
Rufuderos
Santiago
Argonaya
Cala
El Sombrero
Guajaraguas
Vaqueros
Las Cañadas
Llano de la Maja
Pedro Gil
LAGUNA
SANTA CRUZ
Barranco seco
Cruz de Mar
S. Andres
S. Isidro
Agueste
Candelaria
Bar de Badajoz
Punta de Abona
Punta Roja
Punta Rasca
Puerto de los Cristianos
Bar del Infierno
Puerto de Santiago
Punta de Teno
N
S

als ſein ſtolzes Haupt die breite, großenteils von Obſidianen und Bimſteinen umhüllte Trachyt-Pyramide des Pico de Teyde nebſt mehreren kleineren Nachbarkegeln. (S. die beigeheftete „Geologiſche Karte von Tenerife".)

Verſetzen wir uns einmal zurück in den Zeitenlauf, in dem die fünf Hauptmaſſen der Inſel, alſo die drei Bergſtöcke Anaga, Teno und Adeje-Lorenzo, der lange Mittelkamm der Cumbre und der hohe Dom des Pik nacheinander aus dem glühenden Erdinnern hervorgewachſen ſind. Als die Spalten der Tiefe ſich öffneten, ſtiegen zuerſt drei kleine Lavainſeln über die Meeresfläche empor, die heutigen Berge von Anaga, Teno und Adeje-Lorenzo. Höher und höher ſchichteten oft wiederholte Ausbrüche die Tuffdecken und Lavaſtröme übereinander, aber in den Pauſen ihrer vulkaniſchen Thätigkeit nagten Wind und Wetter an ihren Geſteinen, und an den Küſten wütete ununterbrochen zerſtörend die Meeresbrandung. Jahrtauſende mögen ſie ſo im Wechſel zwiſchen Wachstum und Vernichtung beſtanden haben, als ſich die wahrſcheinlich durch ihre Ausbrüche verſchüttete Spalte der Tiefe von Neuem öffnete und zwiſchen den drei Inſeln ungeheure Lavamaſſen auftürmte, die, allmählich über das Meeresniveau emporſteigend und ſich ausbreitend, die drei Inſeln erreichten und ſie zu einer gemeinſamen großen Inſel, dem ſpäteren Tenerife, vereinigten. Über der Spalte ſelbſt ſchichtete ſich aber die Lava dieſer zweiten großen Eruptionsperiode immer gewaltiger in die Höhe und bildete ſchließlich den langen Bergrücken der Cumbre, von dem noch bis zum vorigen Jahrhundert einige Krater Verderben bringende Lavaſtröme bergabwärts geſendet haben.

Aber ſchon geraume Zeit vor dieſen letzten Zuckungen des inneren feurigen Lebens der Cumbre hatte die dritte große Ausbruchsperiode Teneriſes am Weſtende der Cumbre einen rieſigen Vulkan aufgebaut, den Pik. Auch ſein Werden und Vollenden vollzog ſich wieder in drei kleineren, deutlich unterſcheidbaren Eruptionsepochen. Da diesmal die ganze vulkaniſche Gewalt auf eine Stelle konzentriert war, ſo wälzten ſich die Lavaſtröme in ungeheurer Fülle nach allen Seiten. Immer zäher und dickflüſſiger wurde das Geſtein, je höher es ſich ſeinen eignen Vulkankegel aufſchichtete, und immer ſteiler geſtaltete ſich deshalb der Berg mit zunehmender Höhe.

So formten zuerſt dünnflüſſige, baſaltiſche und deshalb breit auslaufende Laven den Sockel des Pik bis zur Höhe von etwas mehr als 2000 m. Dort entſtand dann durch Exploſion, Einbruch und Eroſion

der große Kraterzirkus der Cañadas, in deſſen Mitte die nun aufſteigenden, vorwiegend trachytiſchen und obſidianiſchen Laven neben mehreren anderen Kegeln den mächtigen Pico de Teyde errichtet haben. Seine ſteile Pyramide endete bei 3570 m in einem ringförmigen Krater, wo heute der ſchmale Stufenabſatz der „Rambletta" den Abſchluß dieſer zweiten Lebens- und Wachstumsperiode bezeichnet. Und auf dieſer Rambletta ſitzt endlich als das Ergebnis des dritten vulkaniſchen Zeitalters des Pik der mit Bimsſtein überſchüttete oberſte Trachytkegel, der Piton, der bei 3730 m in einem kleinen halb eingeſtürzten Krater endigt.

An den ungeheueren Zeiträumen der Erdgeſchichte gemeſſen, iſt das Alter des Pik noch ein ſehr jugendliches. Das ſieht man ſchon an ſeiner wohlerhaltenen Kegelform. Noch haben die athmoſphäriſchen Gewalten die großen Formen ſeiner trotzigen, düſteren Felſenhänge nicht zu zerſtören vermocht. Nur im Kleinen hat in den oberſten Gebirgsteilen die ſtille Wirkung der ungemein ſtarken Inſolation, die große Abkühlung in den Nächten, der Froſt und Schnee des Winters, der heftige Bergwind merkliche Spuren in die Oberfläche der Geſteine gegraben. Unterhalb des Cañadaszirkus, von 2000 m abwärts, hat aber in der Region der täglichen Wolkenbildung und der häufigen Regengüſſe das rinnende Waſſer und die kräftig wachſende Vegetation die harten Laven tief zerſetzt und zerfurcht. Und namentlich auf der von den Paſſaten beſtrichenen Nordſeite bedecken von der Wolkenregion bis hinunter zur Meeresküſte fruchtbare Humusſchichten mit lachenden Feldern und Gärten weithin die verwitterten Flanken des Gebirges.

In welcher jüngeren Periode der Erdgeſchichte die Inſel Tenerife entſtanden iſt, läßt ſich aus dem Befund der Inſel ſelbſt ſchwer beſtimmen, da ihre durchweg vulkaniſchen Geſteinsſchichten keine Verſteinerungen von Organismen oder doch nur ſolche enthalten, die aus älteren, tiefer liegenden Geſteinen gehoben ſind. Aus dem Vergleich mit den anderen Canarien, mit den Azoren und mit Madeira können wir jedoch mit Sicherheit ſchließen, daß ſchon zu Anfang der mittleren Miocänzeit, alſo im älteren Teil der jüngeren Tertiärperiode einige Bergkuppen Teneriſes dem Meere entſtiegen waren. Dies müſſen alſo die heutigen drei Eckgebirge von Anaga, Teno und Adeje-Lorenzo geweſen ſein.

Langſam bereitete ſich die Inſel durch Verwitterung ihrer harten Lavageſteine auf die Einwanderung der Organismen vor. Die Exiſtenz dieſer und ihre Verbreitung iſt aber in erſter Linie abhängig von den

klimatiſchen Verhältniſſen. Und dieſe werden auf einer ſo ſüdlich gelegenen, unter dem Einfluß der großen Meeres- und Luftſtrömungen ſtehenden Inſel ſeit dem Ausgang der Tertiärzeit ſich im großen Ganzen nicht weſentlich geändert haben; das erkennen wir rückſchließend auch aus der pflanzengeographiſchen Beſchaffenheit der Canarien.

Im ganzen Archipel beträgt die mittlere Temperatur der Küstenregion, die dank der großen Gleichmäßigkeit der Meerestemperaturen auf allen Canarien ziemlich gleich iſt, ca. 21,2°. Am kühlſten ſind der Januar und Februar mit etwa 17°, am wärmſten der September und Oktober (auf Tenerife der Juli und Auguſt) mit ca. 25° im Mittel. Von der Küſte aus nimmt im Allgemeinen auf den Canarien die Temperatur bis zur Wolkenregion hinauf, alſo bis ca. 800 bez. 1200 m, ungefähr 1° auf 100 m ab, weiter oben nur ½° auf 100 m. Ueber der Wolkenzone iſt der Juli der wärmſte Monat. In der Laubwaldregion, die größtenteils mit der Wolkenregion zuſammenfällt, iſt die mittlere Temperatur ca. 8° kühler als im Küſtengürtel, und da die Laubwaldregion die eigentliche Stätte der in der Tertiärzeit aus den mittel- und ſüdeuropäiſchen Ländern eingewanderten, nun ſpezifiſch canariſchen Flora iſt, ſo haben wir in dieſem Klima ein Seitenſtück zu jenem der mitteleuropäiſchen Tertiärzeit vor Augen.

Wie oben (S. 3) ſchon von der Inſel Tenerife ausgeführt wurde, ſo werden auch alle anderen Canarien in der Region unterhalb 1800 m das ganze Jahr hindurch vorwiegend von nordöſtlichen Paſſatwinden beſtrichen. Oberhalb davon liegt die Zugrichtung des ſüdweſtlichen Antipaſſates. Im Sommer bläſt der Paſſatwind gleichmäßig von früh bis abends, im Winter wechſelt er zuweilen mit nordweſtlichem Wind, mit heißem und trockenem aus der Sahara kommenden Oſt- und Südoſtwind und mit dem tiefer herabſteigenden Antipaſſat. Der Paſſat iſt überall der eigentliche Regenbringer und zwar vorwiegend in den Wintermonaten von Anfang November bis Februar oder März. Im Frühjahr, wo das nördliche Meer noch wenig erwärmt und ſeine Verdunſtung noch ſchwach iſt, iſt auch die Bildung der Wolken, deren Waſſergehalt ſich in der kühleren Bergregion verdichtet, nur gering. Bis zum Herbſt nimmt aber die Wolkenbildung unter öfteren Schwankungen zu und ſendet von da ab die Winterregen über das Land. Dazu ſinkt im Winter der Antipaſſat aus der Höhe herab und bildet durch ſeine Kühle auch ſeinerſeits regenbringende Wolken in den tieferen Regionen.

Außer den klimatiſchen Verhältniſſen beſtimmen aber in zweiter Linie die geognoſtiſche und orographiſche Beſchaffenheit des Landes die Exiſtenz der Organismen und zwar zunächſt der Pflanzen. Wo es keine ſtändigen Waſſerläufe gibt, wie im lockeren Düneuſand und in den jungen Laven, da faßt die Vegetation ſehr ſchwer Fuß. Während aber der ſalzige, immer bewegliche Dünenſand pflanzenarm und öde bleiben muß, bieten die ſich langſam zerſetzenden Laven doch allmählich durch ihre reichen Nährſtoffe den Pflanzen ein immer günſtiger werdendes Vegetationsgebiet, und wenn ſie ſich erſt durch die Regengüſſe tiefer ſchluchten, ſo bilden dieſe Waſſerriſſe oder Barrancos mit ihrem ſelten unterbrochenen Waſſerlauf und ihren lokalen Luftſtrömungen für die Flora außerordentlich günſtige Verbreitungsmittel. Am günſtigſten ſind dieſe natürliche auf einem ſo gebirgigen, alle möglichen klimatiſchen Variationen darbietenden Inſelland wie Tenerife. Und daraus erklärt es ſich, daß Tenerife nicht weniger als 800 und einige Species von den ca. 1000 Pflanzenarten hat, die im ganzen canariſchen Archipel vorkommen.

Wie aber und woher ſind die Organismen nach den canariſchen Vulkaninſeln gekommen? Ein Teil von ihnen hat ſicherlich ſchon auf den alten Diabasinſeln gelebt, die vor der vulkaniſchen Aera im canariſchen Gebiet beſtanden haben. Aber die meiſten dieſer Organismen müſſen durch die vulkaniſchen Eruptionen vernichtet worden ſein, und nur wenige haben ſich erhalten und ſind dann auch auf die jungen Vulkaninſeln übergeſiedelt. Nach dem Archipel überhaupt können Organismen nur durch Meeresſtrömungen, Winde und Vögel gebracht worden ſein, denn eine direkte Landverbindung mit dem Kontinent hat es, wie wir ſahen, nicht gegeben. Dabei kann aber der Waſſertransport keine große Rolle geſpielt haben; denn die den Archipel beſpülenden Meeresſtrömungen kommen größtenteils von Nordweſten aus der weiten atlantiſchen Waſſerwüſte her, ohne breitere Berührung der öſtlichen Landmaſſen, und was ſie von Organismen aus Weſten (Amerika) herbeitrugen, das mußte durch das lange Liegen im Salzwaſſer verderben oder ſchließlich in der Trockenheit der ſandigen oder ſteinigen Küſte zu Grunde gehen. Dagegen ſind die Winde und die Vögel für die Einführung von Organismen von größter Bedeutung geweſen und ſind dies auch noch. Wir ſchließen das ganz ſicher daraus, daß keine einzige canariſche Pflanze, außer den von den Menſchen eingeführten, große Samen hat. Dieſe

alle ſind vielmehr ſo klein, wie ſie leicht von ſtarken Winden und im oder am Leib der Vögel transportiert werden können. Dieſe Erſcheinung wäre auch unerklärlich, wenn die Pflanzen ſich auf einem Landweg hätten verbreiten können, der jetzt nicht mehr exiſtiert. Die Canarien waren eben, beſtimmt wenigſtens ſeit ihrer vulkaniſchen Zeit, nie im Zuſammenhang mit dem Feſtlande.

Die vorherrſchende Richtung der Winde und mit ihnen der Zugvögel führt aber aus Nordoſten zu den Canarien, und ſo kommt es, daß die Mittelmeerländer und das benachbarte Nordafrika am meiſten zur Beſiedelung des Archipels beigetragen haben. Arktiſche Pflanzen fehlen auch auf den Höhen des Pik von Tenerife gänzlich, weil vom hohen Norden her keine Zugvögel dahin kommen. Zwar finden ſich an manchen Küſtenplätzen der Inſeln erratiſche Blöcke aus nordiſchem Gebiet, die eventuell arktiſche Organismen hätten mitführen können, aber ich halte es für ganz unwahrſcheinlich, daß dieſelben durch ſchwimmendes Eis in das junge Inſelgebiet gelangt ſind, ſondern kann ſie nur als abgeworfenen Ballaſt von Schiffen anſehen, die ihn aus Mitteleuropa mitbrachten. Die höchſten Gipfel ſind aber auch an nichtarktiſchen Arten ſehr arm, weil ihr ungemein trockenes Höhenklima nur wenigen Pflanzenſpecies zugeſagt. Nicht an Arten, aber an Individuen arm iſt dagegen die Küſtenregion, weil ihre im allgemeinen heißen, humusloſen und ſalzigen Striche nur beſchränkte günſtige Lokalitäten für das Pflanzenwachstum bieten. Die weiten, waſſerreichen mittleren Höhenregionen indeſſen geben der Vegetation die vorteilhafteſten Daſeinsbedingungen. Hier konnten die eingewanderten Floren zur vollſten Entfaltung gelangen, und hier, wo die verſchiedenſten Höhenlagen ſich boten und ein großer Raum gegeben war, bildeten ſich endemiſche Arten ſo zahlreich aus, wie in keiner andern atlantiſchen Inſelgruppe. Von den ca. 800 Species Teneriffes ſind nicht weniger als rund 270 Arten endemiſch, und noch reicher an endemiſchen Species ſind bezeichnenderweiſe diejenigen Canarien, die geologiſch älter ſind als Tenerife, alſo eine noch ältere Flora beſitzen und dieſe noch länger entwickeln konnten als Tenerife.

Ihrer hauptſächlichſten Einwanderungsrichtung entſprechend kommen 60% der canariſchen Pflanzen auch in Europa vor, während in Nordafrika ſich nur 33% und im fernen Amerika nur etwa 18% davon finden. 25% der erſteren, und zwar lauter Bewohner der canariſchen

Waldregion, haben ihre Stammform oder ihre nächsten Verwandten in der mitteleuropäischen Tertiärflora. Sie hatten also im canarischen Laubwald analoge Verhältnisse, besonders im Klima, gefunden wie dort und leben darin noch jetzt, soweit der Eingriff des Menschen nicht verändernd gewirkt hat. Die immer mehr zunehmende Waldverwüstung durch Axt und Kohlenbrand beschränkt aber ihre Verbreitung jährlich mehr, und schon lange wird infolgedessen jene alte Flora von jüngeren Einwanderern aus der Mittelmeerzone zurückgedrängt, die an den nun waldlosen, sonnigen Berglehnen alle günstigen Bedingungen ihres heimatlichen mediterranen Klimas wiedergefunden haben.

Die jungen eingewanderten mediterranen Pflanzen nehmen aber allmählich unter den teils von Anbeginn anders gearteten, teils nach und nach sich ändernden geognostischen und klimatischen Verhältnissen auf den Inseln eine ganz neue Entwickelung. Auf diesem vulkanischen Boden, dem da, wo er zersetzt ist und nicht aus Tuffen besteht, an Fruchtbarkeit wenige Bodenarten gleichen, in diesem südlicheren, winterlosen, wärmeren und oceanisch feuchten Klima fanden die Einwanderer eine Begünstigung ihres Wachstums wie nirgends im Mittelmeergebiet. Sie wandelten sich alle zu größeren, stärkeren Formen um mit perennierendem Wachstum, strauchigem oder baumigem Habitus und verschwenderischer Fülle und Schönheit ihrer Blüten. Aus Mittelmeerpflanzen haben sie sich zu Canarienpflanzen ausgebildet mit stark ausgeprägtem Typus und Charakter. In strotzender Kraft und edler Gestalt dem dunklen Lavaboden entsprießend, tragen sie mit am meisten bei zu dem idealen Zug, den die allgütige Natur dem Antlitz der Insel Tenerife aufgeprägt hat.

Zu dieser charakteristischen Flora kamen zahlreiche Pflanzenformen aus Nord-, Mittel- und Südafrika, auch von den Antillen und dem amerikanischen Festland und aus vielen anderen fernen Florengebieten, woher sie jedenfalls im Gefolge des Menschen und des Verkehrs eingewandert sind. Alle diese späteren Eindringlinge haben aber die einheimische Vegetation mediterraner und nordafrikanischer Herkunft nur wenig zu beeinträchtigen vermocht. Namentlich die heißen Felsengebiete und die steinigen Thalschluchten hat die von Lebenskraft strotzende indigene Flora sich in wunderbarer Anpassung ganz allein vorbehalten; blos die vom Menschen gepflanzten Aloës und Opuntien dringen ihnen dahin nach. Und es ist kein Wunder, daß unter dem dauernden Einfluß strenger Isolierung,

wie ſie durch die Natur ſo zahlreicher felſiger Standorte den dort wachſenden Pflanzen aufgezwungen iſt, ſich auch von den jüngeren Pflanzeneinwanderern auf den Canarien und namentlich auf Tenerife eine Fülle von verſchiedenen Arten aus einem Pflanzengeſchlecht entwickelt hat, wie wohl auf keiner anderen Inſelgruppe der Erde.

Die Tiere ſind den Pflanzen nach den Canarien gefolgt. Aber ihre Einwanderung in den Archipel war ſchwieriger als die der Pflanzen, deren Transportmittel ſo ſehr viel zahlreicher ſind. Nur die fliegenden Tiere, namentlich die Inſekten und Vögel, ſind teils paſſiv, teils aktiv unſchwer hierher gelangt und bilden bis zur Gegenwart auf den Inſeln den überwiegenden Beſtandteil der Fauna. Zu neuen Arten haben ſich aber aus dieſen leicht beweglichen Geſchlechtern erklärlicherweiſe nicht viele entwickeln können, eben weil ſie zu leicht beweglich ſind und nicht genügend iſoliert bleiben konnten.

Dieſe Eigentümlichkeit, daß die Canarien gar keine Tierarten haben, die wegen ihrer Größe und Schwerfälligkeit ihrer Bewegung nicht über das Meer gelangen konnten, wenn nicht mit Hilfe des Menſchen, iſt ein weiterer untrüglicher Beweis dafür, daß der vulkaniſche Archipel niemals eine Landverbindung mit dem Kontinent gehabt hat.

Am augenfälligſten in der canariſchen Fauna iſt der Reichtum der Vogelwelt. Daß ſich ſo viele verſchiedene Arten hier heimiſch gemacht haben, verdankt die Inſelgruppe namentlich der großen Mannigfaltigkeit ihrer Bodenformen, die allen möglichen Anſprüchen und Bedürfniſſen Genüge thut. Die meiſten Species ſind europäiſch, weniger ſind afrikaniſch, atlantiſch nur ſieben, und amerikaniſch gar keine. Der Teyde-Fink (fringilla teydea) iſt nur dem Hochgebirge der Inſel Tenerife eigentümlich.

Von den anderen ſehr leicht beweglichen Tierfamilien, den Schmetterlingen und Käfern, ſind die erſteren nur ſchwach auf den Canarien vertreten, weil ihr leicht zerſtörbarer Organismus den langen Flug übers Meer nur ſelten aushält. Entſprechend der Richtung des Paſſatwindes ſind die meiſten canariſchen Schmetterlinge europäiſch. Die widerſtandsfähigeren Käfer, die zum Teil auch im Gefieder der Vögel mitgetragen werden können, ſind dagegen im canariſchen Archipel in großer Artenzahl und in eigentümlicher Ausbildung vorhanden. Über 1000 Arten hat man bis jetzt hier gezählt; jede Inſel hat ihre eigenen Formen, von denen die meiſten mit ſüdeuropäiſchen verwandt ſind.

Von den ſchwer beweglichen Tiergeſchlechtern der Amphibien und Reptilien haben ſich nur der Froſch (rana esculenta), ein Laubfroſch und drei Eidechſen auf Tenerife heimiſch gemacht. Sie ſind wahrſcheinlich mit den Menſchen in den Archipel gekommen. Schlangen fehlen gänzlich auf der Inſel wie auf allen anderen Canarien, was dem umherſteigenden Wanderer übrigens ebenſo angenehm iſt wie die Abweſenheit jedes anderen läſtigen oder gefährlichen Tieres, deren es ſonſt in ſubtropiſchen Ländern mehr als genug gibt. Skorpione kommen blos in den Hafenorten eingeführt vor. Von Süßwaſſerfiſchen exiſtiert nur ein kleiner Aal (anguilla canariensis) auf den Canarien, der ſicherlich vom Meer her eingewandert iſt. Flußkrebſe gibt es gar keine, Aſſeln, Tauſendfüßer und Spinnen nur wenige. Von Süßwaſſerconchylien hat jede Inſel wenige, aber eigne Formen, die meiſtens klein ſind; viele ſind verwandt mit ſüdeuropäiſchen Arten, faſt keine mit amerikaniſchen. So iſt alſo das Land ſehr arm an allen dieſen ſchwer beweglichen Tiergeſchlechtern.

Und daß urſprünglich eine noch geringere Rolle die Säugetiere auf der Inſel ſpielten, iſt begreiflich, denn ihre Einwanderung nicht nur, ſondern auch ihr Fortbeſtand ſetzt die meiſten günſtigen Bedingungen voraus. Selbſtändig konnten die ſchwerfälligen Säugetiere nicht einwandern, denn es reichte keine Landbrücke zu den Canarien hinüber. Dies ſchließen wir wiederum eben daraus, daß die Canarien kein einziges einheimiſches Säugetier haben außer den Fledermäuſen, die natürlich unſchwer dahin fliegen konnten. Alle anderen jetzt hier vorkommenden Säugetiere ſind als Begleiter des Menſchen nach den Inſeln gekommen, teils als Haustiere, teils als Jagdtiere. Von den letzteren lebt aber auf Tenerife nur noch das wilde Kaninchen der Pik-Region, während die von den normänniſchen Grundherren eingeführten Hirſche ausgerottet ſind. Von den Haustieren ſind die wohl im Gefolge der früheſten Menſcheneinwanderungen ins Land gelangten Hunde und Ziegen eigentümliche canariſche Raſſen geworden. Die Hunde ſcheinen einſt zum Teil verwildert geweſen zu ſein, aber dieſe Wildhunde ſind längſt ausgeſtorben, wogegen halbverwilderte Ziegen noch in ziemlicher Anzahl auf den Gebirgshöhen von Tenerife leben.

Jahrtauſende lang hat ſich der canariſche Archipel in der Herrlichkeit ſeiner Berge und Wälder einſam geſonnt, bis die erſten Menſchen auf ihm erſchienen. In welcher frühen Zeit dieſes bedeutſame Ereignis

ſtattfand, werden wir ſpäter ſehen. Da keine Landbrücke als Zugang zum Archipel diente, müſſen die Einwanderer auf Fahrzeugen übers Waſſer gekommen ſein. Gegen dieſe ſelbſtverſtändliche Annahme hat man die Thatſache geltend gemacht, daß die Bewohner der Canarien ſelbſt noch zur Zeit der normänniſch-ſpaniſchen Eroberung in abſoluter Unkenntnis der Schifffahrt geweſen ſind und gar kein Boot oder anderes Fahrzeug beſeſſen haben. Es wäre, ſo wendet man ein, unbegreiflich, daß die alten Canarier bei ihrer Einwanderung die Schifffahrt gekannt und geübt und ſie dann verlernt und verloren haben ſollten, da doch auf den Canarien die einheimiſche Kiefer das allerbeſte Schiffsbauholz bot. Allerdings iſt es höchſt merkwürdig, daß ein ſo wichtiger Kulturbeſitz wie die Schifffahrt bei einem Inſelvolk ſpurlos verſchwinden kann. Wenn man aber bedenkt, wie außerordentlich gefährlich an den meiſt von ſchwerer Brandung umtobten Felſenküſten der Canarien die Schifffahrt iſt — ſo gefährlich, daß ſie auch heute noch wenig geübt wird, — und wie einfach die Fahrzeuge jener, wie wir ſehen werden, auf ſehr niedriger Kulturſtufe ſtehenden Einwanderer geweſen ſein müſſen, ſo kann man wohl verſtehen, daß nach einer oder auch wiederholter, gewiß unter großen Opfern ausgeführten Landung die neuen Ankömmlinge ſich vom Meere abwendeten zum Inland, das ihnen ja alles bot, was ſie brauchten, und daß durch Nichtübung ihre Schifffahrtskenntnis immer mehr abnahm und ſchließlich ganz erloſch.

Zur Fahrt vom Feſtland bis zu den rauhen Küſten der Inſeln hin reichte aber ſelbſt die primitivſte Schifffahrtskenntnis aus, denn im Sommer liegt dieſer öſtliche Meeresteil in tiefer Ruhe, ſo daß die wenig mehr als 100 km weite Strecke vom Cap Juby nach den faſt in Sichtweite des Kontinents liegenden Oſt-Inſeln ohne erhebliche Mühe und Wagniſſe in den einfachſten Fahrzeugen durchmeſſen werden konnte. Dabei iſt natürlich eher an ein widerwilliges, mehrmaliges Verſchlagenwerden durch Strömung und Landwind zu denken als an beabſichtigte Auswanderung und Beſiedelung; es ſei denn, daß die Einwandernden dem Andrang großer Völkerbewegungen ausgewichen ſind, wie es allerdings allen Anſchein hat. Eine That wie z. B. die wochenlange Seereiſen erfordernde Beſiedelung vieler entlegener Inſelgruppen in der Südſee war aber die Einwanderung in den canariſchen Archipel gewiß nicht.

Die Vermutung liegt am nächſten, daß die erſten Menſchen aus

der nächſten größeren Siedelzone nach den Canarien und insbeſondere nach Tenerife eingedrungen iſt; und das iſt Nordweſtafrika. Auf dieſe Herkunft weiſt auch alles hin, was von dem canariſchen Urvolk vorhanden iſt und was wir von ihm wiſſen: Vorhanden iſt aber leider weiter nichts als Skelette und Mumien, Waffen und Geräte, denn das Volk ſelbſt iſt nach der normänniſch-ſpaniſchen Eroberung in der neu eingewanderten Bevölkerung aufgegangen, und was wir ſonſt davon wiſſen, ſtammt meiſt von den Berichten aus der Zeit der Conquiſta.

Was lehren uns nun dieſe Zeugniſſe? Man hat ſich bisher vielmehr an die Berichte *über* die canariſche Urbevölkerung gehalten als an die anthropologiſchen und ethnologiſchen Reſte dieſes Volkes ſelbſt. Daraus iſt eine Verwirrung der Anſichten entſtanden, indem man irrtümlich annahm, daß die Urbevölkerung eine einheitliche Raſſe, die Guanchen gebildet habe, während, wie Chil und nach ihm Verneau erwieſen haben, der anthropologiſche und ethnologiſche Befund zeigen, daß der Archipel mindeſtens von *drei verſchiedenen Raſſen* bevölkert geweſen iſt, die zu verſchiedenen Zeiten eingewandert ſind.

Die zahlreichſte und durch ihre körperliche Entwickelung am meiſten ausgezeichnete Raſſe war die der *Guanchen* (Guan = Mann, Menſch). Sie war über alle größeren Inſeln des Archipels verbreitet, aber nur auf Tenerife hat ſie ihren Charakter ziemlich rein erhalten bis in die Zeit der Conquiſta hinein, während auf den übrigen Inſeln der urſprüngliche Guanchentypus ſich durch Miſchung mit anderen, gleichfalls längſt vor den Europäern eingewanderten Raſſen ſehr verändert hat.

Die Guanchen waren impoſante Erſcheinungen. Die Körperlänge betrug nach den Skelettmeſſungen mindeſtens 1,70 m; nicht wenige waren 1,90 m groß, und ſogar Körperhöhen von 2 m kamen vor. Das vortrefflich gebildete, breite und hohe Knochengerüſt verrät große Kraft. Zu der hellen Haut der Guanchen paßte gut das blonde, rötliche oder hellkaſtanienbraune Haar. Die Guanchenſchädel ſind ausgebildete Langſchädel mit ſehr gut entwickelter Stirn. Über dem Hinterkopf haben ſie eine ſtarke Einbuchtung, durch die der an ſich ſchon kräftige Hinterkopf noch mehr hervortritt. Das Geſicht iſt niedrig, oben breit und unten ſchmal, die Augen ſind groß, die Backenknochen vorſpringend, die Naſe ziemlich kurz und dick, die Zähne nur wenig vorwärts gerichtet, die Lippen fleiſchig. Das ganze Geſicht bekam dadurch einen höchſt energiſchen, faſt brutalen Ausdruck. Auf die große Ähnlichkeit,

faſt brutalen Ausdruck. Auf die ungemein große Ähnlichkeit, welche die Guanchen in ihrer Körperbeſchaffenheit mit der prähiſtoriſchen Cro-Magnon-Raſſe haben, kommen wir nachher ausführlich zurück.

Neben dieſen hochgewachſenen, hellhäutigen, blonden, langköpfigen Guanchen lebte aber auf einigen canariſchen Inſeln eine zweite, ganz anders beſchaffene Raſſe. Die Skelette zeigen, daß ihre Körpergröße durchſchnittlich 1,65 m bis 1,67 m betrug und ihre Schädelform weniger lang als die der Guanchen war, ohne doch brachykephal zu ſein. Skelette und Schädelknochen ſind faſt zart gebaut; von der robuſten Kraft der Guanchen keine Spur. Die Haare dieſer Raſſe waren ſchwarz, die Augen dunkel, die Haut leicht gebräunt. Bei einer langen ſchmalen Geſichtsform hatten dieſe Menſchen auch eine ſchmale Naſe; das Kinn war ziemlich ſpitz und die Zahnbildung ganz vorzüglich. Der Typus erinnert an Hamiten.

Die dritte nach Chil und Verneau deutlich unterſcheidbare Raſſe der Canarier ſchließlich iſt gekennzeichnet durch kleine Körpergeſtalt, einen kurzen Schädel, niedriges Geſicht, große Naſe und große Augen. Ihre Farbe iſt nicht genau bekannt; ſie dürfte dunkel geweſen ſein.

Von dieſen drei ſcharf von einander verſchiedenen Raſſen lebte die erſte, die hellen, langköpfigen Guanchen, auf allen Inſeln und am wenigſten vermiſcht auf Tenerife; die zweite, der dunkle, mittelköpfige Typus namentlich auf Gran Canaria, auf Palma und Hierro, aber nicht auf Gomera, wo dagegen die dritte, kurzköpfige Raſſe am verbreiteſten war. Miſchungen der eine Inſel bewohnenden verſchiedenen Raſſen waren ſehr zahlreich; am meiſten auf Gran Canaria, am wenigſten auf Tenerife.

Das ſind in aller Kürze die anthropologiſchen Ergebniſſe, deren Folgerungen für die Abſtammung der Canarier und insbeſondere der Guanchen wir nachher zu ziehen haben. Erſt aber wollen wir aus den ethnologiſchen Reſten das Bild der alten Bevölkerung vervollſtändigen, namentlich aus den übergebliebenen Erzeugniſſen ihrer materiellen Kultur, ergänzt durch die Berichte glaubwürdiger Beobachter aus den erſten Zeiten der normänniſch-ſpaniſchen Eroberung.

In ihrer Wohnweiſe waren die Guanchen und der größte Theil der übrigen Canarier weſentlich Troglodyten. Auf denjenigen Inſeln, wo die Lava zahlreiche natürliche Höhlen darbot, benutzten ſie dieſe in ausgiebigſtem Maße. Mangelte es an natürlichen Höhlen, ſo gruben ſie künſtliche in den weichen Tuff. Immer aber ſuchten oder machten

ſie ſich Höhlen mit möglichſt ſchwierigem Zugang, da ihnen die Sicherheit vor menſchlichen Feinden — und es wurde viel Krieg im Bereich jeder einzelnen Inſel geführt — über die Bequemlichkeit des Wohnens ging. Gewöhnlich blieben die meiſt niedrigen Oeffnungen der Höhlen ohne Verſchluß; nur ſelten brachte man Thüren aus Holzbalken an.

Auf den Inſeln, wo die Lava nur wenige natürliche Höhlen geformt hatte, behalf man ſich mit niedrigen ſteinernen Hütten, die dann noch halb in die Erde gegraben wurden. Wirkliche freiſtehende Steinhäuſer, mit ſteinbeſchwertem Balkendach, gab es aber nur auf Hierro, Lanzarote, Fuerteventura und am meiſten auf Gran Canaria, wo die Miſchung der Raſſen am größten war. Dagegen finden ſich auf Tenerife, wo die Guanchen am reinſten geblieben waren, ſolche Steinhäuſer gar nicht. Der Hausbau iſt den troglodytiſchen Guanchen fremd; er gehört wahrſcheinlich nur der zweiten Raſſe des Archipels, den dunkeln mittelköpfigen, mittelgroßen Stämmen an, bei denen wir auch weiterhin einen merklich höheren Kulturbeſitz als bei den anderen Bevölkerungselementen finden werden.

Im Innern der Höhlen und Häuſer ſah es höchſt einfach aus. Neben unbehauenen Steinblöcken, die als Sitze dienten, bildeten einige Fell- und Laublager das ganze Mobiliar; Tiſche gab es nicht. In einer Ecke lag die offene Feuerſtelle, über welcher bei Bedarf eine Kienfackel zur Beleuchtung brannte. Feuer wurde durch Reiben zweier Hölzer erzeugt.

Die wichtigſten Geräthe waren aus Stein verfertigt, denn Metalle birgt der jungvulkaniſche Archipel nirgends. Ein vorzügliches Material lieferte aber der Baſalt und der Obſidian. Aus Baſalt machte man Hämmer, Beile, Meiſel, Mörſer und Handmühlen, aus Obſidian allerlei ſpitzes und ſcharfes Gerät. Die gute Technik in der Herſtellung der Steinwerkzeuge offenbart eine uralte Übung dieſer Kunſt. Und bemerkenswerter Weiſe haben die Steingeräte der Guanchen ganz ähnliche Formen wie die, welche von der Prähiſtorie als Typen von Mouſtier und von Saint Acheul klaſſifiziert werden, alſo wie die der diluvialen Höhlenbewohner des heutigen Frankreich, als deren Hauptvertreter die Cro-Magnon-Raſſe gilt. Daß dieſen Ähnlichkeiten höchſt wahrſcheinlich auch ein genetiſcher Zuſammenhang zu Grunde liegt, werden wir ſpäter ſehen. Während die Guanchen aber niemals ihre Steinwerkzeuge abſchliffen, ſo daß wir ſie den paläolithiſchen Formen zuzurechnen haben, polierten

ſie die nicht-guanchiſchen Bewohner von Gran Canaria ſehr wohl; ihre Werkzeuge haben auch ſonſt neolithiſchen Charakter. Ja, von Gran Canaria kennt man ſogar Beile aus Chloromelanit, der im canariſchen Archipel gar nicht vorkommt; ſie werden daher wohl bei der Einwanderung aus der Urheimat nach Gran Canaria mitgebracht worden ſein.

Aus unbearbeitetem Stein beſtand die gefährlichſte Waffe, der Wurfſtein, den die Canarier mit erſtaunlicher Sicherheit und Kraft aus freier Hand ſchleuderten. Außer ihm gebrauchten ſie den hölzernen Wurfſpieß, deſſen Spitze im Feuer gehärtet war, und ebenfalls aus Holz waren die im Nahkampf geführten Stoßlanzen, Dolche, Keulen und Schilde. Holz diente ferner zur Verfertigung von Flöten und Körben; Baſt zu Schnüren und Säcken. Aus Knochen, und zwar faſt nur aus denen von Haustieren, da es keine größeren Jagdtiere auf den Inſeln gab, machte man Pfriemen, Nadeln und Angeln, aus Muſcheln kleine Schneidewerkzeuge und einfachen Schmuck. Der beliebteſte Schmuck aber waren bei den Guanchen Ketten aus kleinen cylindriſchen Perlen von gebranntem Thon.

Auf viel niederer Stufe als die genannten Kunſtfertigkeiten ſtand die Töpferei der Guanchen. Waſſergefäße und Kochtöpfe ſtellten ſie in vier verſchiedenen Formen aus braunem Thon her, aber ſie ſind alle ſchlecht gemacht, unregelmäßig, ohne Glaſur und mit Fingerſpuren bedeckt, die den Mangel der Töpferſcheibe anzeigen. Kein einziges Gefäß hat einen flachen Boden, und nur wenige ſind mit Ornamenten verziert, die dann blos aus einigen Nageleindrücken am Rand oder aus roh eingeritzten parallelen oder einfach gezackten Linien beſtehen. Weit beſſer gearbeitete und auch reicher ornamentierte Gefäße hat man auf Gran Canaria gefunden, wo ſie zweifellos von der dort vorherrſchenden nicht-guanchiſchen meſokephalen Raſſe angefertigt worden ſind. Im Allgemeinen iſt es charakteriſtiſch für die Kunſterzeugniſſe der Guanchen, daß dieſe auch ſpäter bei der Ausſchmückung ihrer Geräte niemals irgendwelche Andeutungen von Pflanzen oder Tieren anbrachten; ſie waren in den allererſten Anfängen der Ornamentbildung ſtehen geblieben. Rohe menſchliche Figuren hat man nur auf Gran Canaria gefunden, wo ſie offenbar wiederum von den dortigen, etwas höher kultivierten Nicht-Guanchen als Idole aus Thon geformt worden ſind.

Recht geſchickt waren dagegen die Guanchen in der Verfertigung von Fell- und Ledergerät. Aus Ziegenleder nähten ſie allerlei Taſchen

und den für die Bereitung des beliebten Gofio (ſ. S. 37) nöthigen Sack, vor allem aber ihre Gewänder. Freilich wurde Kleidung in der Regel nur von den Häuptlingen, Adligen und Weibern getragen, während das männliche „Volk" größtenteils nackt ging, aber jene Gewandſtücke waren oft mit äußerſter Sorgfalt genäht. Das Hauptkleid war ein weiter, ärmelloſer, aus zwei Fellen zuſammengeſetzter Kittel, Tamarco, der bis zu den Knieen reichte und von den Weibern noch durch einen darunter gezogenen Lederrock ergänzt wurde. Dazu trug man Bundſchuhe aus Ziegenfell, die ihre alte Geſtalt und ihren alten Namen (maho oder xercos) bis heute bewahrt haben. Auf Gran Canaria trugen die Frauen aus Binſen geflochtene Röcke; dieſe ſind aber den Guanchen fremd. Die Fellgewänder wurden häufig gefärbt, und zwar waren die Lieblingsfarben rot, gelb und grün.

Sonſt wurde die Bemalung von den Guanchen kaum geübt, gar nicht die Bemalung des Körpers, wogegen die Nicht-Guanchen auf Gran Canaria ihre Haut gern mit Ocker bemalten und dieſen vermittels petſchaftähnlicher thönerner Stempel auftrugen, deren Form und eingeſchnittene Muſter eine ſehr merkwürdige Aehnlichkeit mit den zu gleichem Zweck dienenden Stempeln aus dem alten Mexiko und Yukatan, aber auch aus Ober-Guinea (Aſſinie) haben.

Eine Kunſt war aber den Guanchen eigen, die von den anderen Raſſen des Archipels nicht geteilt wurde: das Balſamieren der Kadaver. Wo im canariſchen Archipel wenige Guanchen wohnten, da gibt es auch wenige balſamierte Mumien und umgekehrt. Doch war das Balſamieren eine Auszeichnung, die nur den verſtorbenen Häuplingen und angeſehenen Adligen zu Teil wurde. Die meiſten Toten, auch auf der eigentlichen Guanchen-Inſel Tenerife, wurden ohne Balſamierung in Höhlen beigeſetzt. Unter dem Einfluß der trockenen Luft ſchrumpften aber auch ſie mumienhaft ein. Als Conſervierungsmittel kamen beim Balſamieren Fett, aromatiſche Kräuter, Pinienrinde, Fichtenharz und Bimsſtein in Anwendung. Zur Trocknung wurden die alſo präparierten Kadaver tags in die Sonne gelegt, nachts in Holzrauch geſtellt und danach in ausgeſtreckter Lage in Ziegenhäute eingenäht (5—12 je nach Würde des Verſtorbenen) und in möglichſt verborgenen und unzugänglichen Höhlen beigeſetzt. Beigaben von Gefäßen mit Milch laſſen wohl darauf ſchließen, daß man Vorſtellungen von einem andern Leben nach dem irdiſchen Tod hatte. Abweichend von dieſer Beſtattungsart ſind die auf Gran

Canaria und Lanzarote vorkommenden Erd- und Stein-Tumuli, die gewöhnlich mehrere Leichen beherbergt haben. Sie sind sicher das Werk der dortigen Nicht-Guanchen.

Sehen wir uns nach dieser kurzen, nur das Wichtigste beachtenden Umschau über das, was uns die materiellen Reste von den alten Canariern lehren, nunmehr die Nachrichten an, die von den Chronisten und Eroberern aus der Zeit der normännisch-spanischen Conquista des 15. Jahrhunderts über das canarische Urvolk erhalten sind, so erfahren wir zunächst, daß es, wie wir schon aus den ethnologischen Funden schließen mußten, vorwiegend ein Hirtenvolk gewesen ist. Größere Jagdtiere gab es, wie gesehen, auf den Inseln nicht, und der Fischfang lieferte keine ausreichenden Erträge, da die Insulaner keine Boote hatten, um das fischreiche hohe Meer befahren zu können. Die Küstenbewohner beschränkten sich darauf, da, wo es die meist felsige, brandungsschwere Küste erlaubte, vom Land aus oder ein Stück in die See watend, mit Angel und Netz zu fischen. Aber zum Lebensunterhalt reichte das ebensowenig hin wie in früher Zeit der Ackerbau, da dieser erst Bedeutung gewinnen konnte, als weitere Strecken des vulkanischen harten Bodens mühsam mit den primitiven Werkzeugen gerodet worden waren. Immerhin wurden schon früh Weizen, Gerste, Erbsen und Fababohnen gebaut und lieferten wichtige Zukost zu der Nahrung, die die Viehzucht gab.

Die Viehzucht war die eigentliche Lebensbasis. Ziege und Schaf waren die Hauptbestandteile der Herden; das Schwein scheint erst spät dazu gekommen zu sein, und Rind, Pferd, Esel und Kamel fehlen den alten Canariern ganz. Das Fleisch wurde gebraten und gekocht. Auch das Fleisch von wilden Kaninchen und jungen Hunden verschmähte man nicht. Milch, Butter und Käse verzehrte man in großen Mengen.

Neben dieser animalischen Kost bildete ein Gemisch von Körner- und Hülsenfrüchten, die mit der Handmühle gerieben und dann geröstet, gewässert und im Ledersack durchgeknetet wurden, das wichtige Nahrungsmittel Gofio, das noch heute in gleicher Weise zubereitet wird. Und im Übrigen verzehrte man alle möglichen genießbaren Gaben der freien Natur, wie Feigen, Brombeeren, die Früchte des Erdbeerbaumes, der Visnea, Farnwurzeln, Pinienkerne, wilden Honig u. dergl. mehr. Als Getränk aber genoß man außer Milch ausschließlich Wasser. Wein und andere Spirituosen waren den Canariern bis in die spanische Zeit hinein ein Greuel.

In natürlichen Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens ſtanden die alten Canarier, vor Allem aber die Guanchen, wie wir ſie am reinſten von Tenerife kennen, ſehr hoch, ſicherlich viel höher als die meiſten der europäiſchen Eroberer, mit deren Eindringen im 15. Jahrhundert die leidensvolle Untergangsgeſchichte dieſes Naturvolkes begann.

Erklärlicherweiſe ſind aus der Zeit der Conquiſta die Berichte über die Lebensführung der Guanchen recht mangelhaft, denn die normänniſchen und ſpaniſchen Krieger hatten Wichtigeres zu thun als Sittenſchilderungen der „wilden Ungläubigen“ zu geben. Trotzdem haben die verhärteten Gemüter der Normannenprieſter und ſpaniſchen Chroniſten häufig ſo tiefe Eindrücke von den großen menſchlichen Eigenſchaften ihrer Feinde empfangen, daß ſie in ſtaunender Anerkennung von den Tugenden der Guanchen erzählen; und alle von ihnen angeführten Beiſpiele ſind ebenſoviele Beweiſe für einen Adel der Geſinnung und eine Stärke des Charakters der Guanchen, wie wir ſie von keinem anderen Volk einer gleich tiefen Kulturſtufe kennen. Lebhaftigkeit und Heiterkeit des Temperaments, offener ehrlicher Sinn, energiſcher Wille, Milde und Gaſtlichkeit im Frieden, feſter Mut und glühende Freiheitsliebe im Krieg ſind die Kernzüge des Guanchencharakters. Den Männern ſtanden die Frauen in edlen Tugenden, auch in kriegeriſchen, nicht nach.

Das Familienleben war durchaus patriarchaliſch. Die Ehen wurden in freier Wahl geſchloſſen, und die Heilighaltung der Ehe war das höchſte Gebot, deſſen Verletzung mit dem Tod durch Lebendigbegraben beſtraft wurde. Wer mehr als ein Weib ernähren konnte, durfte in Polygamie leben, aber nur Wenige thaten es. Der Reinheit der Sitten ſcheint es zu widerſprechen, daß auf Gran Canaria den Häuptlingen ein jus primae noctis zugeſtanden haben ſoll. Aber zweifellos war dies ein von den nicht-guanchiſchen Stämmen eingeführter Brauch, denn auf den Inſeln, wo die Guanchenraſſe wenig vermiſcht war, kannte man ihn nicht. Bei ihnen genoſſen die Frauen auch in der Öffentlichkeit eine achtungsvolle Verehrung in Formen, wie wir ſie bei manchen der benachbarten Berberſtämme wiederfinden.

Die geſellſchaftliche und ſtaatliche Ordnung der alten Canarier war überraſchend weit ausgebildet. Auf Tenerife, wie auf jeder der anderen bewohnten Inſeln, lebten die Guanchen in kleinen Geſchlechterverbänden, die miteinander zu größeren Gemeinden und Stämmen vereint und

durch eine Feudalordnung vom Ziegenhirten bis zum König (mensey) hinauf gegliedert waren. Jede Insel zerfiel in mehrere Gaue mit je einem König, dessen Gewalt erblich war. Auf Tenerife herrschte bis etwa ein Jahrhundert vor der Conquista immer nur ein einziger König. Der letzte Alleinherr war Tinerfe, nach dessen Tod das Land an seine 9 Söhne in 9 kleine Königreiche zerfiel. Dem souveränen König direkt unterstand der durch weite Privilegien bevorzugte Geburtsadel. Der Schwerpunkt des Staatswesen war aber nicht er, sondern die allgemeine Gauversammlung, die auch die Rechtspflege übte. Unter ihrer Mitwirkung erfüllte der König, der nominell auch Herr alles Kulturlandes war, alljährlich seine sehr wichtige Pflicht, den Boden zur Nutznießung neu unter die Stammesangehörigen zu verteilen. Das Volk des Stammes hielt mit unerschütterlicher Treue an seinem König, mit glühender Liebe an seiner Heimat fest. Mit heldenhaftem Mut verteidigte es seine Scholle und seine Familie. Das gegebene Wort war heilig, Trug und Verrath war selbst dem Feind gegenüber undenkbar, was in der Zeit der Conquista der Hinterlist der Spanier natürlich schnelle Erfolge sicherte. Vom Adel geführt, kämpfte das Volk kühn und treu bis auf den letzten Mann. Die einzelnen Stämme oder Königreiche einer Insel führten nicht selten erbitterte Kriege gegeneinander, wozu Streitigkeiten über Weidegrenzen den häufigsten Anlaß gaben. Kriege der verschiedenen Inseln gegeneinander gab es aber natürlich nicht, weil man keine Boote hatte. In den Kämpfen der Stämme einer Insel unter sich machte man früher keine Gefangenen, sondern tötete die Überwältigten. Später verkaufte man die Überlebenden an die Europäer, von denen sie meist auf die spanischen Sklavenmärkte gebracht wurden. So übten sie Jahrhunderte lang im Kleinkrieg ihre kriegerischen Tugenden, bis die fremden Eroberer erschienen. Auch ihnen wären sie trotz der hohen Überlegenheit der feindlichen Waffen sicherlich nicht so schnell unterlegen, wenn sich die einzelnen rivalisierenden Stämme hätten zu gemeinsamer Gegenwehr vereinigen wollen. Statt dessen machten einzelne Stämme gemeinsame Sache mit den Spaniern und kämpften, treu ihrem Eid und todesmutig, für die Fremden gegen die noch freien Inselstämme. So wurden mit Hilfe der Guanchen von Guimar erst die östlichen und dann auch mit deren Unterstützung die westlichen kleinen Königreiche unterworfen. Die Guanchen sind eigentlich nur durch ihr eignes Volk besiegt und unterjocht worden.

Im Krieg war der Totschlag der höchste Ruhm, im Frieden wurde er mit dem Tod bestraft, indem der Henker dem Schuldigen den Schädel mit einem Steinblock zerschmetterte. Niemand anders aber war so tief verachtet wie der Henker selbst, zu dessen Amt darum stets Kriegsgefangene gezwungen wurden. Ihm lag es auch ob, vorkommenden Diebstahl durch Ausreißen eines Auges an dem Dieb oder durch blutige Bastonnade zu sühnen.

Gegen diese willkürlichen Verletzungen wie gegen Krankheiten wurden allerlei natürliche Heilmittel angewendet. Im Nothfall schreckte man auch vor chirurgischen Eingriffen nicht zurück, wobei scharfe Obsidian- und Muschelmesser in Thätigkeit kamen. Ja, selbst Amputationen und sogar Trepanationen (siehe den Anhang) führte man mit so primitiven Instrumenten aus.

Die Träger solcher und anderer Wissenschaft bildeten eine besondere Kaste, die auch religiöse Geheimnisse bewahrte. Sie unterhielten die Überlieferung sagenhafter Vergangenheit und weissagten Zukünftiges. Auf Gran Canaria bewahrten und berichteten sie eine uralte Tradition, daß Canarias Bevölkerung einst vom Atlasgebirge in Nordafrika nach der Insel eingewandert sei, was uns einen wichtigen Fingerzeig für die canarische Besiedelungsgeschichte liefert. Die Übung der eigentlichen religiösen Kulte lag aber in der Hand einer eignen Kaste von Priestern und Priesterinnen. Im ganzen Archipel äußerte sich die Gottesverehrung in einem Höhenkultus. Die Bergeshöhen waren der Sitz der Götter, und dort benutzte man einen aufragenden Felsen, eine Lavahöhle oder eine geeignete Fläche als Opferstätte, wo in einer natürlichen oder künstlichen Mulde Tier- und Fruchtopfer am Feuer dargebracht wurden. Alle Stämme des Archipels hatten den Glauben an eine höchste Gottheit, die nach den verschiedenen Seiten ihres Wesens verschieden benannt wurde; auf Tenerife z. B. Achaman, Acoran, Acorac. Neben ihm verehrten die Guanchen Teneriffes noch die Sonne und den Mond und in einem primitiven Ahnenkultus die Seelen der Verstorbenen als die Kinder der Sonne. Daß die Spitze des Pik von Tenerife, den Kälte, Stürme und wilde Lavamassen unzugänglich und fürchterlich machten, und wo aufsteigende Dämpfe ein unheimliches inneres Feuer verrieten, als Sitz des bösen Geistes Guayota, als Eingang der Hölle „Echeyde" — daher in Verstümmelung der Name Pico de „Teyde" — angesehen wurde, ist sehr erklärlich.

Während die religiösen Bräuche der Guanchen durch den ganzen Archipel gehen, haben einzelne Inseln noch besondere Kultusformen. Sie sind von den Nicht-Guanchen eingeführt. Von dem übrigen geistigen Besitz der Canarier sei nur noch erwähnt, daß sie ihre Zeitrechnung nach Monden einteilten, und daß ihr Zahlensystem das dezimale war.

Was aber schließlich die Sprache der alten Canarier anbetrifft, so wird sie von verschiedenen Inseln ziemlich verschieden angegeben. Dies braucht uns nicht zu wundern, denn auf den Inseln waren die Bevölkerungsmischungen verschieden, und in der nachmaligen strengen Abgeschlossenheit der einzelnen Inseln voneinander mußten sich naturgemäß im Lauf der Zeit verschiedene Dialekte ausbilden. Der Grundstamm der Guanchensprache ist indes allen Inseln gemeinsam; von den fremden, nicht-guanchischen Einwanderern der vorgeschichtlichen Zeit haben die Guanchendialekte nur neue Wörter mit neuen Begriffen oder Dingen angenommen, ohne sich in ihrem Wesen beträchtlich zu ändern. Die Fremden haben wohl, wie wir sahen, ihre Sitten und Kunstfertigkeiten neben denen der Guanchen beizubehalten vermocht, aber ihre Sprache haben sie allem Anschein nach im langen Verkehr mit der dominierenden Guanchenrasse verloren.

Die Guanchensprache selbst nun ist nach allem, was uns von ihr überliefert ist, ein unverkennbar berberisches Idiom, das am meisten Aehnlichkeit mit der Mundart der Schilha- oder Schelnha-Berber hat. Also auch dieses überaus bedeutsame Merkmal deutet auf nahe Verwandtschaft mit nordwestafrikanischen Völkern hin. Schrift haben die Canarier bis in die Conquistazeit keine gehabt. Auf keinem einzigen Kunsterzeugnis aus Thon, Holz oder anderem Stoff finden sich irgendwelche Schriftzeichen. Dagegen gibt es auf einigen Inseln sehr merkwürdige Felsinschriften mit keilschriftartigen Zeichen, die der heutigen Berberschrift der Tuareg, also dem sogenannten Tifinar, und mit diesem den ältesten numidischen Schriftzeichen ganz außerordentlich ähneln. Freilich solange sie nicht entziffert sind, bleiben sie für uns stumm und lassen nur folgern, daß in alter Zeit zwischen dem Archipel und Nordafrika irgendwelche Beziehungen bestanden haben. Das eine jedoch ist als sicher anzunehmen, daß jene Felseninschriften nicht von den Guanchen stammen, denn die Kultur der Guanchen ist zweifellos viel älter als der Beginn aller Zeichenschrift. Offenbar schon seit der frühsten Zeit ihres Kulturlebens im Lande, konnten sie weder solche Schrift dorthin mitgebracht

haben noch ſie hier ſelbſtändig in wunderſamer Übereinſtimmung mit dem Tifinar entwickeln. Auch gibt es auf keiner Inſel, wo die Guanchen rein lebten, wie auf Tenerife, ſolche Inſchriften. Ob ſie aber von den meſokephalen, etwas höher als die Guanchen kultivierten, nicht-guanchiſchen Canariern herſtammen, die etwa bei ihrer Einwanderung noch im Beſitz von Schriftkenntnis geweſen wären und ſie dann in ihrer inſularen Abgeſchiedenheit und im Stagnieren ihrer Kultur wieder verloren hätten, wie ſie ja auch die Kenntnis der Schiffahrt verloren haben, iſt ungewiß, doch nicht unmöglich. Sehr wenig wahrſcheinlich iſt mir dagegen die von Anderen aufgeſtellte Hypotheſe, daß jene Inſchriften von Numidiern hinterlaſſen ſeien, die zur Zeit der karthagiſchen Seefahrten als Glieder der karthagiſchen Schiffsbemannung die Inſeln flüchtig beſucht und daſelbſt ſchriftliche Zeugen ihrer Anweſenheit errichtet hätten, denn es wäre unverſtändlich, warum gerade nur dieſes numidiſche Schiffsvolk ſich derartig verewigt hätte, ihre Herren hingegen, die hoch kultivierten karthagiſchen Expeditionsführer ſelber, gar nicht. Am wahrſcheinlichſten bleibt alſo die Annahme, daß die rätſelhaften, der älteſten Berberſchrift wie dem alten Numidiſchen ſehr ähnlichen Inſchriften doch von den meſokephalen, brünetten Canariern herrühren, deren Tradition ja auch nach Nordafrika hinüberweiſt.

Ziehen wir aus alledem, was wir über die alten Canarier in Erfahrung bringen können, den Schluß, ſo ergibt ſich kurz folgendes: Zu den großgewachſenen, langköpfigen, kurzgeſichtigen, hellfarbigen Guanchen, die in ihrer Kultur auf der primitiven Stufe der jüngeren Steinzeit ſtanden, ſind fremde Einwanderer in den Archipel gekommen und haben mit ihnen Miſchraſſen gebildet. Unter dieſen nicht-guanchiſchen Elementen laſſen ſich nach Chil und Verneau deutlich zwei Raſſen unterſcheiden. Der eine Typus iſt klein, rundköpfig und kurzgeſichtig. Von ihm wiſſen wir weiter gar nichts, als daß er am häufigſten auf den weſtlichen Inſeln vorkommt. Vielleicht ſtellt dieſe kleine Raſſe ſogar die älteſte Bevölkerung im Archipel dar, (wie ja auch nach verbreiteter Anſicht in Europa und Afrika kleingewachſene Menſchen die Vorläufer der großen geweſen ſind,) die von den nachher aus Afrika einwandernden Guanchen auf die Weſtinſeln gedrängt worden ſind. Wie dem auch ſei, jedenfalls iſt der zweite nicht-guanchiſche Stamm, eine mittelgroße, mittelköpfige, langgeſichtige, brünette Raſſe, aus Afrika erſt in den Archipel gekommen, als die Guanchen ſchon dort waren, und hat ſich deshalb nur auf den

Oſtinſeln in breiteren Schichten feſtſetzen können. Dieſe brünetten Meſokephalen ſtammten ihrer eignen Tradition nach aus Nordweſtafrika und brachten offenbar Anſätze einer höheren Kultur mit, die aber in der Iſolierung auf den kleinen, metallloſen Inſeln und unter dem überwiegenden Einfluß der kraftvollen, primitiven Guanchen allmählich wieder zu niederen Formen zurückgeſunken zu ſein ſcheint. So blieb die in ihren wichtigſten Zügen neolithiſche Kultur der Guanchen vorherrſchend in der kleinen canariſchen Inſelwelt bis in die Zeit der normänniſch-ſpaniſchen Conquiſta.

Die Guanchen haben ſich alſo in ihrem beſchränkten Inſelgebiet kulturell nicht weiter entwickelt, nachdem ſie ſich von ihrem in neolithiſchen Daſeinsformen lebenden Muttervolk getrennt hatten. Was für ein Muttervolk aber iſt dies geweſen? Um dieſe Frage zu verfolgen, erinnern wir uns daran, daß die anthropologiſche Beſchaffenheit der Guanchen ganz übereinſtimmt mit jener der ſogenannten Cro-Magnon-Raſſe, die im Weſten der alten Welt, Europa und Nordafrika, ſaß, lange ehe die ariſchen Völkerwanderungen aus Aſien über Oſteuropa hereindrangen. Wie die Guanchen, ſo waren die Cro-Magnon-Menſchen eine hochgewachſene, körperkräftige, faſt athletiſche Raſſe. Auch ſie hatten einen großen, vortrefflich entwickelten Langſchädel mit etwas abgeſetztem Hinterkopf, mit gewölbter Stirn, breitem und niedrigem Geſicht. Dieſe höchſt charakteriſtiſche Schädelform reicht von Südeuropa bis in das neolithiſche Norddeutſchland hinauf, ſie findet ſich zahlreich in den öſterreichiſchen und ſchweizeriſchen Pfahlbauten und iſt in Frankreich in der neolithiſchen Periode weit verbreitet. Noch heute iſt dieſer uralte Typus, der kurzgeſichtige Langkopf, der eine unſerer beiden europäiſchen Hauptſchädelformen. Kein Wunder alſo, daß gar manche deutſche Canarienreiſende beim Anblick der Guanchenſchädel im Muſeum von Las Palmas lebhaft an die Schädelform ihrer heimiſchen Bauern erinnert werden, und daß ein ſo phantaſievoller, empfindſamer Beobachter wie Franz v. Löher auf ſeine vielbeſpottete Hypotheſe verfallen konnte, daß die alten Guanchen nichts anderes als nach dem Untergang des Weſtgothenreiches verſprengte Vandalen (Guanchen = Wandſchen = Vandalen) geweſen ſeien.

Die mit dem Sammelnamen Cro-Magnon bezeichnete Menſchenraſſe, dieſe vor-ariſchen Bewohner der weſtlichen alten Welt, haben in Südeuropa unverkennbare Reſte hinterlaſſen in einem Teil der Iberer, die

einſt weit über Italien, deſſen Inſeln, Südfrankreich und Spanien verbreitet waren. Als einzigen unvermiſchten noch lebenden Ibererſtamm in Europa haben wir die Basken zu betrachten, die von Nordoſtſpanien über die Pyrenäen bis nach Béarn in Frankreich zerſtreut wohnen und noch ihre alte, nicht ariſche, nicht indogermaniſche Sprache ſprechen.

Mit den Iberern ſind aber über die enge Völkerbrücke der Gibraltarſtraße hinüber die uralten Völker der nordafrikaniſchen Küſtenländer ethniſch zu verbinden. Hier reicht die Verwandtſchaft von den hellen Berberſtämmen oſtwärts bis zu den Tuareg und wahrſcheinlich bis zu den altägyptiſchen Tamehu, die auf den älteſten Darſtellungen durch rötliche Haarfarbe, helle Augen und Haut und lange Schädelformen charakteriſiert ſind. Von dort gehen durch das ganze nordafrikaniſche Gebiet gleichartige megalithiſche Denkmäler bis nach Spanien (z. B. Provinz Sevilla) hinein und weiter, und die Tuareg ſchreiben noch jetzt dieſe Steinbauten den ſagenhaften Vorfahren iabaren zu; ein Wort, daß mit den Namen iberen und berber den gleichen Tifinarſtamm bar oder ber (wandern) hat.

Aus allen dieſen Umſtänden ſpricht ſehr Vieles dafür, daß ein großer Strom hochgewachſener, langköpfiger und urſprünglich wohl durchweg heller Völker vor der Beſiedelung Europas durch die Arier vom öſtlichen Nordafrika her, (wohin er aus Weſtaſien über die Suezenge kam), weſtwärts über die Gibraltarſtraße nach Europa eingedrungen iſt. Dort iſt er nach wiederholtem, wahrſcheinlich mit durch die Eiszeit verurſachten Hin- und Herfluten endlich im Allgemeinen zum Stillſtand gekommen, wie lange vorher ſchon in Nordafrika, bis andrängende neue Völker neue Bewegungen hervorbrachten. Die hellen Berber gehören ihm ebenſowohl an wie die ſog. Cro-Magnon-Raſſe. Und wenn wir nun berückſichtigen, daß die alten Guanchen den Cro-Magnon-Typus haben, daß ihr ganzer Kulturbeſitz neolithiſch iſt, ihre Steingeräthe aber denen von Mouſtier und St. Acheul gleichen, und daß ihre Sprache die größte Ähnlichkeit mit jener der Schilha- oder Schelluha-Berber hat, die in allen Berbertraditionen als die älteſten Bewohner Nordafrikas gelten und trotz ſpäterer ſtarker Raſſenmiſchung noch ſehr viele der urſprünglichen blonden Elemente unter ſich haben, ſo gehen wir wohl kaum fehl, wenn wir dieſe Berber und die Guanchen für Bruderſtämme halten, beide direkt verwandt mit der alten Cro-Magnon-Raſſe.

Als die heutigen hellen Berber noch in den primitiven Kultur-

formen der jüngeren Steinzeit ſteckten, ſind, ſo folgern wir weiter, von dieſem wandernden Hirtenvolk Beſtandteile in den dem Feſtland ſo nahen canariſchen Archipel vorgedrungen, wo ſie, ſich leicht vermehrend, allmählich die meiſten Inſeln beſetzten. So entſtand höchſt wahrſcheinlich das helle Volk der Guanchen. Den hellen nordafrikaniſchen Berbern aber haben ſich wie vielen anderen nordafrikaniſchen Völkern in etwas ſpäterer prähiſtoriſcher Zeit, lange vor dem Eindringen der Semiten, dunklere, brünette Stämme, wohl nach ſchweren Völkerkämpfen, beigeſellt, die bis in die Gegenwart hinein einen ausgeprägten, auch wirtſchaftlichen und politiſchen Dualismus unter den Berbern (auch ſoweit dieſe vom nachmaligen Semiteneinbruch unberührt geblieben ſind,) aufrecht erhalten haben; z. B. in den auch in der kleinſten Gemeinde ſich befehdenden zwei Parteien (Soffs), in der Scheidung der Stämme nach geographiſcher Orientierung, die aber bei der jetzigen Lage ihrer Siedelungen gar keinen Sinn mehr hat, wie Oſtleute und Weſtleute, Gebirgsleute und Ebnenleute, oder in der Benennung einzelner Stämme als „Vaterkinder“ gegenüber anderen als „Mutterkindern“ und dergl. mehr. Dieſe dunkelhaarigen Elemente, die wir wohl als Hamiten anſprechen dürfen, haben den alten berberiſchen Kulturbeſitz vermehrt. Sie ſind es wahrſcheinlich, von denen die ſpäteren und daher ſchon mit etwas reicherer Kultur, vielleicht ſogar mit einiger Schriftkenntnis, ausgeſtatteten brünetten, meſokephalen Einwanderer der Canarien ſtammen. So wenigſtens löſt ſich am einfachſten und den oben erörterten Verhältniſſen entſprechendſten die Frage nach der Herkunft dieſes Beſtandteiles der canariſchen Bevölkerung. Vor und nach ihnen mögen noch allerlei andere Völkerſplitter nach dem Archipel verſchlagen worden ſein; ſie waren aber zu ſchwach zur Selbſterhaltung und wurden von den anderen Raſſen, insbeſondere von den Guanchen, aufgeſogen.

Auf Tenerife hat der Menſch zuerſt jedenfalls die Süd- und die Weſtſeite beſiedelt, weil hier aus klimatiſchen und geologiſchen Urſachen, wie wir ſpäter ſehen werden, der Waldwuchs am dünnſten war, und weil hier auf weiten Strecken eine nur wenig umbrandete Flachküſte ins Meer ausläuft, die für die Landung mit primitivſten Fahrzeugen und für die Fiſcherei am günſtigſten war. Die ganze Nord- und Oſtküſte hingegen iſt, wie man an ihrer Geſtalt ſieht, ſeit uralten Zeiten von ſo ſtarker Brandung beſtürmt, daß ſelbſt in der Gegenwart Schiffahrt und Fiſchfang dort kaum geübt werden, und die Nordhälfte der Inſel war wiederum aus klimatiſchen Gründen ſo dicht bewaldet, daß

gewiß auch deshalb ihre Beſiedelung erſt ſpäter ſtattgefunden hat, als der Süden der wachſenden Bevölkerung zu eng wurde. Noch in hiſtoriſcher Zeit, als die Guanchen die Nordſeite ſchon gut beſiedelt hatten, lagen ihre Hauptſitze auf der Südhälfte der Inſel, wo im Jahrhundert vor dem Einbruch der Spanier der Guanchenkönig Tinerfe oder Teneriſe, dem die Inſel ihren Namen verdankt, in der Landſchaft Adeje reſidierte.

Viele Jahrtauſende haben die Guanchen, losgelöſt von ihrem Muttervolk und ihrem Mutterboden, einſam und vergeſſen, als ſteinzeitliche Hirten auf ihren kleinen Inſeln gelebt, ehe ſie wiedergefunden und vom Licht der Geſchichte beleuchtet worden ſind. Wann dies zuerſt geſchah, iſt nicht ſicher. Vielleicht ſind phöniziſche Schiffer oder karthagiſche Seeleute unter Hanno die erſten hiſtoriſchen Entdecker geweſen. Jedenfalls aber hat König Juba II. von Mauretanien im Jahr 40 v. Chr. den Archipel beſuchen laſſen und ihn nach den erſtatteten Berichten „insulae fortunatae“ (Glückliche Inſeln) getauft. Von ſeiner Darſtellung wiſſen wir nur durch einen Auszug des älteren Plinius, dem auch der Name Canaria bereits bekannt iſt, während er die andern Inſeln Ombrios, Junonia, Capraria und Nivaria, wo Schnee liegen ſoll (alſo Tenerife), nennt.

Mit Roms Untergang verſchwindet auch die Kenntnis von den „Glücklichen Inſeln“. Die Araber haben ſie höchſt wahrſcheinlich nicht gekannt. Im 6. Jahrhundert ſoll eine ſchottiſche Miſſion unter St. Brandon (Borondon) hier gewirkt haben, im 13. Jahrhundert (1292) ſollen genueſiſche Seefahrer unter Lanzelot Maloiſel hier geweſen ſein und auf der nach ihm benannten Inſel Lanzelote (Lanzarote) ein Fort gebaut haben, aber ſicher iſt erſt, daß 1341 König Alphons IV. von Portugal eine Expedition nach der Inſelgruppe ausſchickte, ohne jedoch recht erfolgreich geweſen zu ſein. Gelegentlich landete man in der Folgezeit an der Inſel, um Sklaven zu fangen oder auch den als Medizin hochgeſchätzten roten Saft des Drachenbaums, das Drachenblut, zu holen. Eine wichtige Wendung nahm aber die Geſchichte der Canarien, als die Anſprüche auf ſie an die ſpaniſche Krone übergingen, indem 1344 Papſt Clemens VI. einen franzöſiſchen Edelmann aus ſpaniſchem Königsblut, Luiz de la Cerda, zum König der Glücklichen Inſeln ernannte, wo er die Eingebornen taufen ſollte. Aber dieſer König hat ſein Land nie geſehen; ebenſowenig wie Robert de Bracamonte, der Admiral von Frankreich, dem Heinrich III von Kaſtilien die Inſeln ſchenkte. Erſt

als Bracamonte seine Rechte an seinen Vetter Jean de Bethencourt abtrat, nahm dieser normännisch-französische Edelmann seine Aufgabe ernst, so daß mit seinem ersten Zug 1402 die wirkliche Eroberung und europäische Besiedelung der Canarien beginnt. Um von Spanien kräftig unterstützt zu werden, nahm er die Inselgruppe von der kastilischen Krone zu Lehen. Nacheinander eroberte Bethencourt mit seinem normännischen und spanischen Gefolge die Inseln Lanzarote, Fuerteventura, Gomera und Hierro, und als er 1425 starb, saßen viele Normannen und Spanier unter der Dynastie der Familie Bethencourt als Grundherren auf den Inseln. Was diese Eroberer an Verräterei, Bedrückung und Grausamkeit gegen die wehrlosen Urbewohner geleistet hatten, wurde noch übertroffen durch die spanischen Söldnerscharen, die von 1478 an die Conquista vollendeten, nachdem König Ferdinand der Katholische die Inseln Bethencourts für 15,000 Dukaten von dem damaligen Herrscher Didaco Herrera gekauft hatte. Juan Rejon brach zuerst mit 600 Mann in Gran Canaria ein, schnell folgte die Eroberung von Palma, und 1494 krönte Don Alonzo Fernandez de Lugo das blutige Werk mit der Unterwerfung der Insel Tenerife. Seitdem sind die Canarischen Inseln im spanischen Besitz geblieben. Die Engländer und Holländer haben zwar wiederholt den Versuch gemacht, sich im Archipel festzusetzen, aber immer vergeblich. Selbst Nelson mußte 1797 die Belagerung von Santa Cruz aufgeben, nachdem ihm ein feindliches Geschoß einen Arm weggerissen hatte.

Zu Ehren Christi und der Jungfrau haben die Spanier hier wie überall, wo sie für die Religion der Menschenliebe fochten, Tausende und Abertausende von Eingebornen in den Tod getrieben. Ähnlich wie Karl der Große in den Sachsenkriegen, so haben hier die Spanier das Land nur durch planmäßige Entvölkerung zu halten vermocht. Und was ihr Schwert verschont hat, das ist im Lauf weniger Jahrhunderte teils durch das Feuer der Inquisition, teils durch friedliche Auffaugung großenteils in der Rassenvermischung verschwunden. Daß die christlichen Europäer mit einem solchen Volk nichts anderes anzufangen wußten als es in majorem dei gloriam zu opfern, daß ist eins der traurigsten Kapitel in der Geschichte der spanischen Kolonisation und der christlichen Civilisation. Heute gibt es wahrscheinlich keinen einzigen Eingebornen reiner Guanchenrasse mehr auf den Canarien, aber es rollt noch sehr viel Guanchenblut in einem Teil der spanischen Mischlingsrasse, die den

Archipel bevölkert. Auch normänniſche Abkunft iſt in einzelnen Landesteilen noch untrüglich zu erkennen.

Schon zur Guanchenzeit gab es nach den Berichten aus der Conquiſtazeit auf Tenerife, wie noch heute, zwei körperlich von einander abweichende Typen unter den Bewohnern. Auf der Südſeite traf man meiſt hohe, ſehnige Geſtalten mit nicht ſo hellem Haar wie bei den übrigen Guanchen und mit gebräunterer Haut. Auf der Nordſeite wohnten dagegen überwiegend Menſchen mit fleiſchigeren Körperformen, mit weicheren Zügen, hellerer Haut und helleren Augen. Wahrſcheinlich gehörten dieſem letzteren Typus die vier Individuen an, die von den erſten portugieſiſchen Beſuchern Teneriſes 1341 nach Europa gebracht wurden und dort wegen ihrer langen blonden Haare höchſte Verwunderung erregten. Dieſer Gegenſatz innerhalb der ſehr raſſereinen Tenerife-Guanchen hat primär gewiß nur klimatiſche Urſachen, denn der Süden iſt und war immer viel heißer, trockener und ſteriler, viel waldärmer und ſchattenloſer als der Norden mit ſeinem milden, feuchten Paſſatklima. In der Folge hat dann die Endogamie der Stämme dieſe körperlichen Eigenſchaften ſehr verſtärkt. Aber auch nach der Conquiſta beſteht dieſer Gegenſatz der Typen weiter, teilweiſe ſogar ſehr vergrößert, weil im ſchöneren Norden ſich viele Nachkommen der Normannen anſäſſig gemacht hatten, deren helleres Haar und weißere Haut ſich erhalten hat und gegen den viel dunkleren Teint der ſpaniſchen Abkömmlinge beträchtlich abſticht. Namentlich in den Thälern von Anaga im Nordoſten Teneriſes ſieht man mitunter Eingeborne mit einer Haut ſo weiß wie die eines reinen Nordländers. Und die alten Normannennamen Bethencourt, Dampierre, Grandville u. a. ſind noch heute im Norden häufiger als im Süden, wobei freilich zu bemerken iſt, daß ſie oft einfach adoptiert ſind ohne alle Blutsverwandtſchaft. Auf der Südſeite hingegen haben noch viel mehr Namen von Dörfern, Bergen, Fluren, Wäldern ꝛc. einen guten alten Guanchenklang als auf der Nordſeite.

So haben Abſtammung und Landesnatur aus dem „Isleño“, dem Inſelbewohner (ſ. nebenſtehende Abbildung), einen Menſchen gemacht, der trotz ſeiner ſpaniſchen Sprache und Sitte recht abweichend vom Spanier im Ausſehen und himmelweit verſchieden von ihm im Charakter iſt. Und beide Urſachen wirken fort. In dem unvergleichlichen oceaniſchen Klima der weſtlichen Canarien — die öſtlichen haben ſchon mehr afrikaniſch kontinentales Klima — ſpielen die Fragen der Ernährung, Kleidung

und Erwärmung, um die ſich in unſern Zonen die tägliche Sorge des Volkes dreht, keine bedrückende Rolle. Zwar gehört das Land, das der Isleño

Ein Canarier-Paar von Tenerife.

bebaut, im Fortbeſtand des alten Lehnsverhältniſſes faſt überall einem ſpaniſchen Grundherrn (amo), dem der Isleño als Pächter (medianero) die

Hälfte des Naturalertrages auszuliefern hat, aber der Reſt reicht für ſeine wenigen Bedürfniſſe gewöhnlich noch hin. Den Druck dieſes Verhältniſſes, unter dem das Land nie zu wirtſchaftlicher Blüte kommen kann, fühlt der Isleño nur in wirklich ſchlechten Erntejahren, die aber auf der Inſel ſehr ſelten ſind. Im übrigen hat er ſich Heiterkeit und Herzensgüte auch in ſeiner Armut bewahrt, denn er kennt ja keine anderen Wirtſchaftsſyſteme. Gegen ſeinen Lehnsherrn, den „Señorito" (Jungherr = Junker) iſt er immer dienſtwillig, von Neid gegen ihn wie gegen andere Reichere iſt er ganz frei. Eine ſociale Frage exiſtiert nicht für ihn, der nicht das Haſten, Drängen und Kämpfen Europas kennt, der von kapitaliſtiſchem Großbetrieb, insbeſondere von Großinduſtrie nichts weiß und mit ſeinen politiſchen Intereſſen höchſtens bis nach Spanien reicht, falls die dortigen Vorgänge einmal ſeine inſularen Verhältniſſe berühren. Bequem und ſorglos lebt er ganz der Gegenwart und verſchiebt immer auf morgen, was heute nicht gethan werden muß; „mañana" (morgen), das Lieblingswort aller ſpaniſchen Tropenbewohner, fängt ſchon hier im ſubtropiſchen Teneriſe zu gelten an.

So wenig aber wie der Isleño von den politiſchen Leidenſchaften bewegt wird, die ſonſt dem Spanier und ſpaniſchen Abkömmling angeboren ſind — man denke nur an die unaufhörlichen Revolutionen in Südamerika — ſo wenig iſt ihm auch die zähe Energie, das heiße Temperament, der trotzige Stolz und die heroiſche Unbeugſamkeit eigen, die den Spanier ſo oft zu großen hiſtoriſchen Thaten geführt haben. Sanftmütig und weichherzig, beſcheiden und zuvorkommend, munter und redſelig, mäßig im Genuß, voll Liebe zur Natur und von ſcharfer Beobachtungsgabe für das Leben der Natur, gaſtfrei und häuslich, ehrlich, anhänglich und wahr, wenn nicht aus Höflichkeit flunkernd, iſt der Isleño ein merkwürdiges inſulares Gegenſtück zu dem durchweg aus härterem Holz geſchnitzten Spanier des Kontinents. In den Städten der Inſel iſt freilich der Charakter des Teneriſers durch fremde Einflüſſe ſchon ſehr verändert und meiſt verderbt; und zwar nicht bloß in Santa Cruz, wo ein freches ſtädtiſches Proletariat (chicharreros) die Straßen bevölkert, ſondern auch in Laguna, Orotava und anderen an der Hauptfahrſtraße der Inſel gelegenen größeren Orten. Sowie man aber aus dem Bereich des Fremdenverkehrs hinauskommt, findet man auch den Isleño anders, urſprünglicher und beſſer.

Wer direkt aus dem an brennenden Zeit- und Streitfragen über-

reichen Europa nach Tenerife kommt, glaubt ſich in die Heimat der Phäaken oder in die ultima Thule verſetzt. Hier, wo es im Land ſelbſt keine die Menſchen erregenden ſocialen oder politiſchen Fragen gibt, ſchaut der Isleño auch mit äußerſtem Gleichmut den Vorgängen der Fremde zu. Der in Europa wütende Kampf um Staat und Kirche gewinnt ihm nur ein bedächtiges Lächeln ab, wenn er überhaupt etwas davon erfährt. Und er erfährt nur ſehr ſelten etwas von der Außenwelt, denn die wenigen canariſchen Zeitungen enthalten höchſtens Notizen über ſpaniſche Geſchehniſſe, und der große Weltverkehr geht zwar an der Inſel vorbei, täglich läuft mindeſtens ein Oceandampfer in den Hafen Santa Cruz ein, um Kohlen zu laden, aber die Inſel iſt nur Durchgangsſtation; von den Ideen, die den Weltverkehr leiten und die Nationen bewegen, hört und lieſt der Isleño nichts. So bewegt ſich ſein Gedankengang und ſein ganzes Leben im kleinſten Kreis. Nur um die Alltäglichkeit ſeines engen Daſeins dreht ſich das Intereſſe und die Unterhaltung und findet darin ein Genüge, um das ihn der Ausländer beneiden könnte. Darüber hinaus wandern ſeine Gedanken und Wünſche nicht. Mit dem Horizont ſeiner Inſel hört auch der ſeines Geiſtes auf.

Wieviel der Isleño in dieſem ſeinem Charakter von den Vorfahren ererbt hat, können wir nur in vagen Umriſſen erkennen. Was aber die Landesnatur dazu gethan hat, das ſehen wir nicht nur deutlichſt im Lande, ſondern fühlen es auch an unſerm eignen Körper und Geiſt, wenn wir einmal ein paar Wochen dort gelebt haben. Abgeſchloſſen von aller Außenwelt, fern von Eiſenbahnen, Fabriken, Theatern, Volksverſammlungen, Parlamenten und ſonſtigem Rüſtzeug der modernen Kultur, umweht von der milden balſamiſchen Luft des ſubtropiſchen Atlantiſchen Oceans, umgeben von einer in großen, ruhigen Formen thronenden vulkaniſchen Bergwelt, mit ſtetig klarem Fernblick auf das herrliche, hier niemals wild erregte, hohe Meer, im freundlichen Umgang mit wenigen ſanften Menſchen, fühlt man allmählich eine wunderſame Ruhe über ſich kommen, wie man ſie nie zuvor gekannt hat. Man begreift nicht, daß man noch vor kurzem in Europa an dem Ringen und Kämpfen teilgenommen hat, das dort Leben heißt, und daß man dort ſo vieles hoch geſchätzt hat, was Einem hier am Herzen der großen Natur gar jämmerlich klein erſcheint.

Kommen wir dann aber aus dieſem Wunderland der Ruhe und der Geſundung nach Europa zurück, ſo dauert es nicht lang, und in der alten

Atmoſphäre werden wir auch ſelber wieder die Alten, die ſich in Streit und Arbeit am wohlſten fühlen. An Tenerife denken wir dann zurück wie an ein Traumland, wo wir im dämmernden Schlaf gewandelt ſind. Die Seele ſehnt ſich wohl danach zurück wie nach den Tagen glücklicher Kindheit, aber der männliche Wille hält feſt am rührigen Europa. Immer „Glückliche Inſeln“, das wäre der geiſtige Tod, und einzig das vorwärts drängende, ſchaffensfrohe Europa iſt das lebenswerte Leben.

3. Die Anagaberge.

Von Santa Cruz über Laguna und die Anagaberge nach Taganana.

Von welcher Himmelsrichtung her man auch zu Schiff der Insel Tenerife zusteuern möge, von überall ist die erste Erscheinung des „glücklichen" Eilandes bei leidlichem Wetter gleich großartig und packend. Lange bevor die Küsten und niedrigeren Bergkämme sichtbar werden, erschallt plötzlich an Deck der Ruf: „Der Pik!" Wir schauen uns erst vergeblich die Augen nach der bezeichneten Richtung hin aus, ohne nur eine Spur des lang ersehnten Vulkanriesen am Horizont entdecken zu können, bis wir mit einem Mal, nicht am Horizont, sondern hoch oben am Himmel, weit über den Wolken, in einer Höhe, wo wir niemals einen Berg erwartet hätten, die jetzt, zu Anfang März, im blendenden Winterschnee strahlende Kegelkuppe des „Pico de Teyde" erblicken. Es ist ein Bild von so überwältigender Größe und von einer in seiner Uberirdischkeit so ergreifenden Majestät, daß eine weihevolle Stille über die in Andacht versunkenen Beschauer hinzieht.

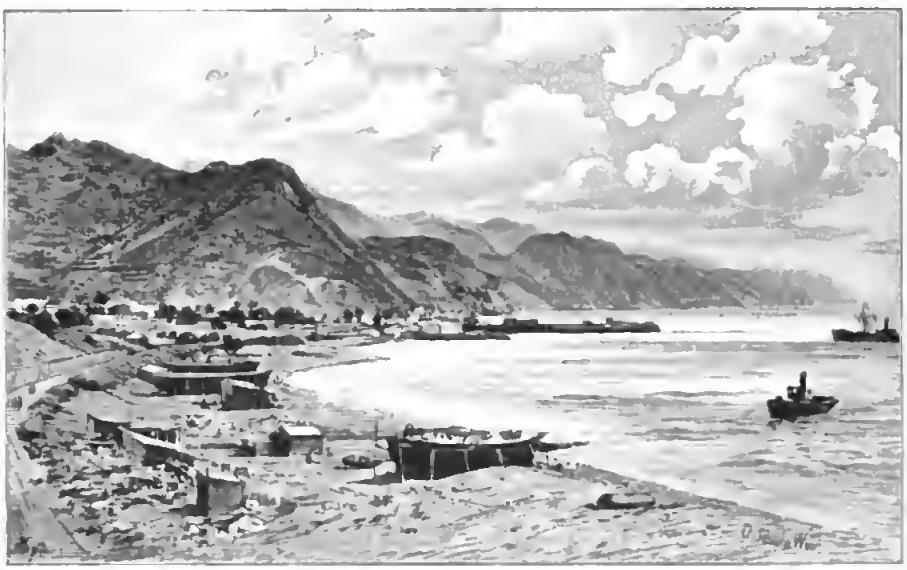
Einige Stunden später tauchen auch die dunkeln Landmassen der niederen Inselteile aus den blauen Wogen auf, lange nachdem der Pik bereits sein hehres Haupt in dichte Wolkenschleier gehüllt hat. Wir, die wir von Norden her kommen, dampfen nun an der Ostseite Teneriffes entlang südwestwärts auf die Haupt- und Hafenstadt Santa Cruz zu. Je mehr wir uns der bergigen Ostseite der Insel nähern, desto düsterer und eindrucksvoller wird die Landschaft. Es ist das Anagagebirge, einer der ältesten Teile der Vulkaninsel, das hier in trotzigen, tief geschluchteten Bergmassen steil ins Meer abfällt, und staunend sehen wir, welche bizarren Gebirgsformen Feuer und Wasser, vulkanische, unzähligemal wiederholte Eruptionen und Jahrtausende lang ab- und auswaschende Regengüsse in diesen uralten Bergmassen geschaffen haben. Der Charakter

des Gebirges verfinſtert ſich gewöhnlich noch tagsüber durch die ſchweren grauen Bänke der Paſſatwolken, die auf ſeinem Kamme laſten und dunkle Schatten in die tiefen Thäler werfen. Gießt aber die ſüdliche Sonne ihr leuchtendes Licht über die Felſen der Küſtenabſtürze aus, dann ſchillern ſie in allen nur denkbaren Geſteinsfarben, grau, braun, blau, rot, gelb, grün, violett, die meiſt nach den übereinanderlagernden mächtigen Lavaſchichten geordnet und abgeſtuft ſind. Der Geſamteindruck aus all dem Farbengemiſch iſt aber violett.

Von den Urſprungsherden der Lavadecken ſind freilich in den alten Anagabergen nur wenige Spuren geblieben, denn die atmoſphäriſchen Kräfte haben dieſe Gebirgsrücken bis auf das Grundgerippe hinein zernagt und abgetragen. Nirgends verbirgt ſich der vulkaniſche Bau des Inneren vor dem ſuchenden Auge, denn auch die Vegetation breitet keine ſchützende Decke über die Wände und Kämme, ſondern bringt es in den unteren Gebirgsteilen, teils aus klimatiſchen Gründen, teils infolge der unſinnigen ſpaniſchen Waldverwüſtung, nur zu lichten niedrigen Gruppen ſtrauchförmiger graugrüner Euphorbien und Opuntien und zu kleinen Teppichen von allerlei Kraut- und Staudenpflanzen, von denen die Felſen und Hänge weniger bekleidet als viel mehr betupft und geſprenkelt werden. Sonnverbrannt iſt dieſe Küſtenvegetation im Sommer und fahl im Winter, denn die meiſten Arten ihrer Flora ſind nicht ausdauernd, ſondern kurzlebig. Jetzt im Frühlingsanfang dagegen webt die beginnende Vegetationsperiode der vergänglichen Pflanzen zart gläuzende, grüne Muſter in das matte Graugrün der Euphorbien- und Opuntienbeſtände und in das milde Violett der Geſteine. In vollem Saftgrün prangen nur die Fluren der Kulturgewächſe, die Weizen-, Kartoffeln-, Bohnenfelder im bewäſſerten Grund der tiefen Thäler und vereinen ſich mit den daneben liegenden weißen Häuschen zu den freundlichen Bildern der vielen Thaldörfchen und der Städtchen Igueſte und San Andres.

Vom Land her dringt leiſe auf das Meer hinaus milde Frühlingsluft, nicht nur der ſpecifiſche Landgeruch, der immer bei der Annäherung an eine Inſel oder ein Feſtland meilenweit bemerkbar wird, ſondern wohliger wonniger Blumenduft von unbeſchreiblicher Zartheit. Deutlich iſt in der Miſchung der Düfte das ſüße Aroma der Orangenblüten zu unterſcheiden. Meine Phantaſie wurde fortgetragen in vergangene Jahre, nach den Küſten von Java und den Philippinen, von Ceylon,

Japan und Sanſibar, wo das Schiff weit draußen auf offner See auch ſchon vom Pflanzenduft des Landes angeweht wurde, und wo mich auch zuweilen mächtige vulkaniſche Bergformen aus der Ferne grüßten. Dort aber in den Ländern üppiger Vegetation fehlt dem ſehr viel ſtärkeren Pflanzengeruch die Zuthat lieblicher Blumendüfte. Und wie viel kontraſtreicher iſt hier das zarte, würzige Blütenaroma des canariſchen Frühlings gegen den finſteren Ernſt der ſchroffen, zerſchluchteten Anagabergkette. Kein Wunder, daß ich ſogleich den Entſchluß faßte, meine Wanderungen auf Tenerife mit dem Anagagebirge zu beginnen.



Der Südabfall der Anagaberge und der Hafen von Santa Cruz.

An ihrem Südweſtende bricht die Anagakette ſteil zum tieferen Muldenland ab. Dort liegt zu ihren Füßen und in ihrem Schutz die Hafenſtadt Santa Cruz (ſ. obenſtehende Abbildung), deren weiße, flache Häuſergruppen und im ſpaniſchen Jeſuitenſtil hochragende Kirchen uns längſt entgegengeleuchtet haben. Wir werfen auf der Rhede neben einigen großen, nach oder von Südamerika und Weſt- oder Südafrika fahrenden Dampfern Anker, und nach kurzem Abſchied von unſern zurückbleibenden Capſtadtpaſſagieren trägt uns das Boot des Hotels Camacho an den Molo, über deſſen ſchwarze, ſchlüpferige Treppe wir endlich auf den feſten canariſchen Erdboden hinaufbalancieren. Da die Canariſchen Inſeln wunder-

barerweiſe Freihafengebiet ſind, bleiben wir von den in anderen ſpaniſchen Landen üblichen Zollplackereien verſchont. Durch die Menge der herandrängenden und ſchreienden Träger, Händler, Führer und Müßiggänger, die in der ganzen Welt die ſtändige Hafenſtaffage bilden, ſchieben wir uns abwehrend zum freien Hafenplatz fort und erreichen durch mehrere enge, düſtere Straßen das kleine, engliſch eingerichtete Hotel Camacho, in deſſen wohnlichen Räumen wir uns ſchnell behaglich fühlen. Der gewandte Wirt, ein unterſetzter Madeira-Portugieſe, verſteht ſein Geſchäft gründlich, ſeine Preiſe ſind alle in ſoliden Shillings, nicht in den billigeren ſpaniſchen Peſetas angeſetzt, aber was er dafür bietet und leiſtet, iſt durchweg gut. Sein Haus iſt darum nicht nur das Hauptquartier aller Teneriſereiſenden, ſondern auch zahlreicher Paſſanten aller möglichen Nationalitäten, die auf dem Weg nach oder von dem fernen Ausland hier während der Kohleneinnahme ihrer Dampfer einen ruhigen Erholungstag genießen.

Nach altem bewährten Brauch galt mein erſter Gang unſerm Reichsvertreter, Herrn Konſul Büchle, der mir in großer Zuvorkommenheit viele wertvolle Auskünfte und Winke für die Inlandreiſe erteilte. Dann beſuchte ich meine Bankiers Hamilton & Co., das bedeutendſte Handelshaus Teneriſes, wo ich außer angenehmen Bekanntſchaften die erfreuliche Erfahrung machte, daß mein auf engliſche £ ausgeſtellter Kreditbrief eine hohe Prämie bei der Auszahlung in ſpaniſchen Peſetas erhielt. Auch ein erſehnter Brief aus der Heimat mit guten Nachrichten erwartete mich hier, und nachdem ich in den benachbarten „Telegrafos“ einen Gruß nach Haus geſchickt, konnte ich in Ruhe durch die Stadt ſchlendern.

Zwei Tage währten meine Reiſevorbereitungen in Santa Cruz. Die Stadt hat über 20,000 Einwohner und iſt die größte nicht nur von den 32 Ortſchaften Teneriſes mit ihren ca. 110,000 Bewohnern, ſondern auch im ganzen Archipel. Mit der Stadt befreundete ich mich ſchnell, denn ſie iſt weit ſauberer als die meiſten anderen ſpaniſchen Kolonialplätze; namentlich fiel mir in dieſer Hinſicht der Gegenſatz zu Manila und Habana auf. Es iſt die Nähe Europas, die ſich auch hierin noch fühlbar macht, ferner das gute trockene Klima, das dem Verweſungsprozeß der Abfälle keinen Vorſchub leiſtet, und die Abweſenheit einer tiefer ſtehenden, in roheren Sitten und Gewohnheiten lebenden Urbevölkerung, deren Mangel an Ordnungsſinn anderwärts den kolonialen

Stadtverwaltungen ſo viel zu ſchaffen macht. Freilich ſpaniſche Reinlichkeit iſt immer noch ein anderes Ding als nordeuropäiſche, aber ſelbſt für deutſche Begriffe iſt Santa Cruz, wie auch Orotava, Laguna, Icod eine recht ſaubere Stadt. Die hell geſtrichenen, meiſt zweiſtöckigen Würfelhäuſer ziehen in geradlinigen Straßen am Hügel hinauf. Überall grüne Klappläden an den Fenſtern, hübſche Balkone am oberen Stockwerk, ſchattig-kühle, fließenbelegte Hofräume (patios) im Innern, luftige Warten (miradores) auf den flachen Dächern (azoteas). In den Erdgeſchoſſen der Hauptſtraßen reihen ſich Läden an Läden, von außen nur wenig verſprechend, da ſie ſelten ein größeres Schaufenſter haben, aber innen ausgeſtattet mit allen nur denkbaren Waren, ganz nach Art der europäiſchen „Bazare". Iſt ja doch auch der Inhaber meiſt Importeur, Exporteur, Bankier, Schiffsagent ꝛc. in einer Perſon.

Das Straßenleben iſt nicht beſonders rege und nicht entfernt ſo emſig wie in engliſchen Kolonieen. Man merkt, daß der Platz kein großes Hinterland, kein reiches Produktions- und Konſumgebiet hinter ſich hat, ſondern mehr Durchgangshafen und Kohlenſtation für die großen ſüdamerikaniſchen und afrikaniſchen Dampferlinien iſt. Auf dem Hauptplatz, der natürlich wie in den meiſten ſpaniſchen Städten „plaza de la constitucion" heißt, geht's noch am lebhafteſten her. Namentlich am Abend, wenn die Tageshitze einer leichten Seebriſe gewichen iſt, iſt ſeine fließenbelegte Fläche der Schauplatz eines anziehenden Volkslebens. Bei den Klängen der recht gut ſpielenden Militärmuſik luſtwandelt hier die „Geſellſchaft" von Santa Cruz zwiſchen dem ſtattlichen Gebäude unſres Konſuls und dem von ſteinernen, anbetenden Guanchenkönigen umlagerten Mariaſtandbild hin und her, plaudernd, lachend und kokettierend, wie man es von der „Glücklichen Inſel" mit Fug und Recht erwarten kann. Die Herren der Schöpfung, vorwiegend ſchlanke Geſtalten mit gut geſchnittenen Profilen, ſtolzieren in neuſten madrider Moden, für die einzig Paris, nicht London, maßgebend iſt, einher; die Offiziere, von denen auch der jüngſte Lieutenant einen Orden auf dem ſchmucken Waffenrock trägt, muſtern ſieghaft die Reihen der Landestöchter, und dieſe ſelbſt, die oft auffallend hübſch und immer ſehr graziös ſind, ſenden aus ihren ſchwarzen Augen ein wahres Schnellfeuer von Glutblicken gegen ihre männlichen Bewunderer. Nur ſchade, daß ſie wie die meiſten Romanen gewöhnlich den Puder allzu dick auf ihre zart gelbliche Geſichtshaut auftragen, und daß die meiſten von ihnen die äußerſt kleid-

ſame, kokette ſpaniſche Mantilla zu Gunſten abgeſchmackter „hochmoderner“ Moden à la Parisienne abgelegt haben. Die Raſſe der Santa Cruzer iſt mittelgroß; faſt immer ragte ich um Kopfeslänge über die Menge hinaus, und wenn irgendwo ein anderer hochragender Kopf erſchien, ſo gehörte er regelmäßig einem anderen Deutſchen oder einem Engländer an. Von der ſprichwörtlichen ſpaniſchen Grandezza hat das vergnügte Völkchen nicht mehr viel bewahrt, falls es ſie überhaupt je beſeſſen hat. Eine formvolle, aber auch taktvolle Höflichkeit erinnert noch am meiſten an den ſtolzen Stammſpanier. Und dieſer mit einer ſtets gleichmäßigen Liebenswürdigkeit gepaarte Charakterzug des Santa Cruzers macht dem Fremden den geſellſchaftlichen Verkehr mit ihm äußerſt angenehm. Wer freilich erwartet, daß den höflichen Worten auch immer die That entſpreche, der wird manche herbe Enttäuſchung erleben. Namentlich das Beamtentum hat darin echt ſpaniſche Anſchauungen und genügt oft erſt dann ſeiner Pflicht, wenn es ſeinen perſönlichen Vorteil damit verbunden ſieht.

Macht der beſſer ſituierte canariſche Städtebewohner in ſeiner körperlichen Beſchaffenheit meiſt einen guten Eindruck, ſo ſehen die niederen Bevölkerungsklaſſen der Städte häufig degeneriert und verkümmert aus. Durch Krankheiten verurſachte Verunſtaltungen begegnen uns auf den Straßen ziemlich oft, und es iſt nur natürlich, daß demzufolge die Bettelei hoch im Schwange iſt, ſoweit auf der Inſel der Fremdenverkehr reicht. Wo immer ſich in einem Ort ein Fremder blicken läßt, den man ſofort als „Ingles“ (Engländer) d. h. als Nichtſpanier vom Spanier unterſcheidet, da ertönt auch gleich der Ruf „Cuartito!“ (die geläufigſte Kupfermünze). Von den Bedürftigen haben es die bedürfnisloſen Kinder jeden Alters gelernt, und ſo iſt das Cuartitogeſchrei ein wahrer Sport der Jugend geworden, ganz wie der Backſchiſch-Ruf in Ägypten und der Türkei. „Ingles“ und „Cuartito“ iſt für ſie identiſch durch die ganze Inſel, und es gibt thörichte Menſchen genug, die ihren Spaß daran haben und durch Cuartitowerfen den Unfug immer größer machen.

Nur in den abgelegenen Bergdörfern, wohin nie oder höchſt ſelten ein „Ingles“ ſich verirrt, bleibt man vom „Cuartito“ verſchont. Dort hat man das Volk noch in ſeiner geſunden Einfachheit und beſcheidenen Freundlichkeit vor ſich; dort iſt auch die Raſſe unverkennbar edler und urwüchſiger als in den Verkehrsorten. In ihren Adern rinnt viel mehr Blut der alten Guanchen als in der zu ſtark vermiſchten Städtebevöl-

kerung des Tieflandes, Langköpfe sind da ebenso häufig wie Kurzköpfe, blonde und braune Haare gar nicht selten, die Glieder oft fast germanisch lang, der ganze Habitus mehr baskisch als spanisch. Man begreift, wie hier A. v. Löher auf seine Hypothese von einer germanischen Ureinwanderung verfallen konnte, während doch alle übrigen Kennzeichen und Funde auf berberische Verwandtschaft hinweisen. Doch wir werden ja das Volk bei unseren Wanderungen noch näher kennen lernen. Kehren wir nach Santa Cruz zurück.

Wenn am Abend die letzten Klänge der Militärmusik verstummt sind, dann finden sich die Deutschen von Santa Cruz zu einem frischen Trunk heimatlichen Pschorrbräus bei Don Antonio in dem im Parterre des deutschen Konsulats gelegenen Café zusammen. Dort machte ich am deutschen Stammtisch die Bekanntschaft manches landeskundigen Landsmannes, und der Vermittelung des Herrn H. verdanke ich die Einführung bei einem der erfahrensten Teneriffebewohner und besten Teneriffekenners, dem russischen Arzt Dr. Dolkowsky, der seit Jahrzehnten das Land bereist hat und als „medico russo“ auf der ganzen Insel bekannt und beliebt ist. Unter seiner Anleitung entwarf ich einen eingehenden Reiseplan: Zuerst Besuch der geologisch ältesten Inselteile, der Anagaberge im Osten und der Tenoberge im Westen und des dazwischen liegenden nördlichen Küstengebietes der Insel mit den Orten Orotava, Icod, Garachico; dann Übergang vom Norden über den centralen Gebirgskamm der Insel, die „Cumbre“, nach dem Thal von Guimar auf der Südseite; ferner ein Ritt von Norden über die den Pikkegel umringende 2000 m hohe Hochebene der „Cañadas“ nach Vilaflor auf der Südseite und nach der Südwest- und Westküste (Bandas del Sur) mit den Orten Arona, Adeje, Guia; und schließlich die Besteigung des Pik, die auf den Schluß verschoben werden mußte, weil dann das Wetter beständiger und der Schnee geringer sein würde als jetzt in den ersten Märztagen.

Zum gründlichen Kennenlernen des Landes gibt es nur ein einziges Reisemittel, nämlich Maultiere mit einem tüchtigen Führer (arriero). Zu Pferd sind die schwierigen Touren ganz unausführbar. „Wenn Sie ganz sicher gehen und alles wirklich genau sehen wollen“, riet Dr. Dolkowsky, „so gibt's für Sie nur einen einzigen Arriero auf der Insel, den Don José Bethencourt in Villa Orotava; sein Reitmulo ist das sicherste, sein Packmulo das kräftigste, seine Landeskenntnis die gründ-

lichſte auf Tenerife.“ Selbſtverſtändlich telegraphierte ich ſofort an den geprieſenen Mann nach Villa Orotava und erhielt auch bald die erfreuliche Antwort, daß Don José mich am nächſten Abend im Städtchen Laguna mit ſeinen Mulos zur Tour in die Anagaberge erwarten werde.

Am Morgen vor der Abfahrt nach Laguna, wohin eine vorzügliche Fahrſtraße führt, trieb es mich aber erſt nach dem Südabfall des Anagagebirges, an dem wir vor wenigen Tagen entlang gedampft waren. Auf der ſtaubigen Landſtraße ſchritt ich eine Stunde am Meer hin nach Nordoſten auf die dunkle Bergmaſſe zu. Zur Rechten rauſcht leiſe die See am Geröll der Küſte. Zur Linken liegt hier und da ein Gehöft (finca) mit Garten, Feldern und Pflanzungen, wo ein wunderbares Gemiſch von ſüdeuropäiſchen, canariſchen und ſubtropiſchen Kulturgewächſen herrſcht. Über blütenbeſäeten und gleichzeitig fruchtſchweren Orangenbäumen wiegt die hohe canariſche Palme ihre gefiederten Wedel im Morgenwinde, an dunkelblätterige Guajaven ſchmiegen ſich hochſtämmige, duftende Roſen, neben Äpfeln ſtehen Mandeln, Bananen neben Pfirſichen, amerikaniſche Agaven neben Tomaten, Tabak neben Kartoffeln und Weizen, und alles gedeiht prächtig. Die Häuschen ſelbſt aber ſind meiſt überwuchert von den kräftigen Ranken der Bougainvilleaneen, die wahre Kaskaden von purpurroten, herrlichen Blüten über die weißen Mauern ergießen. Abſeits an den Feldern ſtehen große runde, gemauerte Waſſertanks (estanques), zu denen vom Gebirge her offene gemauerte Waſſerleitungen (tarjeas) in langen Windungen herabführen. Ohne die Tanks, die wie runde Baſtionen die menſchlichen Kulturſtätten zu ſchützen ſcheinen, würden die Gewächſe die trockenen Sommermonate nicht überdauern können.

Dicht neben den Feldern guckt die nackte, brockige Lava aus der dünnen Humusdecke hervor und ſieht aus, als ob ſie nie eine Pflanze auf ſich dulden würde; und doch bedarf es nur des Waſſers und der Lockerung des Geſteins, um auch dieſen Fels bald in ein üppiges Feld oder einen geſegneten Garten zu verwandeln. In den Feldern ſieht man nur wenige Menſchen bei der Hackarbeit, und unwillkürlich kommt einem der Gedanke, was wohl fleißige deutſche Bauernhände aus dieſem Lande machen würden. Aber iſt das kein Trugſchluß? Iſt es nicht viel wahrſcheinlicher, daß in dieſem wechſelloſen, mollig milden Klima auch energiſchere Völker Nordeuropas allmählich zur Bequemlichkeit und Läſſig-

keit entarten würden? An Beiſpielen fehlt es in der Koloniſationsgeſchichte nicht.

Unſere Straße nähert ſich dem Gebirge, das ſich in ſchroffen Abſtürzen von 100—200 m Höhe dicht an die See vorſchiebt. Es iſt die typiſche Form der Steilküſte, wie ſie in Jahrtauſende langem Anprall der Wogen vom Meere geſchaffen iſt, wahrſcheinlich während einer Zeit, in der Teneriffes Südſeite noch von heftigeren Winden und ſtärkeren Wellen getroffen wurde als heute. Hier in der Nähe ſehen wir nun, daß in dem Aufbau der horizontalen Lavaſchichten kryſtalliniſche Trachyte und dichte Baſalte, weiche Tuffe und harte Konglomerate miteinander abwechſeln. Der aus den abgeſpülten Geſteinstrümmern aufgeſchüttete Küſtenſtreif wird vor den Steilwänden zu einem ſo ſchmalen Saum eingeengt, daß gerade die Landſtraße noch Platz hat. Das Meer wiegt ſich hin und her in ſchwellender Dünung, aber es brandet nicht, denn die Südküſte iſt durch die Gebirge geſchützt gegen den Nordoſtpaſſat und gegen die Golfſtrömung, die mit vereinten Kräften die beſtändige, ſchwere Brandung an der Nordküſte Teneriffes erzeugen.

Auf dem engen, niederen Küſtenſaum iſt zu beiden Seiten der Straße die canariſche Küſtenflora zuſammengedrängt. Hier haben ſich im Gefolge des Menſchen die Unkräuter aller warmen Erdenzonen ein Stelldichein gegeben. Die meiſten dieſer Pflanzenformen ſchmiegen ſich wie gedrückt dem Erdboden an, ſind filzig oder fleiſchig und in ihrem ganzen Organismus dem heißen, ſchattenloſen Standort in dieſer Küſtenregion angepaßt. Daneben entdecken wir alte gute Bekannte aus Südeuropa, blütenſchöne Frühlingspflanzen, die aber in dieſem winterloſen Klima zu kräftigen, runden Büſchen ausgewachſen ſind, ſo daß wir in den oft übermannshohen Gewächſen z. B. unſere Margueriten und Pelargonien kaum wiedererkennen. Jetzt im regenreichen Lenz ſproſſen und blühen ſie alle und erfüllen die Luft mit ihren Düften. Aber in zwei Monaten iſt ihre Herrlichkeit vorbei, und die Südküſte ſteht wieder nur unter dem Zeichen der brennenden Sonne. Die durch das trockene Klima bedingte Neigung zum kugeligen Wachstum ſehen wir am ſtärkſten an der eigentlichen canariſchen Küſtenflora, die dem ganzen Vegetationsbild den Untergrund und eigenartigen Charakter gibt. Auf allen Vorſprüngen, in allen Spalten und Löchern der Lavawände, auf allen Lehnen und Kuppen ſtehen die kugeligen, bis zu fünf und mehr Meter hohen, graugrünen Büſche der lanzettblätterigen, vielveräſtelten Euphor-

bia Regis Jubae (Tabayba), der klumpigen, wie Säulenkaktuſe ausſehenden Euphorbia canarienſis (Cardon), beide ſtrotzend von weißem, bitteren Milchſaft, ferner der grüngelben, langſtacheligen wilden Opuntie, der feinriſpigen, ſtarren Tamariske, der trauerweidenartigen, wehenden Plocama (Balo) und vieler anderer Gewächſe, deren Bau und Formen man anſieht, daß Schutz gegen Hitze und Trockenheit ihr oberſtes Organiſationsprinzip iſt. Es iſt der Vegetationscharakter der echten afrikaniſchen Küſtenregion.

Bald öffnet ſich links in den Bergmauern das enge Thal des Valle Secco. Trotz ſeines Namens (secco = trocken) rinnt jetzt im Grund ein kleiner trüber Bach langſam zwiſchen grobem runden Geröll von allen möglichen Farben und Geſteinsarten, die hier aus den Bergen zuſammengeſchwemmt ſind. Je weiter wir in das Valle zum Gebirge eindringen, deſto weiter wird es, deſto mehr haben die rinnenden Gewäſſer der Niederſchläge, die an der Küſte noch ſpärlich fallen, die Hänge abgetragen. Nur langſam ſteigt die Thalſohle an, denn in dem alten Gebirge hat die Eroſion Zeit genug gehabt, die Gefälle im Thalboden auszuſchleifen. Aber mit der allmählich zunehmenden Höhe und Küſtenferne beginnen auch die einheimiſchen Pflanzenformen der feuchteren Region über die Küſtenflora zu überwiegen. Es erſcheinen die erſten palmenähnlichen jungen Stämme der vorweltlichen Dracaena Drago, des Drachenbaumes, der ſeit Humboldt eine ſo weite Berühmtheit erlangt hat. Saftgrüne und ſaftſtrotzende Hauslaubarten oder Semperviven, mit tellergroßen ſchönen Blattroſetten, bekunden durch ihr bloßes Daſein, daß die Luft- und Bodenfeuchtigkeit thalaufwärts immer beträchtlicher wird. Wir werden ihnen ſpäter an der feuchten Nordſeite der Inſel ſehr oft begegnen, wo namentlich Sempervivum urbanum alle Dachrinnen und verſchlammten Flachdächer in wildem Wachstum üppig ſchmückt. Fettpflanzen in mehreren Arten kommen nun hier dazu, und unverſehens hat die neue Flora die Pflanzenformen der trockenen Küſte faſt ganz verdrängt.

Und mit der Fauna ſteht es nicht anders. Was hier von Käfern, Heuſchrecken, Schmetterlingen ſummt und flattert, und was in den Gewäſſern der Thalſohlen ſchwimmt und rudert, gehört überwiegend jüngeren europäiſchen Formen an. Die ſpecifiſch canariſchen Genera und Arten erſcheinen erſt oben auf den graſigen Bergrücken und in den Erika- und Lorbeerdickichten des Hochlandes, wohin die europäiſche

Fauna ihnen nur wenig gefolgt ist. Aber auch dort leben sie meist so versteckt, daß sie dem Wanderer selten auffallen; noch seltner die wenigen höheren Tierformen Teneriffes, so daß die Tierwelt überhaupt im Landschaftsbild der Insel eine sehr untergeordnete Rolle spielt.

War das Thal bisher nur von mäßiger Breite, so ändert sich nun schnell seine Gestalt. Es erweitert sich zu einer kesselförmigen Ausbuchtung, deren Seitenwände steil und hoch emporstreben, und deren Rückwand bis zum höchsten, langen Mittelkamm (cumbre) des Anagagebirges eingeschnitten ist. Von allen Seiten laufen tiefgefurchte Wasserrisse an den Berglehnen herab und vereinigen sich im Grund zum Hauptbach. Quer über die Thalrichtung und an den Thalwänden hinauf und darüber hinweg scheinen aber lange, schmale, halbzerstörte Mauern zu laufen, oft zu mehreren parallel hintereinander und besetzt mit Bastionen, Zinnen und Türmen. Wir nähern uns der nächsten und erkennen, daß es lauter natürliche Felswälle sind, senkrecht stehende Gangmauern von hartem vulkanischen Gestein, das den zerstörenden atmosphärischen Kräften länger widerstanden hat als die weicheren horizontalen Lavadecken und nun wallartig über diese hinausragt. Der Erosion des Baches im Thalgrund haben aber auch sie nicht Stand gehalten; ohne bemerkenswerte Stufenbildung und Wasserfälle hat sie der Bach alle bis auf den Boden durchgeschnitten.

Erosion, das ist die Macht, die den weiten Thalkessel langsam gebildet hat, ihn wie alle übrigen „Valles“ des Anagagebirges, die sämtlich die nämliche Grundgestalt haben. Ursprünglich liefen hier mehrere kleine Thälchen nebeneinander her und vereinigten sich am unteren Ende des jetzigen Kessels zu einem gemeinsamen Thal. Allmählich aber wurden die trennenden Zwischenrücken durch die Erosion abgeschliffen, wie man noch an den vielen Vorsprüngen und Spornen erkennt, so daß das gemeinsame, kesselförmige „Valle“ entstand, wie wir es heute vor uns haben. Der Abtragungsprozeß geht immer weiter, die Valles vergrößern sich mehr und mehr, auch die hohen steilen Zwischenrücken zwischen ihnen werden mit der Zeit verschwinden, und schließlich wird die rückschneidende Erosion auch die große centrale Mittelrippe des Gebirges, die Cumbre, durchbrechen und die Südküste mit der Nordküste verbinden.

Im Valle und an seinen Hängen gibt es keine fleckig zerstreute Vegetation mehr wie weiter draußen zur Küste hin, sondern eine dichte

grasige Decke überzieht den Boden, und sprießende Weizen- und Kartoffelfelder bauen sich in Terrassen an den Berglehnen übereinander auf. Oben aber an der Cumbre umlagern den Monte Aguere breite Streifen und Flecken dunklen Laubwaldes, die Reste der herrlichen Lorbeerwälder, die einst die ganze feuchte obere Region des Anagagebirges bedeckten, bis menschlicher Unverstand die Zerstörung begann. Jetzt wuchert auf der feuchten Cumbre überall, wo der Lorbeerwald ausgerottet ist, der Erikabuschwald mit mannigfaltigem Unterholz, aber am Monte Aguere reicht der Lorbeerwald doch noch bis zu 430 m Seehöhe herab, womit gegenwärtig seine untere Vegetationsgrenze auf der Südseite bestimmt ist.

Die große Feuchtigkeit im Waldgebiet und auf der ganzen Cumbre ist ersichtlich aus dem Spiel der Nebel und Wolken, dessen Beginn wir jetzt um 10 Uhr morgens gerade beobachten können. Die kalten, stürmischen Nordostwinde brausen, gesättigt von der Feuchtigkeit des atlantischen Oceans, über die Cumbre hin. Der Temperaturunterschied zwischen Luft und Erdboden und die Reibung des Windes am Kamm des Gebirges verdichten die Feuchtigkeit des kalten Passates zu kleinen Nebelbänken, die rasch wachsen und innerhalb ½ Stunde sich horizontal auf die ganze Cumbre legen, genau wie das sogenannte Tafeltuch auf dem Tafelberg der Kapstadt. Wie dort so scheint auch hier die Hauptmasse bewegungslos zu liegen, und nur am Rande lösen sich fortwährend einzelne Wolken los und flattern stoßweise schräg nach unten, wo sie in der wärmeren Region schnell von den trocknen, heißen Luftströmen aufgelöst werden. Erst jenseits der warmen Küstenzone und ihrer aufsteigenden warmen, wolkenzerstreuenden Luftströmungen bilden sich über dem offnen Meer die weißen, hochgewölbten Passatwolken wieder. Der Regen des Gebirges dringt deshalb nur selten bis ins südliche Küstengebiet vor. Einzig im Frühling hat auch der Süden seine kurze Regenzeit.

Es begann von der Cumbre her ein feiner Niederschlag ins Thal zu fallen, als ich die Schritte heimwärts lenkte, um mittags hinauf nach Laguna zur Zusammenkunft mit Don José Bethencourt weiterreisen zu können. Die Stadt liegt 550 m hoch nördlich von Santa Cruz auf einer kleinen, welligen Hochebene, die zwischen den Anagabergen im Osten und dem mächtigen, zum fernen Pik hinziehenden Cumbregebirge im Westen eingebettet ist. Diese Einsattelung ist der natürliche Paß für

den Übergang von der Südküſte zu den paradieſiſchen Gefilden der Nordküſte und wird deshalb von einer vortrefflichen Chauſſee überſchritten, die von Santa Cruz über Laguna nach Orotava und Icod führt. In einem Dreiſpänner fuhr ich ab. Auf dem ſanft anſteigenden Terrain zog das faule Gefährt die ſtaubige Straße langſam bergan. Das Hochland war trüb, und nur einmal blinkte vom Cumbregebirge etwas herab, das wie Schnee ausſah. Den Pik kann man vom ſüdlichen Unterland aber nicht ſehen; er ſteckt hinter den Cumbrebergen. In der ziemlich reizloſen Landſchaft dieſer tieferen Region, wo ſo gut wie kein Baumwuchs vorkommt und immer nur Getreide- und Gemüſefelder die Flächen überziehen, kann nur der Rückblick auf das Meer, auf Santa Cruz und die dunklen Anagaberge das Auge immer wieder feſſeln. Dieſes Bild freilich iſt von wunderſamer Schönheit, insbeſondere wenn am fernen Horizont im lichtblauen Duft die bergige Inſel Gran Canaria über den ultramarinblauen Waſſerflächen ſchimmert.

Beim Dorf Aguerdes (286 m) iſt nach einer Stunde eine Terrainſtufe erreicht. Daß hier auch eine klimatiſche Höhenſtufe gelegen iſt, laſſen die zahlreichen roten Windmühlen erkennen, deren oberſte ihre weißen Flügel nach N.O. gedreht haben, denn dort weht ſchon der Paſſat über den Lagunaſattel herüber, wogegen einige tiefer ſtehende ebenſo flott mit ihren nach S.W. gedrehten Flügeln arbeiten, weil weiter unten noch der aufſteigende Südwind wirkſam iſt. Während die ſchlappen Pferde kurz raſten und der Kutſcher ſeinen üblichen Trunk thut, wandere ich eine Strecke zu Fuß voraus, kann mich aber kaum der Schar zudringlicher bettelnder Krüppel erwehren, die hier jeden Reiſenden anfallen. Erſt die Peitſche des mich einholenden Kutſchers ſchafft Raum und Ruhe. Wie nett dagegen benehmen ſich die uns begegnenden Landleute, wie ſchmuck ſehen die gebräunten Geſtalten in den über die eine Schulter geworfenen weißen Wollmänteln (mantas) aus, wie freundlich grüßen die zu Markt ziehenden Weiber und Mädchen, die in ihren weißen oder grellfarbigen, über Kopf und Bruſt herabfallenden Seidentüchern ſehr appetitlich dreinſchauen, — falls ſie rein ſind. Dieſe Bedingung iſt aber nicht immer erfüllt; der Gegenſatz liegt meiſt dicht daneben. In den offenen Hausthüren ſitzen und hocken an der Straße ſchmutzſtarrende Weiber und verwahrloſte Kinder und machen Toilette, d. h. die Alten ſuchen den Jungen und die Jungen den Alten das wirre Kopfhaar nach animaliſchen Schmarotzern ab, die immer in

Menge vorhanden ſind. Daß ſie aber auch, wie andere Reiſende behaupten, den weltweiten Brauch des Läuſeeſſens üben, habe ich auf Tenerife nirgends bemerkt. Die Gelauſten fühlen ſich übrigens ſehr wohl dabei und verfehlen nicht, während der Operation den vorüberziehenden Fremden freundlichſt um einen Cuartito anzurufen.

Je flacher vor Laguna das Terrain wird, deſto breiter dehnen ſich die Weizenfelder und die nun bei 420 m erſcheinenden Lupinen- und Fababohnenfelder aus. In und an ihnen ſtehen nur Feigenbäume und von 485 m Bergeshöhe ab auch Pflaumen und Kaſtanien, zur Zeit noch blattlos, aber die Pflaumen mit Blütenknoſpen. Prächtiges kräftiges Rindvieh und ſchwarze Maſtſchweine weiden und wühlen an den Wegen, uns wohlbekannte Schmetterlinge, wie der Kardinal, der Fuchs, das Poſthörnchen, aber in den canariſchen Varietäten, flattern an den lichtblauen und ſchwarzweißen Blüten der Lupinen und Fababohnen Honig naſchend umher, und die unſern thüringiſchen roten Thonböden im Ausſehen ganz ähnlichen Tuffe und verwitterten Lavaerden vollenden die mitteldeutſche Stimmung in dieſer canariſchen Landſchaft. Alles iſt rund und weich in Form und Farbe; energiſch wirken nur im Oſten die Berge von Anaga.

Kurz vor dem Städtchen Laguna finden wir bei 490 m die erſten Platanen. Das zeugt ſchon von feuchterem, kühlerem Klima als die Vegetation weiter unten nach Santa Cruz hin, von der uns die Euphorbien, Agaven, Opuntien ſchon längſt verlaſſen haben. Und auch das Thermometer weiſt ſchon auf 17½° bei ſchönem Nachmittagsſonnenſchein, während es 200 m tiefer bei Aguerdes noch auf 20° geſtanden hatte, und friſch weht der Paſſat aus N.O. Jahrein jahraus und Monat für Monat treffen ſich auf dem Lagunaſattel die nördlichen Paſſatwinde mit den ſüdlichen Steigungswinden, und die Folge iſt für dieſen Strich ſo häufiger Regen wie ſonſt nirgends auf der Inſel. Für Lungenkranke iſt Laguna deshalb in den Wintermonaten Januar bis April kein Aufenthalt; ſie fühlen ſich im warmen Orotava wohler. Aber im Sommer, wenn das Wetter im Tiefland heiß und hier oben mild wird, und die Hauptmenge der Kranken nach Europa zurückgekehrt iſt, dann verſammeln ſich in Laguna die Santa Cruzer zur Sommerfriſche. Wer tagsüber an Santa Cruz durch ſein Geſchäft gefeſſelt iſt, der quartiert dann wenigſtens ſeine Familie hier ein und bringt die kühlen Nächte hier zu. Die Regierungsbeamten und Militärbehörden ſiedeln im Sommer ins-

geſamt nach Laguna über, dann öffnen ſich die alten ſchattigen Steinhäuſer, die jetzt ſtumm und öde ſtehen, und beleben ſich von fröhlicher Geſellſchaft, dann ſpielt die Militärmuſik abends auf dem von ſchönen Bäumen überdachten Parkplatz (alameda), dann herrſcht ein lautes, rühriges Treiben auf den Straßen. Jetzt liegen die Straßen ſtill und menſchenleer. Ungehindert wächſt das Gras zwiſchen dem Steinpflaſter, auf den Hausdächern wuchert der Hauslaub in dichten Stauden, und wie „ver-

Hofraum (patio) eines Edelſitzes in Laguna.

wunſchen“ ſchlummern die alten Edelſitze mit ihren geſchnitzten Portalen und Balkonen und mit ihren verwitterten ſteinernen Wappenſchildern den langen Winterſchlaf.

Nur an den Kirchen iſt es etwas belebter. Als wir an der alten Iglesia de la Concepcion vorbei reiten, tritt gerade eine Taufgeſellſchaft aus dem Portal, alle im farbigen Feſtkleid, und ſtolz wirft der junge Taufvater eine Hand voll Cuartitos unter die ſchreiende, ſich balgende liebe Gaſſenjugend. Einſam und verlaſſen iſt aber auch das Hotel Aguere, das ſich in einem der ſchönſten alten Adelshäuſer eingeniſtet hat. (S. obenſtehende Abbildung). Im ſchattigen, ſäulenumſtandenen Patio

gießt die auffallend hübſche, engliſche Wirtin ihre Blumen; das ganze Anweſen atmet engliſche Ordnung und Sauberkeit. Ich bin der einzige Gaſt. Während ich im behaglichen Zimmer mein Gepäck ordne, klopft es, und herein tritt ein hübſcher, ſtämmiger, breitſchulteriger Isleño mit höflichem Gebahren. Es iſt Don José Bethencourt, der erwartete Arriero, der eben mit ſeinen Maultieren angelangt iſt. Aus ſeinen freundlichen, leuchtenden Augen blickt Entſchloſſenheit, und ein beſcheidenes ſicheres Benehmen nimmt mich ſofort für ihn ein. Er iſt angeblich ein Sproß, wahrſcheinlich aber nur ein Taufpate, der alten normänniſchen Erobererfamilie des Landes, die aber auch in Litteratur und Wiſſenſchaft neben den Clavigos, den Vieras und anderen mit Ehren genannt wird. Stolz trägt er ſeinen Namen trotz ſeiner Armut. Nachdem ich ſeine beiden kräftigen Mulos beſichtigt hatte, wurden wir über die bevorſtehende Reiſe raſch einig und ſchieden als gute Freunde.

In der Nacht hörte ich, von heftigem Wind geweckt, den Regen ans Fenſter klatſchen, und am Morgen lag die Landſchaft grau und naß vor uns. Trotzdem machten wir den Verſuch zur Weiterreiſe, hüllten uns in unſere Regenmäntel, die ein abſolut unentbehrliches Gewandſtück für eine canariſche Frühlingsreiſe ſind, und ritten nach Oſten den Anagabergen entgegen.

In einem weiten, nach Weſt geöffneten Bogen umſchließen im Norden und Süden die letzten Ausläufer des Anagagebirges die Hochebene von Laguna (550 m). Die Ebene hier am Weſtrand von Anaga verdankt ihre Entſtehung lauter jüngeren Laven, die größtenteils von dem im Weſten aufſteigenden Cumbregebirge herabgefloſſen ſind und die weite Bucht zwiſchen den äußerſten Oſtarmen des Anagagebirges, in der einſt, als Anaga noch eine ſelbſtändige Inſel war, das offene Meer brandete, langſam ausgefüllt haben, indem ſie den Fuß und die Hänge der alten Berge weit hinauf verſchütteten und teilweiſe ganz vergruben. An der niedrigſten Stelle der Ebene, öſtlich der Stadt Laguna, ſammelten ſich ſpäter die Regenwaſſer in einem von waldigen Ufern begrenzten See (laguna), von dem die nachmalige Stadt ihren Namen erhielt. Jetzt zeugen nur noch zwei kleine Tümpel, die Madre del Agua und die Foſſa del Agua, von vergangner Waſſerfülle. Der erſtere ſchrumpft im Sommer auf kaum 50 Quadratmeter Fläche zuſammen und iſt im Winter nur wenig größer; die europäiſche Waſſerpflanze Potamogeton trichoides iſt ſeine einzige Vegetation. Die Foſſa del Agua, die im

Sommer ganz austrocknet, ist im Winter nur ein kleiner seichter, von grünen Conferven erfüllter Sumpf. Die Austrocknung der Laguna spricht deutlich für die Klimaverschiebung des Landes, die auch aus mehreren anderen Anzeichen auf der Insel hervorgeht, und wenn die Hochebene auch das ganze Jahr über Niederschläge hat, so wird doch durch die künstliche Feldbewässerung und die fortschreitende Kultivation viel Wasser absorbiert.

Wo die das Hochplateau halb umringenden Arme der Anagaberge zusammenschließen, da liegt am Westfuß des Gebirges das Dörfchen Mercedes, berühmt durch den darüber in einer Thalschlucht gelegenen Lorbeerwald. Wir versparen uns aber seinen Besuch auf den Rückweg in der Hoffnung auf besseres Wetter und reiten südlich davon in eine breite Mulde der Anagaberge hinein. Der Regen strömt ohne Unterlaß weiter, beschränkt die Umsicht so sehr und macht die Pfade so grundlos, daß José die Mitnahme eines ortsansässigen Führers vorschlägt. Nach langem Herumfragen bei den Bauern und Hirten läßt sich endlich ein mürrischer Graubart erbitten. Der Alte schwingt sich auf einen kleinen, ungesattelten Gaul und klettert uns eilig und stumm voran. Durch Morast und Pfuhle, die das Vieh ausgetreten hat, geht es $1\frac{1}{2}$ Stunden an grasiger Berglehne hinauf. Unsere Reittiere benutzen mit bewundernswerter Geduld jeden Stein zur Sicherung ihres Trittes auf dem schlüpferigen, rotbraunen Pfad. Vor Nebeltreiben und Regen konnte man beiderseits vom Weg nicht fünfzig Schritt weit sehen; nur daß es hier keinen Wald gibt, das war der Haupteindruck. Unser wortkarger Führer biegt bald links, bald rechts auf einen anderen Pfad ab, und wir folgen ihm blindlings im wahrsten Sinn des Wortes.

Bei 790 m Bergeshöhe tauchen die ersten Erikabüsche aus dem Nebel auf, und bald sind wir mitten in der Region der Eriken, die hier so dicht stehen und so kräftig bis zu doppelter Mannshöhe entwickelt sind, daß der Charakter eines Waldes vollkommen gegeben ist. Fauchend streicht der Nordostwind durch das nasse Geäst, die Nebel flattern eilig durch das Dickicht, und die empfindlich kühle Temperatur der zunehmenden Höhe versetzt uns gleichsam in einen herbstlichen Tannenwald mitteldeutscher Berge. Aber die Staffage meiner beiden Begleiter ist für diese Illusion zu echt canarisch. Wären sie nicht dabei gewesen oder wären gar dunkelhäutige Gestalten am Weg erschienen, so hätte ich mich auch ganz gut in die oberen Regionen des Kilimandscharo versetzt glauben können,

wo auf dem 3. Grad ſüdlicher Breite oberhalb der Urwaldzone in 3000 m Höhe ein im äußeren Ausſehen ganz ähnlicher Buſchwald von Erika aborea, oft ganz dasſelbe Nebelwehen und die nämliche kühle Temperatur den Reiſenden umfangen wie hier bei 800 m Höhe auf dem 25. Grad nördlicher Breite.

Eine kurze Strecke ging es noch auf der windgeſchützten Südſeite des Gebirges hinauf, als uns plötzlich ein heftiger Windſtoß aus N.O. traf und uns meldete, daß wir den oberſten Grat des mittelſten Gebirgsrückens, die Cumbre von Anaga, erreicht hatten. Von Ausblick natürlich keine Spur. Der Pfad folgt nun fortwährend dem Grat ſelbſt, wo er meiſt gerade ſo viel Raum hat, daß ein Mulo hinter dem andern ſchreiten kann. Oft bildet aber auch eine der ſchmalen zackigen Gangmauern den höchſten Kamm und drängt den Weg ſeitwärts auf die ſteilen Abhänge der ſchluchtenreichen Thäler, die zu beiden Seiten der Cumbre 5—600 m tief abſinken. Ihre Abgründe waren jetzt von Nebel und Regen erfüllt. Von N.O. pfiff über die unſichtbaren, unbekannten Tiefen der Paſſat herauf, peitſchte uns den Regen ins Geſicht und ſchüttelte die Erikabüſche, die überall den Weg ſäumen oder überdachen, daß ihre naſſen Zweige klatſchend auf uns niederſchlugen. Den bewußten trockenen Faden hatten wir trotz der Regenmäntel längſt nicht mehr. Am beſten war es noch da, wo der Pfad als Hohlweg in die Laven und Tuffe eingeſchnitten war. Dort ging der Wind über, aber deſto grundloſer war der graue und rote Moraſt für unſere Reittiere. Und erheiternd war mir nur unſer alter Führer, der bei jedem Hindernis ſein zögerndes Rößlein mit dem keineswegs canariſch klingenden Zuruf „O jeh!“ anzutreiben ſuchte.

Eine Stunde weiteren Kletterns und Gleitens brachte uns zu der Stelle, wo von der Cumbre ein ſeitlicher Bergrücken nach Norden zum Valle Chinamada abzweigt. An der Gabelung iſt die Cumbre breiter und bietet der kleinen, einſamen Kapelle Hermita de Santa Maria (1025 m) Raum, vor deren vergittertem Eingang wir vor dem ſtürmenden Regen für ein paar Minuten Schutz ſuchten. Dann wurde die Gratwanderung im Erikabuſch fortgeſetzt bis zu einer neuen Pfadgabelung, wo fromme Hände ein Holzkreuz, das Cruz de Afur (1038 m), als Schutzmacht gegen die Unbilden des Gebirgswetters errichtet haben. Endlich wird nun der Cumbrerücken breiter, der Weg beſſer. Wir reiten bei 980 m Höhe an einer ſteinernen Hütte, der höchſten Siedelung im

Anagagebirge, vorüber, in der ein junger Isleño mit Weib und Kindern ſein kümmerliches, aber freies Leben durch den Anbau von Kartoffeln und Fababohnen friſtet. Mit liebenswürdiger Gaſtlichkeit lud uns der Mann zum Eintritt in ſeine Steinhütte ein. Überraſcht blickte ich in dem Heim dieſes Gebirgsbewohners um mich, denn ich glaubte mich in das graue Altertum der Guanchen zurückverſetzt. Die hohen Geſtalten und braunen Haare des Elternpaares, die langen Schädel, die breiten Geſichter und graublauen Augen, die plumpen Naſen- und Mundformen, die eckigen Backenknochen der ganzen Familie und die dunkelblonden Haare der Kinder waren ganz guanchenhaft, obwohl ſich der Mann ſtolz für einen echten Hidalgo erklärte. Und ebenſo urwüchſig wie ihre Bewohner war die Hütte ſelber. Aus unbearbeiteten Lavabrocken aufgeſchichtet, ſtanden die luftigen Mauern auf dem Berggrat. Schwer laſtete auf ihnen der aus unbehauenen Baumſtämmen gefertigte Dachſtuhl, deſſen Zweig- und Grasbedeckung mit zahlreichen Beſchwerdeſteinen gegen Windſchaden geſchützt war wie eine Sennhütte unſrer Alpen. Im Innern ſtellte eine große Holztruhe das Hauptgeräte dar. Allerlei Feldwerkzeug und einige Holzſchemel waren die einzigen modernen Elemente in der Hauseinrichtung; im übrigen erinnerte alles, die offne, ſteinbeſetzte Feuerſtelle, die rohen Waſſerkrüge und Näpfe, die mit Fett und Pflanzendocht verſehene ſteinerne Lampe, die zur Goſiobereitung nötigen ſteinernen Handmühlen, ſteinerne Hämmer, Knochenpfriemen und dergl. an den Hausrat der canariſchen Urbevölkerung. Nur auf der Südweſtſeite der Inſel habe ich ſpäter wieder Isleñohütten in ähnlicher Urſprünglichkeit geſehen. Die Eltern wieſen ein kleines Geldgeſchenk zurück, rauchten aber dankbar die ihnen dargebotenen Cigaretten, und die Kinder waren beglückt über einige Schnitten Weißbrot, das ſich ſonſt nie in dieſe Gegend verirrt. Der freundliche Guanchenſproſſe rief uns beim Abſchied noch die Bitte zu, auf dem Rückweg wieder bei ihm vorzuſprechen, und allmählich ſtiegen wir nun zu der breiten runden Kuppe des Monte de Taganana hinauf, wo wiederum ein Holzkreuz, das Cruz de Taganana (935 m), einen Abſchnitt des Gratweges bezeichnet. Links windet ſich von hier der Weg auf der Vuelta de Taganana zu dem in der Tiefe liegenden, uns jetzt unſichtbaren Städtchen hinunter.

Das Wetter war ſo miſerabel geweſen, daß ich während der ganzen Gratwanderung vom Bau des Gebirges, von ſeiner Vegetation und Beſiedelung herzlich wenig geſehen hatte. Ich beſchloß deshalb, nach

Taganana hinabzusteigen, um von dort am nächsten Tag bei erhofftem besseren Wetter den nämlichen Weg zurückzumachen, und war schon eine viertel Stunde auf dem glatten Schlängelpfad zu Thal geritten, als gegen Mittag mit einemmal Wind und Regen nachließen, die Nebel verflogen und in kurzem das ganze Gebirge wolkenlos im Sonnenschein hinter und um uns lag. Zu unsern Füßen leuchteten im Thal von einem kleinen Plateau (210 m) am Meer die weißen Häuser von Taganana herauf. Davor stehen nahe an der Küste, die in 100 m hohen Steilklippen zur brandenden blauen See abstürzt, wie riesige Wächter des Thales drei groteske, gewaltige Felszacken von 300 und mehr Meter Höhe, der Roque de las animas, der Roque medio und der Roque Mogojes, alle drei „Los hombres“ (die Männer) genannt. Dort sah es so malerisch und interessant aus, daß die Versuchung zum näheren Besuch groß war, aber der günstige Witterungsumschlag hier oben mußte vor allem ausgenutzt werden, und so riß ich mich los und kehrte um, um im Sonnenschein über die Cumbre nach Laguna zurückzukehren.

Und das war wahrlich der Mühe wert. Die Tour über die Cumbre der Anagaberge ist, wie ich nach der Bereisung der übrigen Inselteile erkannte, außer jener über die Cañadas und zum Pik die großartigste und wechselvollste, die man auf Tenerife machen kann. Von dem centralen Kamm aus, auf dem wir entlang reiten, beherrschen wir beide Seiten der Insel zugleich. Nach Norden wie nach Süden fällt der Blick in schwindelnd tiefe Thäler, wo grüne Matten und Felder, weiße Häuschen und große, bizarre Felszacken mit dem vorwiegend rötlichen Grund des Bodens in eine wundervolle Farben- und Formenharmonie zusammenklingen. Und den Abschluß und Rahmen des herrlichen Bildes bildet überall das tiefblaue Meer, dessen Horizont, von dieser Höhe aus, in unabsehbare Ferne gerückt ist.

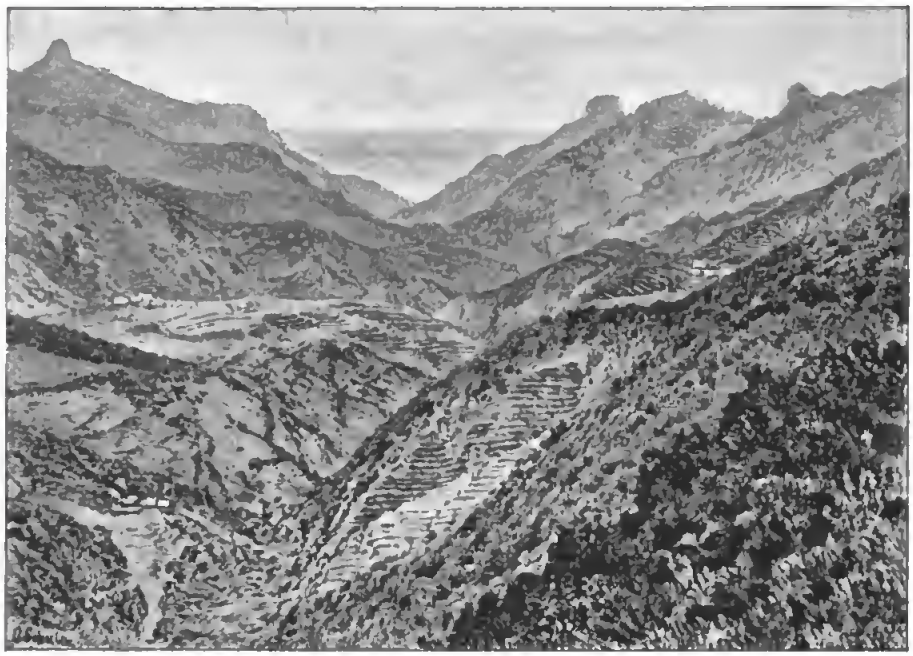
Solche tiefe und zugleich breite Thäler wie hier gibt es auf ganz Tenerife nicht mehr, denn fast alles andere Land ist jünger als die Anagaberge, und die beiden allein vielleicht etwas älteren Berggruppen von Teno und Adeje-Lorenzo im Nord- und Südwesten sind viel kleiner und niedriger als jene. Die fließenden Gewässer haben an diesen Bergen länger und stärker nagen können als an den jüngeren vulkanischen Landesteilen. Wieviel sie abgetragen haben und welche Gestalt Anaga ursprünglich hatte, davon bekommt man erst eine Vorstellung, wenn man sich alle Thäler ausgefüllt und dann die Berglehnen von der Cumbre bis etwa

zur Hundertfadenlinie ins Meer hinaus fortgesetzt denkt. Einem riesigen Dach gleich, ähnlich dem heutigen, viel jüngeren großen Cumbregebirge, das westlich von Laguna zum Pik hinzieht, steht dann Anaga vor uns. Ganz regelmäßig kann aber diese Gestalt nicht gewesen sein, denn das Gebirge ist nicht auf einmal entstanden, sondern zahlreiche Perioden der vulkanischen Ausbrüche und Aufschüttung haben mit Zeiten der Ruhe abgewechselt, in denen die Regenwasser und die Meeresbrandung wieder teilweise niederrissen, was jene aufgebaut hatten; und erst nach dem gänzlichen Erlöschen des Vulkanismus konnten die Gewalten des Wassers und der Luft den massigen Körper bis auf das Skelett zerstören, das wir heute staunend betrachten.

Immerhin war die Dachform des Gebirges regelmäßig genug, daß sich die von seinem First und Mittelrücken abfließenden Gewässer den kürzesten geradlinigen Weg zum Meere suchen konnten; und daher kommt es, daß die Thäler auf der Nord- und auf der Südseite alle einander parallel laufen. Auf der Nordseite, wo westlich vom Taganathal die Valles de Afur, de los Carboneros und de Chinamada (s. umstehende Abbildung) aufeinanderfolgen, sind die Thäler stärker und gleichmäßiger ausgehöhlt als auf der Südseite, denn der Nordseite hat der Nordostpassat reichlichere und beständigere Wassermengen zugeführt als dem Süden. So mächtige Erosionsfelsen wie die „Hombres" bei Taganana gibt es aus demselben Grunde im Süden nicht. Auch haben die nördlichen Thäler keine so ausgesprochene Calderaform in ihren oberen Teilen, keine so starke Verengerung in ihrem unteren Lauf wie die Südthäler, denn im Norden liegt nicht wie im Süden der untere Abschnitt der Thäler in einem regenarmen Landstrich, wo die Thalränder nur wenig abgeschwemmt werden können, sondern ziemlich gleichmäßig verteilen sich dort die abspülenden Passatregen über den ganzen Thallauf. Und schließlich sind auf der Nordseite die Thäler kürzer und die Steilküste am Meer höher (stellenweise 500 m) als im Süden, da die Brandung im Norden durch den Passatwind und den anprallenden Golfstrom sehr viel heftiger ist und sehr viel mehr weggespült hat als auf der windgeschützten, strömungslosen Südseite.

Fällt einem dieser Unterschied der beiden Gebirgshälften erst bei näherer vergleichender Betrachtung auf, so wird man einer anderen höchst merkwürdigen Bildung in der Landschaft beim ersten Blick gewahr. Das ist die Erscheinung, die wir in geringer Ausdehnung schon

im Valle ſecco beobachtet haben, daß von Nordoſt nach Südweſt, quer über alle Thäler weg und parallel zum Hauptkamm zahlloſe graue Lavamauern durch das ganze rötliche Bergland ziehen. Im Grund der Thäler ſind dieſe Gangmauern durch die ſenkrecht auf ſie treffenden Gewäſſer bis auf den Boden ausgefeilt, aber auf den die Thäler trennenden Höhen und auf der mittleren Cumbre ragen ſie wie Ruinen von Wallmauern und Türmen, wie Burgzinnen und Baſtionen hoch und niedrig aus dem Boden heraus. Oft ſind ſie auch ſo dicht



Das Valle de Chinamada im Anagagebirge. (Am Horizont das Meer).

und in ſo großer Zahl zuſammengedrängt, daß ſie wie ſteilgeneigte Lavaſchichten ausſehen. Und doch haben ſie mit der Schichtlava nichts gemein, ſondern ſind die Ausfüllungen von Spalten, die, geſprengt durch die in der Tiefe von dem langen, oſtweſtlich geſtreckten Eruptionsherd ausgehende Spannung, die Lavaſchichten vertikal durchſetzt haben, und deshalb laufen ſie auch der Mittelrippe des Gebirges parallel, das über dieſem Eruptionsherd, der großen Bruchſpalte der Inſel, emporgewachſen iſt. Alle Gangmauern der Inſel haben die gleiche Urſache, und auch in allen anderen Teilen von Tenerife, auf dem Cumbregebirge,

am Pik, in den Tenobergen laufen ſie, wie wir ſpäter ſehen werden, der Hauptbruchſpalte parallel von Nordoſten nach Südweſten.

Der klimatiſche Gegenſatz, der die Nord- und die Südſeite Anagas bei aller Ähnlichkeit verſchieden geſtaltet hat, beſteht weiter fort und wirkt weiter. Im feuchten Norden dringen die Nebel bis unter 600 m Seehöhe herab, im trockneren Süden nur wenig unter 700 m. Gleich weit erſtreckt ſich im allgemeinen auch der Erikabuſchwald ins Thal, einzelne Gruppen tiefer. Die Temperaturabnahme vom Thal zur Cumbre iſt recht beträchtlich. An einem Sommertag (Mitte Juli) hat man beobachtet: 29,5° auf 350 m Höhe um 11 Uhr im Valle ſecco bei S.O.-Wind; 22,3° 20 m unter dem Grat um 1 Uhr 30 bei S.O.-Wind; 19,6° auf dem Grat ſelbſt bei 700 m um 2 Uhr bei N.Wind und Sonnenſchein. Ferner anfangs Auguſt: 32,7° im Grund des Valle de Luis in ca. 100 m Höhe um 11 Uhr 30 bei Windſtille und 18,8° 865 m hoch auf dem Monte Hortigal um 3 Uhr bei ſtarkem N.O. Jetzt am 1. April las ich bei klarem Wetter auf der Cumbre am Cruz de Taganana (935 m) um 1 Uhr am Pſychrometer ab tt (trocknes Thermometer) 12°, tn (naſſes Thermometer) 10 ½°, an der hohen Gangmauer (928 m) zwiſchen Cruz de Taganana und Cruz de Afur um 1½ Uhr tt 12½° tn 11°, am Cruz de Afur (1038 m) um 2 Uhr tt 8½° tn 8°, an der Hermita de Santa Maria (1025 m) um 3 Uhr tt 9½° tn 9°, und nach Abſtieg von der Cumbre am Unterrand des Mercedeswaldes (800 m) um 3¾ Uhr tt 10° tn 9½°, in Mercedes (652 m) um 4¼ Uhr tt 11° tn 10°, in Laguna (550 m) um 5 Uhr tt 11½° tn 10½°.

Auch wenn kein Regen gefallen iſt und der Südabfall des Gebirges ganz trocken liegt, iſt am Nordabhang die Luftfeuchtigkeit des Paſſates fühlbar und in der Höhe an den die Blätter netzenden Tropfen ſichtbar. Aus allen dieſen meteorologiſchen Gründen reicht im Norden die Vegetation tiefer und dichter in die Thäler als im Süden. Ziemlich weit bergab ſind im Norden die Stämme und Äſte mit der langen grauen Bartflechte behängt, während ſie nach Süden nur wenig über die Cumbre hinausgeht. Auch haben ſich infolge der Feuchtigkeit auf der Nordſeite Anagas mehrere Pflanzenarten von der direkt nördlich von Anaga gelegenen Inſel Madeira angeſiedelt, die ſonſt im ganzen canariſchen Archipel nicht mehr vorkommen. Dagegen ſteigen auf der wärmeren Südſeite die Feldteraſſen dank der künſtlichen Bewäſſerung höher bergauf als in den nördlichen Thälern. Noch bei 980 m ſtehen am

Südabhang dicht unter der Cumbre viele Kartoffel- und Fababohnenfelder und einzelne ſogar auf dem Kamm ſelbſt an der erwähnten Hütte des Isleño, aber am Nordabfall machen ſie 200—250 m unter der Cumbre Halt.

An der einſamen Behauſung des einzigen Cumbrebewohners machten wir nun auf dem Rückweg nochmals Halt und Mittagsraſt. Der brave Mann bot das beſte, was er hatte, einen Krug klaren Quellwaſſers, nahm jedoch nur eine Speckkruſte als Gegengabe an, während ſich ſeine Kinder an die roſigen Schinkenſcheiben erſt zögernd heranwagten, dann aber mit rührender Andacht den guten, noch nie gekoſteten Biſſen verſchmauſten. Die Ausſicht von dem kleinen Plateau iſt eine der ſchönſten auf Tenerife, und die Luft war jetzt im hellen Sonnenſchein ſo klar, daß ich jenſeits des Valle de Bufadero weit unten am ſchimmernden Meer deutlich die einzelnen Häuſer von Santa Cruz unterſcheiden konnte. An der Cumbre ſelbſt aber zeigte das volle Sonnenlicht, daß nicht nur der kräftige aus Eriken, Lorbeerſträuchern, Ilex canariensis und darunter aus Adlerfarnen, Hypericum canariense, Mooſen, Flechten ꝛc. zuſammengeſetzte Buſchwald den Grat und die höchſten runden Kuppen überzieht, ſondern daß auch echter, alter, hochſtämmiger Lorbeerwald an mehreren Stellen ſüdlich unter der Cumbre, namentlich am Monte de Taganana, am Cruz de Afur und am Monte Aguere in Mulden und an Waſſerfällen ſich erhalten hat. Breite Brandflächen in den Erikabeſtänden ſeiner Nähe laſſen aber erkennen, welche Gefahr auch dieſen letzten Reſten des canariſchen Urwaldes noch täglich droht.

Den ſchönſten Waldreſt jedoch erblickten wir erſt beim Abſtieg nach der Lagunaebene, wo vom Weſtende der Cumbre (912 m) bis nahe zum Dorf Mercedes (652 m) hinab noch ein breiter Streif prachtvollen Lorbeerwaldes den Wanderer entzückt. Von der ſonnenhellen Cumbre treten wir plötzlich in das geheimnisvolle Dämmerlicht des Hochwaldes ein. Wie in einem deutſchen Buchenwald leuchten uns die grauen, weißgefleckten, ſchlanken Stämme entgegen, und durch das tief dunkelgrüne Laub hindurch ſpielen flinke Sonnenlichter auf dem dunkelgrauen Lavaboden. Die Stämme ſind bis 20 m hoch und bis $^3/_4$ m dick, ihr Wuchs wirklich buchenartig. Und da ſehr wenige andere Bäume dazwiſchen ſtehen, auch die Temperatur bloß 10° anzeigt, ſo iſt der Geſamteindruck viel mehr nordiſch als ſüdländiſch. An einem wahrhaft idylliſchen, lauſchigen Fleck, wo unter hohen Stämmen traulich ein Quell murmelt,

hat den letzten Sommer über ein „Ingles“ in einem Zelt gewohnt und botanisiert, zweifellos ein Sybarit im Naturgenuß. Auch war er gefühlvoll genug, die Spuren seiner Anwesenheit bis auf einige leere Konservenbüchsen zu tilgen, was mich von einem „Ingles“ verwundert haben würde, wenn mir die Aufschriften der Blechdosen und weitere Erkundigungen nicht verraten hätten, das der „Ingles“ ein Deutscher gewesen ist.

Im Dörfchen Mercedes am Beginn der Lagunaebene verabschiedeten wir unsern sattellosen Führer und ritten im stets bedächtigen Maultierschritt ¾ Stunden lang nach der Stadt hinein, wo endlich bei sinkender Sonne das Hotel Aguere uns seine gastliche Pforte wieder öffnete. Das Wetter und der rote Lehm hatten uns dermaßen zugerichtet, daß jeder Straßenköter wütend über uns herfiel. Welche Wohlthat also, als ich eine halbe Stunde später gesäubert und warm gekleidet mir's im Speisezimmer am knisternden Kaminfeuer gemütlich machte. An der großen Wirtstafel saß ich mutterseelen allein. Blumen und Früchte schmückten geschmackvoll die nett gedeckte Tafel, an den Wänden brannten Armleuchter, und ein englisch sprechender, höflicher Kellner im Frack und weißer Halsbinde servierte vorzüglich zubereitete Speisen, so daß ich mir wie in einem Zauberschloß vorkam. Da fiel mir das Datum des Tages ein: der 1. April! Nun war die Hexerei enträtselt. Ich gedachte aber auch des welthistorischen Geburtstags, den Deutschlands beste Söhne am 1. April feiern und immer feiern werden, und leerte mein volles Glas auf — Bismarck.

4. Die Nordseite (Bandas del Norte).

Von Laguna nach Orotava und Icod de los Vinos.

Den weltweiten Ruhm, den die Insel Tenerife bei den Reisenden und Kranken aller Nationen genießt, verdankt sie außer dem königlichen Pico de Teyde der wundersamen Schönheit ihrer nördlichen Abhänge, der „Bandas del Norte“. Der reisende Naturfreund und Naturforscher preist sie ob ihrer unvergleichlichen landschaftlichen Herrlichkeit, die als eine in keinem anderen Land der Erde wieder erreichte mächtige Symphonie von Gebirge und Meer, Vegetation und Menschenwerk zum sonnigen Himmel klingt, und ob ihrer unerschöpflichen Fülle an Naturgaben, die seinem wissenschaftlichen Sinn auf Schritt und Tritt Neues und Anziehendes entgegenbringt. Der Kranke lobt sie und sagt ihnen Dank wegen ihres sanften, ungemein wohlthuenden Klimas, das ihm eine sichere Zuflucht vor den Gefahren des nordischen Winters bietet, und wegen ihres paradiesischen, ruhigen Friedens, der den seelischen Leiden nicht weniger als den körperlichen Linderung und Heilung bringt.

In ihrer Beider Sinn hat A. v. Humboldt seinen tiefen Eindruck von Teneriffes Nordküsten in die schönen, schlichten Worte gekleidet: „Tenerife, gleichsam an der Pforte der Tropen und doch nur wenige Tagereisen von Spanien, hat schon ein gut Teil der Herrlichkeit aufzuweisen, mit der die Natur die Länder zwischen den Wendekreisen ausgestattet hat. Wer Sinn für Naturschönheit hat, findet auf dieser köstlichen Insel noch kräftigere Heilmittel als das Klima. Kein Ort der Welt scheint mir geeigneter, die Schwermut zu bannen und einem schmerzlich ergriffenen Gemüt den Frieden wiederzugeben als Tenerife“.

Zwischen den Anagabergen auf der Nordostecke der Insel und den Tenobergen auf der Nordwestecke breiten sich die paradiesischen Nordgestade 40 Kilometer lang von Tegueste bis nach Icod de los Vinos

über der brandenden Küste des atlantiſchen Weltmeeres aus. Ihre öſtlichen Gefilde ruhen zu Füßen des langgeſtreckten, hohen Cumbregebirges, ihre weſtlichen Thäler und Höhen ſäumen den Sockel des himmelſtürmenden Pico de Teyde, der den Weſten der Inſel krönt. Neptun und Berggott reichen ſich über ſie hinweg im Wolkenflug die Hand. Der Oſten hat in der weiten, tiefen Mulde von Orotava, die vom Cumbregebirge langſam zur Meeresküſte abſinkt, ſeinen Glanzpunkt, der Weſten in der ähnlich geſtalteten breiten Thalebene von Icod, die vom Ringgebirge des Pik, den Cañadas, in langen Hängen und Terraſſen zum Seeſtrand hinabſteigt. Aber auch in allen anderen Teilen iſt die Nordküſte bezaubernd ſchön.

Und an dieſer Schönheit kann ſich Jedermann mit Leichtigkeit laben, denn die Nordſeite iſt in ihrer ganzen Ausdehnung durch eine vorzügliche Fahrſtraße zugänglich gemacht, und überall beſtehen bequeme Verkehrseinrichtungen und gute gaſtliche Unterkünfte. Vom Hafenort Santa Cruz an der Südküſte, der faſt immer der Ausgangspunkt ſein muß, weil die Nordküſte wegen ihrer ſtarken Brandung keinen ſicheren Hafen hat, fährt man zu Wagen in einem Tag gut und leicht über Laguna nach Orotava, von Orotava aus in einem weiteren Tag ebenſo leicht nach Icod. Und wer abſeits von der Fahrſtraße zu Fuß, zu Pferd oder zu Maultier das umliegende Land bereiſt, kann monatelang vom Zauber ſeiner unendlich mannigfaltigen Schönheit gefeſſelt ſein.

Vom Anagagebirge kommend war ich in der kalten, regneriſchen und lebloſen Stadt Laguna äußerſt begierig auf das warme Sonnenland der Nordküſte. Meinen braven Arriero José hatte ich mit ſeinen Maultieren nach Orotava vorausgeſchickt, da der langſame Maultierſchritt auf der Chauſſee meiner Sehnſucht nicht genügte, und beſtellte mir einen kleinen offnen Wagen, um mich dem Ziel meiner Wünſche ſchneller entgegentragen zu laſſen. Ehe ich aber die Wagenfahrt begann, machte ich auf einem flinken canariſchen Pferdchen, deſſen Arriero nicht minder flott nebenher lief, einen Abſtecher nordweſtwärts über die Lagunaebene zu dem ſanft anſteigenden Oſtausläufer des großen centralen Cumbre-Bergrückens, wo in einer Thalmulde der ſchönſte Reſt canariſchen Urwaldes, der Wald von Agua Garcia, eingebettet liegt. Was ich am Tag vorher beim Abſtieg von den Anagabergen über dem Dörfchen Mercedes von teneriſiſchem hochſtämmigen Lorbeerhain geſehen hatte, machte mich ſehr geſpannt auf den noch höher geprieſenen Ur-

wald von Agua Garcia, aber meine Erwartungen wurden noch weit, weit übertroffen.

Im munteren Trab eilte mein Pferd auf dem ziegelroten Pfad leicht bergan. Aus den hellgrünen, jungen Saatfeldern tönte froher Wachtelſchlag, ſtattliches, ſchmuckes Vieh und ſchlanke Pferde canariſcher Zucht weideten ungeſtört in den Feldern von blühenden Lupinen, die faſt nur zum Grünfutter gebaut werden, an den Rainen flatterten zutrauliche Wiedehöpfe, und hoch über uns trillerten die Lerchen ihr Morgenlied. Bald nähern wir uns dem Gehöft Portigal (770 m), über deſſen ärmlichen, ſpitzgiebeligen Strohhütten noch einige ſtolze canariſche Palmen emporragen, die höchſt ſtehenden ihres Geſchlechtes auf der ganzen Inſel. Dicht neben ihnen haben ein paar Pinien Poſto gefaßt, ſie, wie alle Bäume dieſer den nördlichen Winden ſtets ausgeſetzten Gegend, ſtark nach Süden übergebeugt, und eine kurze Strecke über ihnen erſcheinen die erſten Gruppen blühender Baumhaiden, ſo daß hier auf einem Fleck die Vertreter von drei Vegetationszonen beiſammen ſind.

Dahinter kommt aber auch ſchon die ſchwarzgrüne Maſſe des Lorbeerwaldes zum Vorſchein, beſtrahlt von einem eigentümlichen Lichtreflex ſeines glanzblätterigen Laubes. Am Waldesſaum begrüßt uns ein Waldhüter, der behördlich mit dem Schutz dieſes letzten Reſtes einſtiger teneriſiſcher Waldespracht betraut iſt. Von ihm geführt, treten wir in die hohen Laubhallen (882 m) ein. Erſt umgeben uns faſt nur Erikabäume von ſtolzer, bis 20 m meſſender Höhe und bis 70 cm ſtarkem Durchmeſſer, deren nadelblätteriges Laub das Sonnenlicht nur zu einem milden Halbdämmerſchein abdämpft. Dann aber umfängt uns geheimnisvoller, dunkler, kühler Waldesſchatten unter dem hoch gewölbten Dom von mächtigen Lorbeerbäumen, Viñatigos und baumigen Stechpalmen wie im dichteſten deutſchen Buchenwald. An dieſen erinnern uns auch die grauen Stämme, namentlich die der auf Tenerife nur hier wachſenden Stechpalmenbäume; aber wo ſich ein Sonnenſtrahl hereinſtiehlt, da blitzt er doch ganz anders und fremdartig auf dem glanzblätterigen, ſteifen Laub dieſer atlantiſchen Waldbäume als in der nordiſchen Waldesdämmerung. Und dazu wird die buſchige und krautige Untervegetation immer dichter und maſſiger, je weiter wir in die Thalſenkung eindringen, die den Wald beherbergt und durch ihre rieſelnden Quellwäſſer mit erhält. Die ſchwarze, dicke Humuserde ſpendet den üppig wuchernden

Schattenpflanzen unerschöpfliche Nahrung und erfüllt die Atmosphäre mit einem Duft wie von Veilchen und Lavendel.

Im Grund der Schlucht machen wir an einer kleinen gemauerten Wasserleitung Halt. (S. untenstehende Abbildung.) Hier an den wassertriefenden Felsen ist das wahre Reich der Farne. Das sproßt und streckt sich und strebt an den uralten Lorbeerstämmen in die Höhe, daß es eine wahre Lust zu schauen ist. Und über die ganze wallende Masse von lichtem

Im Lorbeerwald von Agua Garcia.

und dunklem Grün der niederen Gewächse streckt die prachtvolle atlantische Woodwardia ihre bis 2 ½ m langen, breiten Fiederwedel beherrschend aus, der eleganteste und kraftvollste Farn, wenn seine Blätter entfaltet sind, und geradezu barok aussehend, wenn sie noch an der Spitze eingerollt sind wie der Krummstab eines Kirchenfürsten. Aber auch die Woodwardia bildet wie das ganze niedere Reich der Stauden- und Krautgewächse nur die Folie zu der seltsamen Erscheinung der sie beschattenden knorrigen Urwaldriesen. Bei 6—8 m Umfang in 2 m Bodenhöhe tragen manche dieser Lorbeerstämme ihr Laubdach zu 25—30 m Höhe empor, andere sind

vom Alter oder von Menſchenhand gebrochen und treiben doch aus ihren dicken Stumpfen neue Zweige und Äſte; ja ſelbſt aus den zerfallenden Wurzelſtöcken ſprießen überall Dutzende von jungen Schößlingen kräftig hervor und ſuchen den Verluſt eifrig zu erſetzen, als könne es in dieſem wunderbaren Klima gar kein Abſterben geben. Auch die Vogelwelt fühlt ſich in dem alten und doch immer jungen, lauſchigen Laubwald wohler als irgendwo anders auf Tenerife. Nirgends hört man noch ſo viele Canarienvögel ihr freundliches, liebliches Liedchen zwitſchern wie hier.

Der Wald von Agua Garcia wird jetzt geſchont, weil er der Quellenſammler für mehrere benachbarte Dorfſchaften iſt. Sein Umfang iſt aber nur gering, kaum mehr als 3 Quadratkilometer groß, und der Holzbedarf des Isleño wird trotz aller Waldhüter auch ſeine Dickichte immer weiter lichten, bis auch dieſes Urbild ſchöpferiſcher Naturkraft, dieſes Überbleibſel einer alten ſüdeuropäiſchen Flora, verſchwunden iſt, und der majeſtätiſche Lorbeerwald, der einſt die ganze von den Paſſatwinden beſtrichne, feuchte Nordſeite Teneriſes in ihren tieferen Regionen bedeckt hat, nur noch in der Geſchichte weiterlebt.

Voll von dem Eindruck, hier noch ein Stück großer, herrlicher Natur vor ſeinem Untergang geſehen und erlebt zu haben, trat ich aus der Dämmerung wieder in die ſtrahlende Morgenſonne hinaus. Beim Dörfchen Portigal ſcheidet ſich der Weg. Nach Weſten führt der Reitpfad in mittlerer Bergeshöhe weiter über die Ortſchaften Matanza, Victoria, Santa Urſula, die von der großen Fahrſtraße nur in ihren unterſten Ausläufern berührt werden, und durch das blühendſte Kulturland, bei ſtetiger Ausſicht auf die hier viel nähere Cumbre und das ferne Meer, hinüber und hinunter in das Thal von Orotava. Ich habe dieſe äußerſt lohnende Tour bei einer ſpäteren Gelegenheit gemacht, als ich von Orotava nach Laguna nicht auf der Fahrſtraße zurückkehren wollte. Sie iſt faſt noch genußreicher als die Hauptroute, wenn auch weniger bequem. Diesmal aber ritt ich wieder auf dem Herweg nach Laguna zurück und traf dort am Gaſthaus den beſtellten Wagen ſchon wartend an.

Über die Hochebene der „Rodeos“ trieb jetzt der Nordwind trübe Nebel und gab der baumloſen, felderbedeckten Landſchaft ein nichts weniger als ſubtropiſches Ausſehen. Nur die hohen Eukalypten, die mit ihrem weidenartigen, blaugrünen Laubwerk die Chauſſee überdachen,

erinnern an niedere Breiten. Rechts erſcheinen auf einem jungen, runden Lavakegel die erſten größeren Weinberge, in Terraſſen den ganzen Hügel ausſchließlich überkleidend, während ſonſt die Rodeosebene das einzige Stück Land auf Tenerife iſt, das gar keinen Terraſſenbau hat. Im flotten Trab eilen unſre Pferde auf die breite Höhe des Lagunaſattels (612 m), und ebenſo allmählich, wie ſie anſteigt, ſenkt ſich jenſeits die Straße zur Nordſeite hinab. Bei 574 m begegnen wir wieder der erſten canariſchen Palme an der Straße, deren noch weiter oben am Berg ſtehende Genoſſen wir am Morgen beim Lorbeerwald von Agua Garcia gefunden haben. Auf der andern Seite der Straße ſteht ein kleiner Hain dunkler Pinien an einem Hügel. Wie hier die Pinien herab in die Palmenzone, ſo reichen an anderen Stellen, wie wir ſpäter beobachten werden, die Palmen ein Stück in die Pinienregion hinauf; aber die Expanſionskraft der Pinie iſt größer als die der Palme, denn bis zur Höhe von 800 m, wo die eigentliche Pinienheimat erſt beginnt, gehen keine Palmen hinauf, wogegen die Pinie vereinzelt von der Cumbre bis nahe zur Meeresküſte hinabſteigt. Es gibt eben auch für dieſe beiden Charakterpflanzen wie für die meiſten anderen keine eigentlichen Grenzlinien, ſondern nur je nach der Lokalität mehr oder minder breite Grenzzonen.

Die canariſche Palme — denn nur um dieſe handelt es ſich bei ſo ausgedehnter Höhenverbreitung — übertrifft ihre nächſte Verwandte, die Dattelpalme, bei weitem in der Schönheit des Wuchſes. Ihr Stamm iſt dicker, ihre Blätterkrone voller und ſchwerer als die der Dattelpalme, und ihre breiten Fiederwedel neigen ſich in elegantem Bogenſchwung leicht herab, während die ſtarren, ſchmalen Blätter der Dattelpalme ſteif in die Höhe ſtreben. Aber die fleiſchloſe Frucht der canariſchen Palme iſt nicht genießbar, wogegen die auf der trockenen Südſeite Teneriffes häufig angepflanzte Dattelpalme ganz vorzügliche Datteln zeitigt. So dient die canariſche Palme der Bevölkerung nur zur Herſtellung von einfachen Flechtarbeiten für den täglichen Gebrauch. Ihr eigentlicher Beruf iſt die ornamentale Verſchönerung der canariſchen Landſchaft.

Bei dieſen Palmen der Orotavaſtraße ſind wir ſchon in der unteren Grenzregion des nördlichen Wolkenzuges angelangt, der ſich hier auf den Lagunaſattel tiefer herabſenkt als am übrigen Gebirge, und gewinnen zwiſchen den ſich löſenden Nebeln hindurch vereinzelte Durchblicke tief hinaus auf die blaue See, die blitzende Sonnenreflexe herauffendet. Auch ein

kurzer Lugaus nach rechts in die Tiefe zum ſchönen, waldigen Tegueſtethal am Nordweſtfuß der Anagaberge iſt uns vergönnt, und nun dringt mit unſerm Abſtieg in niedrigere Höhenzonen auch die Sonne ſiegreich zu uns durch. Das Küſtenland ſelbſt bleibt uns noch durch vorgeſchobene Plateauſtufen verdeckt, aber gerade deshalb wird unſer Auge vor allem gefeſſelt durch die prachtvoll beleuchteten Paſſatwolken, die in endloſen Reihen über den weiten Ocean heranziehen, unten ſämtlich horizontal abgeſchnitten und oben himmelhoch gewölbt. Alle wandern ſie einzeln neben- und hintereinander her, bis ſie auf den rieſigen Kamm des Cumbregebirges ſtoßen, wo ſie zu dichten, ſcheinbar bewegungsloſen Maſſen zuſammenſchmelzen. Dort oben iſt die Mächtigkeit ihrer Formen, die Tiefe ihrer Schatten am ſchönſten. Näher zur See hin werden ſie ſchon von Sonnenblicken durchbrochen, ſo daß wir in einem angenehmen Wechſel von Schattenkühle und erwärmender Inſolation hinfahren, und auf dem Küſtenland wie draußen auf dem Meer rufen die einzeln ſegelnden Cumuli ein herrliches Licht- und Schattenſpiel hervor. So erhöhen die Paſſatwolken die poetiſche Stimmung der Landſchaft mehr, als es die ſüdliche Sonne allein vermöchte.

Der Cumbrerücken zu unſrer Linken wird langſam höher, breiter und buſchiger und hüllt ſich in der oberen Zone mehr und mehr in den finſteren „Monte verde.“ Hier unten aber ſchmückt ſich die Fahrſtraße jetzt mit blaublühendem Immergrün, mit zierlichen Adlerfarnen, italieniſchen Pappeln und rankendem Brombeergeſträuch und leitet unmerklich in die herrlichen Fruchtgärten der niederen, nördlichen Küſtenregion über. Dabei erinnert die beſtändige Ausſicht auf das ca. 350 m unter uns blinkende Meer außerordentlich an die bezaubernde Landſchaft der Corniche auf der Riviera di ponente; nur iſt hier alles friſcher, üppiger, größer. Immer ſchöner wird das Geſamtbild der majeſtätiſchen Bergformen, Fruchtgefilde und Meeresbuchten der Bandas del Norte. Einzig die Krönung des Gebirges, der Pik, fehlt in dem entzückenden Bild, denn die Haufenwolken ballen ſich immer maſſiger auf der Cumbre zuſammen und hängen ſchwer und grau in die Waldregion herab.

Das ganze Land iſt hier ein einziger rieſiger Garten, in dem die flachen Häuschen der vielen Ortſchaften und Gehöfte einzeln oder in Gruppen verſtreut liegen, und überall folgen von oben nach unten in der Feldkultur aufeinander: Lupinen, Bohnen, Kartoffeln, Mais, Tomaten, Zuckerrohr, Bananen, nur der Weizen wächſt auf allen Höhenſtufen;

die Fruchtbäume aber ordnen ſich abſteigend folgendermaßen: Nüſſe, Kaſtanien, Zwetſchen, Äpfel, Pfirſiche, Wein, Mandeln, Orangen, Feigen, Dattelpalmen. Feigenbäume von 60 cm Durchmeſſer ſind gar keine Seltenheit. Hier war es, wo A. v. Humboldt die begeiſterten Worte ſchrieb: „Ich habe im heißen Erdgürtel Landſchaften geſehen, wo die Natur großartiger iſt, reicher in der Entwickelung organiſcher Formen; aber nachdem ich die Ufer des Orinoco, die Kordilleren von Peru und die ſchönen Thäler von Mexiko durchwandert, muß ich geſtehen, nirgends ein ſo mannigfaltiges, ſo anziehendes, durch die Verteilung von Grün und Felſenmaſſen ſo harmoniſches Gemälde vor mir gehabt zu haben. Das Meeresufer ſchmücken Dattelpalmen und Kokosnußbäume; weiter oben ſtechen Bananengebüſche von jungen Drachenbäumen ab, deren Stamm man ganz richtig mit einem Schlangenleib vergleicht. Die Abhänge ſind mit Reben beflanzt, die ſich um ſehr hohe Spaliere ranken. Mit Blüten bedeckte Orangenbäume, Myrten und Cypreſſen umgebene Kapellen, welche die Andacht auf freiſtehenden Hügeln errichtet hat. Überall ſind die Grundſtücke durch Hecken von Agave und Kaktus eingefriedigt. Unzählige kryptogamiſche Gewächſe, zumal Farne, bekleiden die Mauern, die von kleinen klaren Waſſerquellen feucht erhalten werden. Im Winter, während der Pik mit Eis und Schnee bedeckt iſt, genießt man in dieſem Landſtrich eines ewigen Frühlings. Sommers, wenn der Tag ſich neigt, bringt der Seewind angenehme Kühlung. Die Bevölkerung der Küſte iſt ſehr ſtark; ſie erſcheint noch größer, weil Häuſer und Gärten zerſtreut liegen, was den Reiz der Landſchaft noch erhöht. Leider ſteht der Wohlſtand der Bewohner weder mit ihrem Fleiß noch mit der Fülle der Natur im Verhältnis. Die das Land bebauen, ſind meiſt nicht ſeine Eigentümer; die Frucht ihrer Arbeit gehört dem Adel, und das Lehnsſyſtem, daß ſo lange ganz Europa unglücklich gemacht hat, läßt noch heute das Volk der Canarier zu keiner Blüte gelangen.“

Seit Humboldts Beſuch der Inſel iſt faſt ein Jahrhundert dahingegangen, aber noch immer trifft ſeine Schilderung des teneriſiſchen Kulturlandes in der Hauptſache zu. Bloß die von ihm erwähnte große Ausdehnung des Weinbaues iſt ungemein zuſammengeſchrumpft. Es kam die Zeit der Rebenkrankheit, durch welche die Weingärten verödeten, und dann mit den vierziger Jahren die dreißigjährige Periode der viel einträglicheren und einfacheren Cochenillezucht, der zu liebe man auch den größten Teil der noch übrigen Rebenbeſtände in die häßlichen

Kakaospflanzungen umwandelte, die heute noch viele Landstriche der Insel verunzieren. Erst als die moderne Anilinfabrikation der Cochenillezucht erfolgreich Konkurrenz machte, ist man wieder in weiterem Umfang zum einstigen Weinbau zurückgekehrt, zum Segen des Landes und der Weintrinker, denn das Traubenblut Teneriffes gibt bei zweckmäßiger Behandlung den edlen Weinen Madeiras nichts nach.

Wir fahren weiter bergab nach Westen. Bei 537 m Bergeshöhe passieren wir einige Gehöfte des Ortes Tacoronte, dessen Hauptsiedelung weiter rechts, dem Meere näher, gelegen ist; ein von den Isleños wegen seines wunderthätigen Christusbildes viel besuchtes Städtchen. Auch Fremde kommen häufig dorthin, um sich das von Don Casilda gesammelte Guanchen-Museum anzusehen, aber es lohnt kaum die Mühe, denn die Gegenstände sind alle schlecht bestimmt, und die Guanchenmumien sind aus lauter nicht zusammengehörigen Skelettteilen zusammengesetzt. Auch Sauzal (432 m), das malerische Küstennest, bleibt rechts unten von unsrer Straße liegen, aber von unsrer Höhe haben wir jetzt einen prachtvollen Überblick auf das nordwestliche Unterland und die an der dunklen, wilden Felsenküste weiß schäumende Meeresbrandung. Die Straße belebt sich mehr und mehr. Freundlich grüßende Landleute, die Männer in weißen, frisch gewaschenen Mantas, die bis zum Knöchel herabfallen, die Weiber in bunten Kopftüchern, auf denen ein kleines, rundes Strohhütchen schief sitzt, bringen Früchte, Hühner, Eier nach der Stadt; hoch mit Holz, Wein- oder Ölfässern beladene Karren werden langsam von Maultieren und Rindern bergan gezogen, flinke Esel und Packpferde tragen außer ihrer Warenlast auch geduldig den seine Cigarette rauchenden Besitzer oder die Besitzerin, und dazwischen rollt der voll besetzte, offene Omnibus, der den Personenverkehr zwischen der Nord- und Südküste vermittelt, polternd und schwankend seinem Ziel entgegen.

Die Temperatur nimmt zum Tiefland hin fühlbar zu. Damit stellen sich auch zögernd wieder die licht- und wärmebedürftigen Gewächse der Küstenregion ein, die Tamarisken und Spartien an der Straße, die Agaven, Opuntien und Oleandersträucher an den Rainen, und in großen, saftigen Halmen wogen die Weizenfelder, die oben auf der kühlen Lagunaebene erst zu sprießen begonnen hatten. Eine ständige Erscheinung in der Landschaft wird nun auch ein kleiner brauner Habicht, der flatternd minutenlang an derselben Stelle über den Feldern schwebt, um dann in blitzschnellem Sturz die erspähete Jagdbeute zu erfassen.

Und daß er genug Beute findet, beweiſt die im ganzen Tiefland der Inſel große Häufigkeit des Vogels.

Der erſte Ort, den die Straße mitten durchſchneidet, iſt Matanza (400 m), wo wir die übliche Frühſtücksraſt bei der freundlichen Wirtin in der Fonda Maria halten. Für zwei Peſetas bekommen wir ein echt canariſches Mahl von Eiern, Huhn, Oliven und Orangen nebſt trefflichem, roten, würzigen Wein und laſſen es uns wohl ſein, während draußen eine Rotte ſchmutziger Kinder ſich den Anſchein gibt, als wollten ſie unſern Pferden die Fliegen wegwedeln, um bei der Abfahrt mit wohlerworbenem Recht ihr vielſtimmiges Cuartitogeſchrei erheben zu können. Der hübſche Ort trägt den abſcheulichen Namen Matanza (d. h. Abſchlachtung) aus demſelben Grund, wie die vielen gleichnamigen Orte, die ich in Cuba und Luzon kennen gelernt habe. Er bezeichnet die blutigen Spuren der ſpaniſchen Eroberung dieſer Länder. Hier aber waren ausnahmsweiſe die Spanier die „Geſchlachteten", denn 1494 haben an dieſer Stelle die heldenmütigen Guanchen unter ihrem Häuptling Benkomo ihren letzten Sieg über die ſpaniſchen Eindringlinge errungen. Aber bei dem benachbarten Ort Victoria (Sieg), den wir bald nachher (380 m) paſſieren, haben die Spanier, geführt von Alonzo de Lugo, fürchterliche Rache genommen und durch das Hinmorden von faſt 2000 Guanchen das Schickſal der Inſel für immer entſchieden. Heute liegt der Ort wie das ganze Land im tiefſten Frieden, und die tapferen Urbewohner ſind ausgeſtorben und haben nur in der Miſchbevölkerung einen Teil ihrer edlen Art hinterlaſſen.

Der Landſtrich iſt der am beſten bebaute auf der ganzen Nordſeite Teneriffes. Mit rieſigem Fleiß ſind die Terraſſen der Felder und Gärten an den Lehnen der Cumbre hinaufgebaut, und alles iſt in ſauberſter Ordnung gehalten. Mehr als anderswo gewinnen hier die Weinberge wieder Raum, und unförmliche, primitive Kelterpreſſen mit einem mächtigen Baumſtamm als Schwergewicht fehlen an keinem Gehöft. Wegen des Terraſſenbaues iſt der Ausblick zum Gebirge hinauf ganz verſchieden von dem zum Küſtenland hinunter. Nach oben trifft das Auge auf lauter graue, hochgeſchichtete Steinwälle, über deren Rand die Bäume und Feldgewächſe hervorſchauen, und nach unten ſieht man auf die zahlloſen abgegrenzten, grünen Felder und Gärten hinab wie auf ein einziges großes Fruchtgefilde. Erſt wenn man zur oberen Kulturengrenze nach der Cumbre emporſteigt, verſchwindet im Niederblick das Mauerwerk allerwärts.

Hoch über die Gärten und Felder recken nun die Palmen ihre gefiederten Wipfel empor, und zu unſrer Verwunderung ſehen wir ſtellenweiſe auch hier neben ihnen ſchlanke canariſche Pinien ſtehen, die vereinzelt aus ihrer eigentlichen Zone in der kühleren, oberen Region der Cumbre herabſteigen und ſich dem warmen Tieflandsklima angepaßt haben. Auf den Dächern der Häuſer aber und in den Regenröhren wachſen hier im warmen, vom feuchten Seewind beſtrichenen Unterland ganze Büſche von Sukkulenten, insbeſondere Hauslaubarten, noch üppiger als im kühleren Laguna, aber ohne die dichte Umpolſterung von grünen Mooſen, die auf der immer naſſen Lagunahochebene ſo kräftig wuchern.

Kurz nach Victoria ſinkt die Straße in den erſten tiefen Waſſerriß der Nordſeite Teneriffes, den ca. 100 m in die Lavabänke eingeſchnittenen Barranco hondo (230 m), hinunter. Weiterhin mehren ſich die Barrancos, denn links oben die Cumbre wird nun immer maſſiger und ihr Quellgebiet immer größer und reicher. Dennoch und trotz der gegenwärtigen Regenzeit führen die Bäche im Grund der Barrancos hier im Niederland ziemlich wenig Waſſer, da es weiter oben den Pflanzungen in weit verzweigten Berieſelungsſyſtemen zugeführt wird und dort größtenteils verdunſtet. Von unten ſchaut durch den keilförmigen Einſchnitt der Barrancomündung die blaue, brandende See herauf, deren Uferlinie bisher durch den hohen Oberrand der Steilküſte verdeckt geweſen iſt, und brauſend dringt der rythmiſche Wogenſturz der Brandung an unſer Ohr. Von dort wandert die Euphorbien- und Kaktusflora der Küſtenzone an den inneren Felswänden des Barranco entlang weit in die Gartenregion bergauf; die jähen Lavahänge ſelbſt aber entzücken durch die Mannigfaltigkeit ihrer Tuff-, Konglomerat- und feſten Geſteinsſchichten, durch ihre großen Lavahöhlen und das Wirrſal der auf dem engen Thalboden aufgehäuften, vom treibenden Waſſer rund abgerollten Trümmergeſteine.

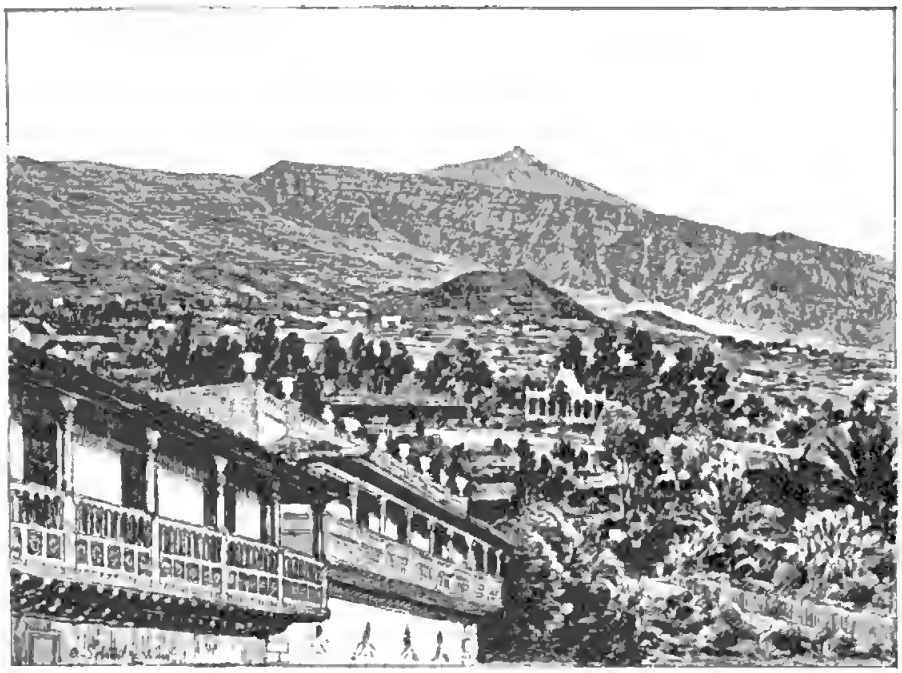
Drüben auf der Höhe fahren wir an einem kleinen Hain prachtvoller alter canariſcher Palmen vorbei, dem ſchönſten der ganzen Banda del Norte, und gewinnen dahinter in flottem Trab die Anhöhe von Santa Urſula (275 m), wo auf dem freien Platz vor der hübſchen reſtaurierten Kirche Scharen von Weibern, Mädchen und Kindern gerade dabei waren, Palmenzweige zu ſchneiden und Kränze und Guirlanden zu binden, um das Gotteshaus für das bevorſtehende Oſterfeſt zu ſchmücken. Daß ich „Ingles“ von der luſtigen bunten Geſellſchaft

einer ſcharfen Kritik unterzogen wurde, iſt ſelbſtverſtändlich. Aber zum Zuſchauen und Scherzen hatte ich jetzt keine Zeit, denn bald hinter Urſula iſt die Straßenhöhe über dem grandioſen Thal von Orotava erreicht (344 m), wo jeder Reiſende vor dem zu ſeinen Füßen liegenden wunderbaren Landſchaftsbild gebannt ſtehen bleibt.

Ich war im hohen Grade überraſcht, weil ich mir unter der Bezeichnung „Valle de Orotava“ oder „Valle de Taoro“, wie dieſer Landſtrich meiſt genannt wird, etwas ganz anderes, dem Begriff „Valle“ (Thal) entſprechenderes vorgeſtellt hatte, als ich nun vor Augen hatte. Anſtatt einer flußdurchzogenen Thalſenke ſah ich ein meilenweites, welliges Gelände vor mir, daß von dem im Süden mächtig emporſtrebenden langen Gebirgsrücken der Cumbre langſam und gleichmäßig ſich wie ein ungeheures Zeltdach zur fernen Meeresküſte nach Norden hinabneigt. Seine Raumverhältniſſe (10 km Breite bei 11 km Länge) und ſeine orographiſchen Formen ſind ſo gewaltig, daß Städtchen und Dörfer ſich darin in weiter Verſtreuung verlieren. Und doch iſt die Taoromulde inſofern ein Thal, als ſie in den nördlichen Abhang des Cumbregebirges ſo tief eingebettet iſt, daß ſie im Weſten und Oſten von ihren beiden Seitenwänden bis zu 300 m hoch überragt wird. Über 1000 ſpaniſche Fuß tief liegt der untere Teil der Mulde zwiſchen der Ladera de Santa Urſula im Oſten, auf deren Höhe wir gerade ſtehen, und der Ladera de Tigaiga im Weſten, die beide in ungeheuren Felswänden und Steillehnen zum Boden der Mulde abſtürzen und das Valle wie zwei gigantiſche, geradlinig von der Cumbre zum Meer laufende Grenzwälle einſchließen.

Der uns gegenüber in bläulich dunſtiger Ferne aufragende Grenzwall, die Ladera de Tigaiga, feſſelt unſer Auge zuerſt am meiſten, denn links in der oberſten Höhe, wo er auf die von dunkeln Wolken belagerte Cumbre ſtößt, blitzt uns über die grauen Felsmaſſen her ein ſchneeweißer kleiner Bergkegel entgegen, gleichſam losgelöſt über dem Gebirge ſchwebend. (S. umſtehende Abbildung.) Es iſt die längſterſehnte Spitze des Pik, die nun zum erſtenmal ſichtbar wird. Der Rumpf des Pico de Teyde (ſpr. Tē-ide) bleibt aber durch die Ladera de Tigaiga verdeckt, denn der Berg ſteht ein gutes Stück dahinter auf der Hochebene der Cañadas, und nur ſein weißes Haupt winkt uns andächtig Nahenden verheißungsvoll aus dem blauen Äther zu. Sein heller Schneeglanz verſpricht uns für die kommenden Tage eine reiche Fülle intereſſanter Erfahrungen und Beobachtungen.

Von der weißen Spitze bis hinunter zum tiefblauen Meer durchschweift das Auge alle Klimazonen der Erde von eisigen Schneefeldern bis zu den heißen Palmengärten von Puerto Orotava. Aber das grandiose Bild läßt uns wegen der immer wieder verblüffenden Größe seiner Verhältnisse und der erhabenen Einfachheit seiner Linien und Formen, wie sie im Gebirge eben allein von plutonischen Gewalten geschaffen werden können, anfangs gar nicht recht zum Bewußtsein seiner



Die Westseite des Valle de Taoro. (Im Hintergrund die langgestreckte Ladera de Tigaiga, darüber die Spitze des Pico de Teyde.)

wahren Mächtigkeit gelangen. Erst allmählich, wenn man an den Städten und Dörfern, den Wäldern und Feldern einen Maßstab gewinnt, erkennt man seine ganze Majestät. Und von feierlicher Stimmung ergriffen, stehen wir in Demut vor der ewig schönen, allgewaltigen Natur.

Das Valle de Taoro ist zu großartig, um den herrlichen Landschaften der Riviera verglichen werden zu können, wie man es mitunter gethan hat. Am nächsten kommt es noch dem sicilianischen Landschaftsbild der Taormina mit dem Ätna, das zwar dem Taorothal an schlichter Erhabenheit nachsteht, aber den Wanderer außer durch die hehre Schön-

heit einer großen Natur noch durch den Schauer einer untergegangenen hohen Kultur im innersten bewegt. Hier in der Taoromulde gewinnt die menschliche Kulturstaffage erst lebendigen Reiz, nachdem man sich mit dem Gesamteindruck der anorganischen Naturschöpfung näher befreundet hat.

Jetzt ziehen die hellen Häusergruppen und Kirchtürme von Villa Orotava, das weit ab von der Küste auf der mittleren Höhe der riesigen Berglehne als weißer Fleck in den grünen Kulturflächen liegt, den Blick länger auf sich. Wie niedlich erscheint das Menschenwerk in diesem ungeheuren Rahmen! Von der „Villa" (— so wird die Stadt kurz zum Unterschied vom „Puerto" de Orotava genannt —) wandert das Auge zu den anderen über die weite Mulde verstreuten Ortschaften bis zum fernen Realejo am Fuß der hohen Tigaigawand und bis hinab zur Küstenstadt Puerto de Orotava, die sich auf der einzigen größeren, ins Meer vorgeschobenen Landzunge dieses Küstenstriches angesiedelt hat, umtost von der nie rastenden Brandung und nur beim günstigsten Wetter für kleine Segelschiffe zugänglich. In kühnen Kurven und trotzigen Felsvorsprüngen windet sich die Küste nach West in die Weite. Über dem dunkeln Band blaut schimmernd das unendliche Meer, und an seinem fernen Horizont heben sich wie ein Phantom die von silbergrauem Dunst umflorten breiten Bergrücken der Insel Palma in schön geschwungenen Linien über die Gewässer. Unten über dem Küstenstrich der Taoromulde aber ragen ein Stück landeinwärts einige abgerundete stumpfe Hügelkegel aus dem flachen Tiefland hervor, fast ganz kahl und dunkel in der lachenden, grünen Umgebung, wie künstliche Gebilde. Es sind die jüngsten Erzeugnisse des Vulkanismus im Niederland, die Montañetas de la Horca, de los Frailes und de Realejo, die hier, gleich allen anderen Vulkankegeln der Insel, auf einer ost-westlichen Linie stehen, aus einer ost-westlichen Tiefenspalte hervorgewachsen sind. Im Gegensatz zu ihren schwarzgrauen Bimssteinaschen und Basaltlaven leuchten aber rotbraun und graugelb aus dem Grün der Felder und Haine die zahllosen felsigen Barrancos, die die ganze schiefe Ebene der Taoromulde von der Cumbre bis zur See hinunter in langen, nur wenig gewundenen Furchen durchschneiden.

Zu einem der größten, wenn auch nicht tiefsten von ihnen, dem Barranco de las arenas, der am Fuß unsrer Standhöhe, der Ladera de Santa Ursula, entlang den Thalboden aufgerissen hat, steigen wir

nun im Zickzack der Fahrstraße hinab. Dabei bemerken wir an dem schroffen Laderahang, daß jüngere Lavaströme, von den Höhen der Cumbre herkommend, über den Rand der Ladera weggeflutet sind und nun in steil geneigten Decken über die Laderawand hinab zum Boden der Taoromulde sich absenken. Unten rasselt unser Wagen auf fester Brücke über den ca. 20 m tiefen und ebenso breiten, wasserarmen Barranco (224 m), an dessen Saum uns saftgrüne Bananenhaine mit vielgeschlitzten Riesenblättern willkommene Kühlung zufächeln, aber uns zugleich durch ihr bloßes Vorhandensein melden, daß wir wieder in der tropischen Klimazone angelangt sind. Von mächtigen Eukalypten werden wir an der Chaussee weiter bis zur Straßengabelung (275 m) geleitet, wo links der Weg nach Villa Orotava hinauf, rechts nach Puerto Orotava hinunter abzweigt.

Hier an dem, wie vor jedem Stadtbezirk der Insel, Wache stehenden Oktroihäuschen, treffen wir den seiner Abfahrt nach Santa Cruz harrenden Postomnibus an, einen greulichen wackeligen Kasten, der aber bis auf den letzten Platz besetzt ist. Ich spreche den Kondukteur an, erhalte aber die Antwort in sehr gebrochenem, mit italienischen und deutschen Ausdrücken gemischten Spanisch, und alsbald stellt es sich heraus, daß der Mann ein Italiener ist, der aber jahrelang in Karlsbad ein Handelsgeschäft betrieben hat und dann nach tausend Irrfahrten hier als Rosselenker zur Ruhe gekommen ist. In den stillen spanischen Kolonieen sind solche Existenzen eine sehr seltene Erscheinung, desto häufiger im Getümmel der englischen Kolonialstädte. Dieser deutsch-spanische Italiener war mir das einzige Exemplar solcher Menschengattung auf ganz Tenerife.

Unsere müden Pferde schleppen den Wagen langsam auf der schattigen Eukalyptusallee zur stillen Villa de Orotava hinauf. Die Hauptstraße, durch die wir einziehen, ist einsam wie die von Laguna; auch Villa Orotava ist eine gefallene Größe wie Laguna, aber es erwacht auch im Sommer nicht vorübergehend zu neuem Leben, wie es doch Laguna thut, denn sein Klima ist dann viel zu warm für die Kühlung suchenden Isleños. Die wenigen alten Residencias in der Stadt sind verfallen, und die ein oder zwei Stockwerk hohen Kleinhäuschen sehen meist ärmlich und verwahrlost aus wie ihre Bewohner. Am Beginn der Straße nimmt der Kutscher noch einmal die letzten Kräfte der abgetriebenen Pferde zusammen und jagt im Galopp über das Steinpflaster,

daß die Funken ſtieben und aus den grünen Klappfenſtern der Häuschen erſchreckte Geſichter herausfahren. An der neu angelegten, ſandigen Plaza, wo ein paar Bäumchen lieblos dem Sonnenbrand preisgegeben ſtehen und eine ſtaubige Gartenbank einſam trauert, krähen uns, empört über den ungewohnten Lärm, aus lang gereihten Holzkäfigen Dutzende von zornigen Kampfhähnen an, die hier für den Lieblingsſport des Hahnenkampfes aufbewahrt werden, und an der Platzecke halten wir endlich vor dem kleinen ſpaniſchen Gaſthaus (330 m), der Fonda del Teyde des Don Luis Fumagallo, gegenwärtig dem einzigen Gaſthaus der Stadt, und werden von der dicken Wirtin in ein enges Zimmerchen geführt, das zwar kein ganz ſauberes Bett und keine verſchließbare Thür hat, aber durch eine große Glasthür mit dem anſtoßenden Salon, dem Hauptaufenthaltsort der Wirtsfamilie, in Verbindung ſteht, ſo daß ich ebenſo ungeſtört Zeuge der intimſten Familienſcenen ſein kann, wie die Familie mit Intereſſe meine Morgen- und Abendtoilette verfolgt. Das iſt kolonial-ſpaniſch, und noch ſpaniſcher iſt der finſtere, fürchterliche Abort unten im Keller, aber die Menſchen ſind gutmütig und heiter, die Verpflegung iſt leidlich, das Klima erquickend kühl, viel kühler und kräftigender als im Puerto Orotava an der Küſte, und deshalb läßt es ſich hier einige Tage ſehr gut aushalten. Und wer in Ruhe hier arbeiten will, findet bald Geſchmack an dem primitiven Leben in dieſem ſtillen, von keiner geſellſchaftlichen Ablenkung wiſſenden Städtchen, während man in den vom Fremdenverkehr belebten Hotels in Puerto Orotava ſich den verſchiedenen geſellſchaftlichen Anſprüchen nicht entziehen kann, ohne ein Spielverderber zu ſein.

Nach ſpaniſchem Brauch gibt es aber hier in der Villa erſt um 11 Uhr ein ſolides Frühſtück, nachdem um 8 Uhr etwas Kaffee oder Chokolade geboten worden iſt. Das iſt eine ſehr unzweckmäßige Mahlzeiteinteilung für einen Reiſenden, der bei bemeſſener Zeit den Tag voll ausnutzen will, aber ſie kommt der genauen Bekanntſchaft mit der Stadt und ihrer nächſten Umgebung zu gut. Früh nach der Chokolade geht unſer erſter Weg auf das flache Dach des Hauſes, die Azotea, wo nach dem Wetter Umſchau gehalten wird und eine halbe Stunde dem ſtillen Verſenken in die Schönheit der Taorolandſchaft gewidmet wird. Die Luft iſt in dieſer Jahres- und Tageszeit, ſolange vom Gebirge herab ein leichter Fallwind weht, erfriſchend kühl, zwiſchen 12 und 15° C., ſodaß einige im Hotel wohnende Cubaner, die ihrer Geſundheit halber die Canarien

aufgesucht haben, sich zitternd in ihre Mäntel hüllen und ein= übers anderemal aufrufen: hace mucho frio (es ist sehr kalt)! Auch auf den Straßen stecken die wenigen Passanten bis an die Nasenspitze in ihren Radmänteln, und die Weiber trippeln eilig über das Pflaster, als wären es 10° Kälte. Wer nicht muß, geht in der Morgenkühle nicht aus dem Haus, ja selbst die Kirchenglocken nehmen Rücksicht auf die Härte der Jahreszeit und rufen mit ihrem raschen rhythmischen Trommeln, das, wie in allen romanischen Ländern, unserm an das langsam weihevolle Glockenläuten unsrer Heimat gewohnte Ohr wie eine profane Spielerei klingt, erst eine Stunde später als im Sommer die Gemeinde zum Gottesdienst.

Während die Weiber und Mädchen — Männer sind nur wenige dabei — fröstelnd zum Gotteshaus eilen, das auf hoher Terrasse stolz die Stadt beherrscht, schlendern wir durch die Straßen. Sie steigen in der Mehrzahl steil am Hang des Berges hinauf und verbieten schon dadurch fast allen Wagenverkehr. Nur Maultiere, Esel und Packpferde sind die gebräuchlichsten Verkehrsmittel, aber auch diese bloß in beschränkter Menge, denn Villa Orotava ist kein Handelsplatz, und die Zeiten sind vorbei, wo die Cochenillekultur auch in diesem Ort noch ein kräftigeres Leben pulsieren ließ. Mit den fehlenden Mitteln hat sich die Bevölkerung auch die ehedem vorhandenen Bedürfnisse abgewöhnt; das merkt man schon an dem kärglichen Inhalt der wenigen, bescheidenen Kaufläden. Melancholisch und von vergangenen besseren Zeiten träumend stehen an den stillen Plätzen oder eingereiht in die Straßenfronten zahlreiche Patrizierhäuser, aber nur wenige sind noch von wohlhabenden Familien bewohnt. Wo dies der Fall ist, geben die Häuser eine treffliche Vorstellung von dem, was Villa Orotava einst gewesen ist. Nach vorzüglichen Mustern des andalusischen, also spanisch=maurischen Stiles sind sie im 17. und 18. Jahrhundert angelegt und aufgeführt. Hier erinnert ein in reizenden Ornamenten aus canarischem Fichtenholz geschnitzter Balkon an den Alcazar von Sevilla, dort eine edle Renaissancefassade mit herrlichen Fensterumrahmungen an den Palast Karls V. auf dem Alhambrahügel, an drittem Ort ein von geschnitzten geometrischen Figuren bedecktes Portal an die Kirchenpforten Granadas, und überall führt wie in Andalusien die von dem steinernen Wappen des Geschlechtes überschirmte Eingangsthür in den offenen, inneren Hofraum, den Patio, mit seinen schattigen Bäumen, duftenden Blumen und plätschernden Springbrunnen, wohin alle Gemächer des Hauses münden. Bisweilen

ſchließt ſich auf der anderen Seite des Hauſes noch ein Frucht- und Blumengarten an, zwar meiſt im ſteifen, zopfigen Geſchmack des 18. Jahrhunderts angelegt, aber immer erfüllt von den herrlichſten Gewächſen der canariſchen Flora.

Ein Wallfahrtsort aller Tenerife beſuchenden Naturforſcher iſt bis 1868 der Garten der Familie de Sauzal geweſen, denn er enthielt den ſeit Humboldts Beſuch in aller Welt berühmten großen Drachenbaum, der bei 95 Fuß Höhe 48½ Fuß Stammumfang 60 Fuß über dem Boden maß. 1868 iſt dieſes antediluvianiſche Gewächs, deſſen Alter man auf ca. 1600 Jahre berechnet hatte, durch unvorſichtig angelegtes Feuer verbrannt, und ſeitdem iſt in dem verwilderten Garten nur noch eine 44 m hohe einſame Palme, die höchſte Palme der Inſel, ſehenswert, die vor 400 Jahren ſchon für die Guanchen eine bekannte Landmarke geweſen iſt, jetzt aber bedenklich das Gleichgewicht zu verlieren beginnt. In dem benachbarten Garten der Familie Cologan ſteht als würdiges Seitenſtück ein 8½ m Umfang meſſendes Prachtexemplar eines Kaſtanienbaumes, der 1493 von den ſpaniſchen Eroberern gepflanzt iſt und ſein 5. Lebensjahrhundert mit voller Kraft begonnen hat. Mit ihm kann ſich an ehrwürdigem Alter der ſtolze 50 Fuß hohe Erdbeerbaum (arbutus) in dem weiter oben in der Stadt gelegenen Garten der Marqueſa de la Quinta nicht meſſen, aber um ſo reicher iſt dieſe wohlgepflegte Gartenanlage an Vegetationsformen fremdländiſcher Zonen. Die ſchönſten Vertreter der Floren von Südamerika und Oceanien finden ſich hier zuſammen mit denen Nordafrikas und Südſpaniens und mit den endemiſchen Arten der Canarien ſelbſt. Auch hier ſind uns am intereſſanteſten die uns am meiſten geläufigen ſüdeuropäiſchen Formen, die, in ihrer eigentlichen Heimat oft unanſehnlich und klein, hier im immer warmen Klima zu wahren Rieſen ausgewachſen ſind. Und nicht minder überraſchen uns durch ihr koloſſales Wachstum einige Zierpflanzen unſrer Warmhäuſer, wie z. B. die japaniſche Kamelie, die es bis zu 8—10 m hohen Stämmen bringt. An Reichtum der Arten und Kraft der Individuen übertrifft ſie alle aber jenes andere botaniſche Geſchenk Oſtaſiens, das in Südeuropa ſeine zweite Heimat gefunden hat, die Apfelſine. Der Quinta'ſche Garten vereint Dutzende von Orangenvarietäten auf ſeinen breiten Terraſſen und langgezogenen Wandelgängen, lauter 6—8 m hohe prachtvolle Bäume mit Tauſenden von Blüten und Früchten in allen Stadien der Entwickelung. Welch

eine Schwelgerei für Auge, Naſe und Zunge! Nirgends, weder im Heimatland China noch in Nordafrika oder Südeuropa habe ich dieſe Frucht ſo ſaftſtrotzend, ſo ſüß, ſo würzig und aromatiſch gefunden wie hier, wo ſie in einem ihr ganz beſonders zuſagenden Klima mit ſorgfältigſter Kultivierung gezogen und veredelt wird. Den beſten Ruf haben die Orangen von Palma auf Gran Canaria, aber die von Tenerife geben ihnen nur wenig nach, wenn man ſie einer gut gepflegten Pflanzung entnimmt. Auf allen meinen Streifzügen durch die Inſel war ich vor allem mit darauf bedacht, einen genügenden Orangevorrat mit mir zu führen, und habe, da ihr köſtlicher Saft mir auf den Märſchen Waſſer und Wein erſetzte, nie unter den Übeln zu leiden gehabt, über die andere Reiſende infolge von größerem Waſſer- oder Alkoholgenuß zu klagen haben. Der Ordnung im Quinta'ſchen Garten merkt man an, daß die alte Marqueſa noch eine der wenigen auf Tenerife wohnenden reichen Grundbeſitzer iſt. Die alte Dame hat mir aber noch mehr als durch ihren Garten durch einen darin ſtehenden Grabpavillon imponiert, auf den ſie die Inſchrift hat ſetzen laſſen, daß ihr dort beigeſetzter Sohn, ein Freimaurer, durch den Fanatismus eines Prieſters noch auf dem Totenbett zu dulden gehabt habe. Eine ſolche öffentliche Anklage in einem Land, wo die Kirche abſolut allmächtig iſt, zeugt von einer ganz ungewöhnlichen Charakterſtärke. Auf Tenerife dürfte ſie darin einzig ſein.

Nicht weit unterhalb der Quinta'ſchen Beſitzung ſteht die Hauptkirche Orotavas, die Igleſia de la Concepcion. Als ich mich ihr näherte, geriet ich in einen Zug feſtlich gekleideter Landleute, von denen die meiſten bebänderte Palmzweige in der Hand trugen, und jetzt erſt fiel mir ein, daß es Palmſonntag war, den die dröhnenden Kirchenglocken vom früheſten Morgen an ins Land hinaus verkündigt hatten. Natürlich folgte ich den Kirchgängern. Die Männer hatten zum Feiertag ihre langen, wollenen, weißen Mantas friſch gewaſchen und ſahen mit ihren langen Bergſtöcken, den Lanzas, aus wie eine Schar wallfahrender Ordensritter; die Weiber dagegen machten keine glückliche Figur in den über Kopf, Hals und Oberkörper ſchlicht und faltenlos geſchlungenen Tüchern, deren einziger Reiz in der bunten Farbe liegt, und nur einige wenige nach ſpaniſcher Art verſchleierte Damen der Stadtariſtokratie feſſelten durch ihre anmutige Erſcheinung. Die Kirche war dicht beſetzt; die Männer ſtanden, die Weiber ſaßen mit untergeſchlagenen Beinen auf

den Steinfließen wie mohammedaniſche Orientalinnen. Das ganze Schiff lag in düſterem Dämmerlicht, mit alleiniger Ausnahme des Altarsplatzes, auf den durch die darüber gewölbte Kuppel blitzende Sonnenſtrahlen hereinfielen, ſo daß der die Meſſe leſende Prieſter im geſtickten Ornat, der ſilberne, von jungen hellen Palmentrieben umſtellte Altarſchrein und die für die nächſte Charfreitagsprozeſſion mit Blumengewinden bedeckten Statuen Chriſti und der heiligen Jungfrau ein geheimnisvolles Licht ſinnbildlich in den weiten, düſteren Raum hineinſtrahlten. Dazu tönte dumpf vom Meeresſtrand herauf das gleichmäßige Rollen der mächtigen Brandung wie der ferne Klang einer gewaltigen Orgel. An der Wand ſaß im Beichtſtuhl ein hohläugiger, asketiſcher Prieſter und machte den beichtenden Weibern und Mädchen, die ſich in langer Reihe heran-drängten, das Sündenbekenntnis ſchwer. Er ſchaute ſich aber jedesmal die neu Ankommende genau an, bevor er ihrer Beichte ſein Ohr lieh, und wird ſich wohl auch mit der Auflegung der Buße danach gerichtet haben. Mich ließ man überall bereitwillig paſſieren, denn das Volk iſt nichts weniger als fanatiſch, vielleicht in keinem andern katholiſchen Land ſo wenig wie hier, und auch die Toleranz der Geiſtlichen geht ſehr weit, wenn nur das räudige Schaf, an dem Toleranz geübt werden ſoll, ſonſt hübſch in der großen Herde bleibt.

Dem Zauber der ungemein wirkungsvollen Beleuchtung der Kirchen-halle konnte ſich ſelbſt mein proteſtantiſches Gefühl nicht entziehen, aber der Haupteffekt kam noch. Als nämlich nach langem Beten und Celebrieren der Prieſter das Allerheiligſte zu den Gläubigen hin erhob, da ſprangen plötzlich die beiden großen Flügel des Kirchenportales auf, und herein ergoß ſich ein blendendes Lichtmeer von vorne direkt auf den nun in tauſend Reflexen funkelnden, ſilbernen Hochaltar und den hoch erhobenen Kelch in der Hand des zum Himmel ſchauenden Prieſters. Ich drückte mich diskret in den Schatten einer Säule, die Andächtigen fielen ins-geſamt auf die Kniee, und desgleichen thaten die Scharen draußen auf dem freien Kirchplatz, die drinnen keinen Platz mehr gefunden hatten. Beim wieder beginnenden Klang der Glocken leerte ſich dann der Raum ſchnell, ich aber blieb im Dunkel meiner Säule ſtehen, ſah zu, wie am Altar die Kerzen ausgelöſcht wurden und in einer Seitenkapelle das Abend-mahl gereicht wurde, und empfand faſt ein ſchmerzliches Bedauern, daß unſer rationaliſtiſcher proteſtantiſcher Gottesdienſt all ſolcher die Seelen-ſtimmung myſtiſch beeinfluſſenden „Gefühlselemente“, wie ſie vielen

empfindſamen Menſchen doch nun einmal innerſtes Bedürfnis ſind, in ſeinem Kultus ganz und gar entbehrt. „Gefühl iſt alles, Name iſt Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut.“ Die Konfeſſion, die dieſes Goethe'ſche Wort nicht vergißt, wird immer die vollſten Kirchen haben.

Von der Villa Orotava nach dem Puerto führt in weitem Bogen die neue chauſſierte Fahrſtraße und in gerader Linie der alte, ſchlecht gepflaſterte Reitweg. Wiederholt ritt ich die einſtündige Strecke hinunter, um Einkäufe zu machen, für die die Villa ein ungeeigneter Platz iſt, oder um an der Küſte zu ſammeln und zu photographieren, und jedesmal ſprach ich beim Rückmarſch im berühmten botaniſchen Garten, der hart am alten Reitweg liegt, vor, um Meiſter Wildpret, den liebenswürdigen, ſachkundigen Leiter des Gartens, zu beſuchen und mit ihm ſeine Lieblinge zu bewundern. Außer dem Pik iſt von den Teneriffereiſenden nichts auf der Inſel ſo oft und ausführlich beſchrieben und geprieſen worden wie der botaniſche Garten. Meine Erwartungen waren deshalb aufs höchſte geſpannt, als ich zum erſtenmal auf dem holperigen Weg zu ihm hinritt. Schon von weitem erregen die mächtigen Baumkronen der Palmen, Araukarien und canariſchen Fichten, die hoch über die in länglichem Viereck den Garten umſchließende Steinmauer zum blauen Himmel ragen, unſer bewunderndes Staunen. Es wächſt vor der kleinen Eingangspforte, wo einige prächtige alte Drachenbäume Wache ſtehen, aber beim Betreten des Gartens ſelbſt erlebte ich zuerſt eine nicht geringe Enttäuſchung. Ich habe im Ausland den botaniſchen Garten von Peradenya auf Ceylon, den von Buitenzorg auf Java und manche andere Anlagen geſehen und mich nicht nur an ihrer wundervollen Flora, ſondern auch an ihrer ſauberen Ordnung erfreut. Hier dagegen ſah es mit der Ordnung ſehr mäßig aus. Herr Wildpret fühlt das ſelbſt nur zu ſchmerzlich. Aber was ſoll er machen? Die von der Regierung für die Inſtandhaltung des Gartens alljährlich ausgezahlten Summen bleiben zum größeren Teil bei dem Oberbeamten in Madrid hängen, der noch niemals den Garten geſehen hat; den übrig bleibenden kleineren Reſt behält der in Santa Cruz lebende ſpaniſche Gartendirektor als Erſatz für ſein ihm ſeit Jahren vorenthaltenes Gehalt, und Herr Wildpret, dem die ganze Arbeitslaſt obliegt, hat das Nachſehen. Nicht nur, daß ihm trotz ſeiner nunmehr vierunddreißigjährigen aufopfernden Arbeit nur ein lächerlich geringes Gehalt ausgeſetzt iſt, hat er auch von dieſem elenden Lohn ſeit acht Monaten keinen Heller zu ſehen bekommen

und muß die Tagelöhner, wenn er überhaupt im Garten etwas gemacht haben will, obendrein aus seiner eigenen Tasche bezahlen. Er sucht seinen Unterhalt dadurch, daß er bei seinem Privathaus in Orotava eine kleine Handelsgärtnerei betreibt, aber den weltberühmten botanischen Garten muß er verwildern lassen. Und was könnte aus dieser prachtvollen Anlage geschaffen werden, wenn sie nicht in spanischer „Pflege" stände! Schon 1796 ist der Garten als Privatbesitz begründet worden und dann schenkungsweise an die „Nation" übergegangen. Seine vorzügliche gärtnerische Anlage und seine hohe wissenschaftliche Bedeutung hat ihm aber erst der Schweizer Hermann Wildpret gegeben, der Mann mit dem energischen Kopf und den klugen, freundlichen Augen, den jedes Kind in Orotava als „Don Hermano" kennt und liebt. In einem seltsamen Gemisch von Stolz und Kummer durchschritt er neben mir seine verfallende Schöpfung, streichelte hier liebkosend den glatten Stamm einer herrlichen Königspalme, zertrat dort zornig ein Raupennest oder ein wucherndes Unkraut und freute sich dann wieder an meinem Entzücken über die majestätischen indischen Ficus, über das Blütenmeer der Ziersträucher und Schlinggewächse, die wundervollen Magnolienbäume, die riesenhaften Pinien und Cypressen verschiedener Species und hunderterlei anderes. Die Vereinigung aller wichtigsten tropischen und subtropischen Floraformen auf diesem engen Raum spricht mehr als alles andere für die gleichmäßige Milde des hiesigen Klimas. Und neben und zwischen ihnen stehen und dehnen sich zahllose eingeborene canarische Gewächse, zusammengebracht aus den verschiedensten Höhenzonen und isolierten Standorten, wo sie scharf ausgeprägte, originelle Arten geworden sind. Es sind lauter kräftige Gestalten, entsprechend der inselhaften Abgeschlossenheit dieses Floragebietes. Im Centrum des Gartens an einem von blühenden Wasserpflanzen überwucherten Bassin läßt sich's im Schatten der stolzen Königs-, Karyota- und canarischen Palmen wunderbar träumen, so still und schön und friedlich, wie daheim im lauschigen Wald, wohin uns die Phantasie ja immer gleich trägt, wenn wir uns irgendwo im Ausland einmal recht wohl fühlen.

Nicht viel besser als im botanischen Garten sieht es mit der Ordnung in dem anderen historischen Garten Teneriffes aus, dem weiter östlich auf dem hohen Vorgebirge herrlich thronenden Sitio de la Paz, wo Humboldt bei Don Bernardo Cologan canarische Gastfreundschaft genoß. Aber auch dort entzückt uns der Reichtum und die schöne Kraft

der Gewächse; und die herrliche, umfassende Aussicht vom Rand des Plateaus auf die 150 m senkrecht unter uns brandende See, auf die ferne Insel Palma und landeinwärts auf die ganze Taoromulde bis hinauf zur Cumbre und zum Pik läßt uns vergessen, daß wir hier mitten im Verfall stehen. Welche schöne und dankbare Aufgabe für einen vermögenden Naturfreund wäre es, dieses herrliche Werk, das Natur und Menschenhand gemeinsam geschaffen, den späteren Generationen zu erhalten. Aber solange spanisches Regiment in diesem Land das Scepter führt, wird sich wohl niemand an das Unternehmen wagen; es sei denn, daß der Sitio de la Paz in ein — Hotel umgewandelt werde, wovor ihn ein gütiges Schicksal behüte.

Das moderne Hotel-Orotava entpuppt seine ganze nüchterne Poesielosigkeit drüben im Westen, wo die breite Landstraße von Villa Orotava nach dem Puerto hinunterläuft. Zwar bilden dort an der Straße die kleinen, von Gärten umfriedeten Villen eine hübsche Fremdenkolonie, in der natürlich auch die gotische English Chapel nicht fehlt, aber das neue riesige Taoro-Hotel vorne am Rand der hohen Steilküste, direkt über dem Häuserhaufen des Puerto, und umringt von steifen Anlagen, Pavillons, Tennisplätzen und allem andern Zubehör einer großen internationalen Karavanserei paßt herzlich schlecht in das schöne Landschaftsbild. Die meist brustkranken Gäste, die sich da und dort in Rollstühlen an der Sonne wärmen, bringen obendrein eine trübe Lazarettstimmung in dieses Stück Erde. In diesem Jahr war das Hotel freilich sehr schlecht besucht, denn die Choleraepidemie, die im Winter Santa Cruz heimgesucht hatte, hatte die Kranken wie die Gesunden von Tenerife ferngehalten.

Vom Hotel sinkt die Straße in Serpentinen am Steilabfall der felsigen Küste zum Puerto Orotava hinunter. Dort ist aber von frischem Leben auch nichts zu verspüren, obgleich der Ort immer noch der verkehrsreichste der ganzen Bandas del Norte ist. Auf den Straßen, die in Bodenwellen auf- und absteigen, wächst das Gras; nur an den befahrensten Stellen ist es abgewetzt. Die Häuser haben ihre grünen Fensterläden fast durchweg geschlossen, denn der Isleño scheut wie alle Südländer das Sonnenlicht und hier im Puerto mehr als anderswo, da auf dem niederen Vorland zwischen dem Meer und den hohen Wänden der alten Steilküste im Rücken der Stadt die Sonne auch im Frühling mitunter afrikanisch brennen kann. Aber im Hochsommer, dessen Temperatur-

maximum hier in den September fällt, wo der nördliche, kühlende Paſſatwind einzuſchlafen beginnt, iſt es im Puerto oft unerträglich heiß. Wie die Bewohner von Santa Cruz ſich dann nach dem friſchen Laguna zurückziehen, ſo flüchten dann die Puertobewohner, die es ſich leiſten können, nach der kühleren, höheren Villa Orotava. Im Winter und Frühling aber iſt die Hitze gewöhnlich durch die feuchten, nördlichen Paſſatwinde gemildert, ſo daß der Aufenthalt gerade hier unten für Bruſtkranke ungemein wohlthuend iſt. Von Mitte Januar bis Mitte März, wenn das Land die meiſten Niederſchläge hat und im Gebirge reichlich Schnee fällt, weht es bisweilen recht kühl von oben zum Meer hinunter, aber der Puerto merkt im Schutz der hohen Küſtenwände auch dann nichts von Landwind und Kälte. Kein Tag ohne Sonne und kein Sonnenſchein ohne feucht-milde Seebriſe, das iſt kurz der winterliche Klimacharakter des Puerto. Im Städtchen ſelbſt liegt am geſchützteſten das Hotel Martianez am Oſtende der Stadt, deſſen Beſitzer Egger im Sommer in Interlacken Haus hält. In dieſem hübſchen, von einem ſchattigen Garten umſchloſſnen ſchweizeriſchen Gaſthaus wird ſich gerade der Deutſche am wohlſten fühlen, wenn ihm nicht die Anweſenheit allzu vieler lauter Engländer läſtig wird. Der Penſionspreis von 10—12 Peſetas iſt keineswegs hoch.

An Menſchenwerken enthält der Puerto nichts beſonders Anziehendes, aber deſto großartiger entfaltet ſich die Schönheit der Natur am Meeresſtrand. Der Abhang der Taoromulde wie der ganzen Bandas del Norte läuft nicht flach ins Meer hinaus, ſondern die unaufhörlich anſtürmende See hat das Land immer weiter einwärts benagt und die Ufer allmählich in eine hohe, ſteile Klippenküſte umgewandelt, die natürlich in den älteſten Inſelteilen Anaga im Oſten und Teno im Weſten, wo der Wogenprall am längſten ins Land hinein gearbeitet hat, am höchſten, in den dazwiſchen liegenden jüngeren Teilen der Bandas del Norte am relativ niedrigſten iſt. Immerhin hat ſie am Meeresrand der Taoromulde eine Höhe von 80—150 m. Da und dort haben jüngere vulkaniſche Ausbrüche des Inlandes über die ſteilen Küſtenwände neue Lavaſtröme weggegoſſen, die wie verſteinerte Waſſerfälle über die Klippen herabhängen oder, wie der Lavaſtrom, auf dem der Puerto ſteht, aus einer Thalfurche der Küſtenmauer ſich breit und flach ins Meer vorgeſchoben haben.

Nur ein Stück weſtlich vom Puerto ſind die hohen Küſtenklippen

ganz frei von darüberhängenden jüngeren Lavadecken. Dort ist deshalb die Felswand am jähsten, das Strandbild am großartigsten. Obgleich das Meer keine Wogen treibt, ist doch seine innere, von den Passatwinden und von den Strömungen des offnen Atlantischen Oceans erregte Bewegung so mächtig, daß die wallende Dünung sich in wilder Brandung an den Küstenfelsen bricht. Abseits von den Küsten ist das Meer im ganzen Archipel ein ruhiges Gewässer, besonders im Gegensatz zu der

Steilküste und Brandung bei Puerto Orotava. (Im Hintergrund die Ladera de Tigaiga.)

fast immer stürmisch bewegten See der Azoren. Heftige plötzliche Winde oder gar Cyklone kommen an den Canarien nicht vor. Im Winter, wenn die nördlichen Passatwinde eingelullt sind, ist auch der Wogenprall an Tenerifes Nordküste gering. Im Frühling und Sommer aber schlagen unter dem doppelten Einfluß von Passat und Golfstrom, ohne sichtliche Veränderung und große Bewegung der Meeresfläche, die brandenden Fluten mit elementarer Gewalt an die sich ihnen entgegenstellenden Felsmassen. Namentlich wo die Lavawände, wie an den

ſogenannte Riscos del Burgado, buchtenförmig ins Land zurücktreten und den Wogenprall einengen, kennt die Wut der ziſchenden Gewäſſer keine Grenzen. Turmhoch brauſen die weiß ſchäumenden Wogen an den dunkeln Felsmauern empor und werfen ihren kochenden Giſcht weit über den Oberrand in das verwaſchene Land hinein, wo die Sonne mit herrlichen Regenbogen im Waſſerdunſt ſpielt. Die Erde zittert fortwährend unter dem dämoniſchen Toben der Elemente, und ein dumpfes Donnern und Dröhnen erfüllt Tag und Nacht die Luft weit hinauf ins Bergland. (S. nebenſtehende Abbildung.) Regelmäßig wie der Pendelſchlag der Weltuhr ſelbſt rollt Woge auf Woge heran und ſinkt ſchäumend in die ungeheure ſtahlblaue Flut zurück. Das unendliche Allleben hat keinen mächtigeren Ausdruck als das Wogen über den Tiefen des Oceans und das nie ruhende Auf und Nieder der Küſtenbrandung.

Die mechaniſche Wirkung dieſes ewigen Kampfes zwiſchen See und Fels iſt ſtaunenerregend. Die ſtahlharten Baſalte und Dolerite werden tief und immer tiefer zerfurcht und endlich in eine rieſenhafte Felſenruine von wild geſtaltigen Riffen und Pfeilern verwandelt, die nun ringsum von den Fluten mit doppelter Gewalt beſtürmt werden, bis auch ſie in Trümmer fallen. Das loſe Trümmergeſtein iſt aber nun erſt das rechte Zerſtörungswerkzeug der Brandung. Hinauf und hinab wird es von den Waſſern in ununterbrochener Bewegung an den Felſen wetzend und malmend getrieben, und ſein Knirſchen und Raſſeln klingt mit hellen Tönen in den mächtigen, dumpfen Akkord der Brandungsmuſik.

Am Puerto ſelbſt iſt das Naturſpiel zahmer, aber immer noch packend genug, um ihm ſtundenlang mit Wonne zuzuſchauen und zuzuhören. Hier ſtellen ſich der Dünung keine ſo rieſigen Hinderniſſe entgegen wie dort, denn der junge, die Stadt tragende Lavaſtrom läuft weit vor der alten Steilküſte ins Meer hinaus und bricht die Gewalt der Brandung im niedrigen Strandwaſſer weit draußen in See. Der Lavaſtrom ſelbſt iſt ein impoſanter Geſelle. Seine andeſitiſche Maſſe kommt in hoher Wölbung vom Fuß des öſtlichſten der unteren drei Taorokegel, der Montañeta de la Horca, her, deren Ausbruch erſt 1430 ſtattgefunden haben ſoll, und iſt wohl gleichalterig mit dem von der weſtlicheren Montañeta de los Frailes entfloſſenen Strom, deſſen Stirn vom Puerto bis zu den Riscos del Burgado reicht und ebenfalls über die alte Steilküſte weg ein flaches Vorland ins Meer hinausgeſchoben hat, aber ſchon ſtärker von der Brandung zerſtört iſt als jener. Der Lava-

abfluß des dritten Kegels, der Montañeta de Realejo, dringt dagegen nur in einer ganz ſchmalen Zunge bis zur Küſte vor.

Die breiteſten Ergießungen junger Laven ins Meer treffen wir aber öſtlich vom Puerto. Gleich neben der Stadt, wo der Barranco Martianez ein langes Schuttband von allem möglichen vulkaniſchen Geröll in die See geſchwemmt hat, ſtreben die ſchroffen Küſtenwände noch ohne Uberlagen in zahlloſen horizontalen Schichten von Laven und Tuffen über 150 m hoch zum Plateau des Sitio de La Paz empor. Ein Pfad führt bis zur halben Höhe des Abſturzes hinauf, wo an einem Abſatz ein heller Quell dem vielfarbigen Geſtein entſpringt; ein herrlicher Fleck zur Ausſchau auf Küſte, Stadt und Meer. Danach aber gen Oſten beginnt die Region der überhängenden jüngeren Laven, deren Decken ſich mit bis 25° Neigung über die alte Steilküſte zum Meer niederſenken. Größtenteils ſind die unteren Teile dieſer ſteinernen Vorhänge ſchon durch die Brandung zerſtört, ſo daß die oberen Teile in wilden Zacken frei herabhängen, wo ſie nicht nachgebrochen ſind. Stellenweiſe iſt aber auch nur die Mittelpartie fortgeriſſen, und zuſammenhangslos ſtarren dort die Riffe im Meer und die oben am hohen Küſtenrand herunterhängenden Zacken der Lavadecken einander entgegen. Es iſt ein wüſtes, täglich weiter zerreißendes Gewirr dunkler, wogenumbrauſter Felſentrümmer.

Doch wir kehren ins Oberland zurück. Durch den bis zum Meeresniveau geſchluchteten Barranco Martianez, wo vulkaniſche regelmäßige Schichtung mit heftigen, durch die Erdbeben verurſachten Brüchen und mit erdigen, trümmerreichen Ablagerungen der Gewäſſer in immer neuen Kontraſten abwechſeln, führt uns der alte Reitweg zum Oberrand der Steilküſte und zum botaniſchen Garten zurück, von wo wir in einer Stunde wieder in der kühlen Villa Orotava anlangen. Die Villa hält uns nun aber nicht länger feſt; am nächſten Tag reiten wir weſtwärts weiter nach Icod.

José hatte allerlei häusliche Geſchäfte zu erledigen, ſo daß die Sonne ſchon ziemlich hoch ſtand, als wir auf der breiten „Carretera" (Chauſſee) fortritten. Die Luft war köſtlich friſch und erfüllt von Vogelgezwitſcher und vom Duft der Orangenblüten und indiſchen Roſen, deren vollkräftige Büſche alle Gartenmauern ſchmücken, und der aromatiſchen Blüten des kletternden, dreikantigen Kaktus und der rankenden, roten Bougainvillea und Tecoma. Im Freiland ſtehen einzelne

Palmen, Drachenbäume und Pinien; in den Feldern wachsen Bananen, Mais, Tomaten, Kartoffeln, Zwiebeln, Weizen, Hülsenfrüchte, Gerste; in den Gärten Rosen, Geranien, Heliotrop und daneben die subtropischen Cypressen, Lorbeeren, Orangen, Zitronen, untermischt mit tropischen Mangos, Tamarinden, Guayaven, Annonen; auf den Geröllhalden und an den Felsblöcken die charaktervollen einheimischen Wildpflanzen, die Tabayba (große Wolfsmilch), der Cardon (canarische, kaktusförmige Euphorbie), Berode, Hediondo, Orobal (Nachtschatten), Almarigo (Pistazie), Tartago (Ricinus) ꝛc.

Aus den vielen kleinen und meist trocknen Bachschluchten, die wir überschreiten, winken uns die typischen endemischen Pflanzen der tenerifischen Barrancos zu, die holzigen, kandelaber- oder kronenförmigen Stauden und Sträucher mit rosettenförmigen Blätterbüscheln an den äußersten Zweigenden. Neben allen diesen Gewächsen begrüßen wir viele alte Bekannte aus Südeuropa, die Winde, Maasliebe, Malve, Gänsedistel, Immortelle, den Fingerhut, den Natterkopf, das Johanniskraut und viele andere, die sämtlich in diesem winterlosen Klima zu kraftvollen, holzigen Sträuchern ausgewachsen sind. Und dazu kommen so viele fremde Pflanzenerscheinungen aus fernen anderen Ländern, daß man aus der Verwunderung über solchen internationalen Florakongreß nicht herauskommt. Wie einförmig erscheint dagegen selbst die reichste Flora unserer nördlicheren Klimate. Aber doppelt auffällig ist es deshalb, wie wenig die Landschaft durch Vertreter der Tierwelt belebt ist. Außer einigen Singvögeln und wenigen Schmetterlingen ist davon nichts zu merken.

Heitere Menschen rufen uns aber von der Feldarbeit ihren Morgengruß zu, und auf der staublosen Straße begegnen uns flinke Eselreiter oder ein eleganter Einspänner eines im Winterquartier zu Orotava liegenden Engländers, der von seiner Morgenfahrt heimkehrt. Gelb, rot oder weiß bemalte, würfelige Landhäuschen und Dörfchen, tiefe, brückentragende Barrancos, dunkle Gärten und sonnenbestrahlte Terrassenfelder liegen rechts und links in unabsehbarer Ausdehnung vom Meer bis zum fernen, wolkigen Gebirge hinauf. Im Westen türmt sich die Riesenmauer der Ladera de Tigaiga, auf deren Fußende an der Küste die Fahrstraße zuläuft, immer trotziger und schöner empor. Wir ziehen an der Montañeta de la Horca (254 m), mit ihren dachziegelförmig übereinanderliegenden, schwarzen Aschenschichten

vorüber und paſſieren eine halbe Stunde ſpäter den Unterteil des Dorfes Realejo bajo (270 m), über dem, kühn und ſtolz, Realejo alto mit ſeiner Spitzkirche und einem der ſchönſten Drachenbäume der Canarien, einem 25 m hohen, ſchlanken Prachtbaum, auf hoher Terraſſe thront. Dort war es, wo ſich nach der entſcheidenden Schlacht von Victoria 1494 Don Alonzo de Lugo mit ſeinen ſpaniſchen Truppen feſtſetzte und die Unterwerfung der übrigen Guanchen-Häuptlinge von Nord-Tenerife entgegennahm.

Die bis in die Wolken ragenden Felswände der Tigaiga-Ladera beherrſchen nun übermächtig die ganze Landſchaft. Klar wie in einem künſtlichen Profil treten die Hunderte von Lavaſchichten in verſchiedener Struktur und Farbe hervor. Als Hauptmaſſe zieht eine nur wenig geneigte, an 200 m hohe, hellbraune Lavabank durch die ganze Ladera, und über ihrem dem Meere nahen Ende wälzen ſich die ſpäteren Laven gießbachartig im Winkel von 20—25° zum Küſtenland herab. Dort in der Nordweſtecke der unteren, ſchiefen Orotavaebene drängt der Tigaigarücken die Straße bis an den Rand der hohen Riffküſte hinaus, bis zu dem baſtionartigen Felſenvorſprung Rambla del Caſtro, wo nun mit einem Zauberſchlag die herrlichſten Rivierabilder nach Weſten und Oſten ſich öffnen. Unter uns noch ein Saum von palmen- und bananenumhegten Gehöften, darunter der 150 m hohe, phantaſtiſch zerklüftete Steilabſturz der Küſtenwände und endlich die tobende, donnernde See, leuchtend blau und weißſchaumig über tiefbraune Klippen flutend. Mein photographiſcher Apparat bekam viel Arbeit und lohnte die Mühe reichlich.

Die Taoromulde haben wir nun hinter uns. Jetzt ſchieben ſich die hohen Hänge des Gebirges nahe an die Küſte heran und laſſen der Straße nur wenig Raum hoch über der Brandung; wiederholt iſt ſie gezwungen, ſich tief in die mächtigen Tuff- und Konglomeratſchichten einzuſchneiden. Gleichzeitig beginnt ſie aber, eine Reihe der wunderbarſten Eroſionsſchluchten auf ſteinernen Brücken zu überſchreiten, in deren Tiefe die Bergwäſſer in langen Sprüngen und Fällen dem Meere zueilen, das von unten zwiſchen den rieſigen Barrancowänden heraufſchaut und heraufdröhnt. Hier iſt das Elyſium des Geologen und des Botanikers; bequemer findet keiner ein ſchöneres Arbeitsfeld auf den Canarien. Am ſchönſten ſind der kleinere Barranco de la Torre und der größere Barranco Ruiz, deſſen höherer Oberteil, der Barranco del

Caſtro, aber unſichtbar bleibt. Ich habe ihn auf einer ſpäteren Tour kennen gelernt, als ich von Icod el alto auf dem Saumpfad nach Realejo und Orotava zurückritt, der oberhalb der Fahrſtraße in größerer Bergeshöhe am Gebirgsabhang entlang läuft.

Der Barranco del Caſtro iſt ein ſehr ſchönes Beiſpiel, wie aus mehreren, immer weiter auswaſchenden und ſich allmählich vereinigenden Barrancos ein breiteres Valle entſteht, mit muldenförmigem Oberlauf und ganz engem Ausgang zur Küſte hin. Der Ausblick in das tiefe, weite Thal hinab und durch das enge Ausgangsthor auf die weite, ſchimmernde See iſt impoſanter als das Bild irgend eines anderen Barrancos der Bandas del Norte. Aber auch dadurch iſt der Barranco del Caſtro ein beſonders intereſſanter Ort, daß er der einzige iſt, wo noch zahlreiche kleine Baumgruppen des canariſchen Til-Lorbeers ſich erhalten haben. Ihre niedrigen Stämme tragen auf horizontal ausladenden Äſten dichte, hängende Laubmaſſen von tiefem, glänzendem Schwarzgrün. Im maleriſchen Gegenſatz zu ihnen ſtrecken neben ihnen hohe Baumheiden ihre feinen, luftigen Zweige gerade empor, und ganz vereinzelt erſcheint an einer ſteilen Böſchung der Schlucht ein Marmolan (Pleiomeris), einer der ſchönſten endemiſchen Bäume Tenerifes, mit Lederblättern ſo groß wie die einer großblätterigen Magnolie, und bereits eine der größten botaniſchen Seltenheiten auf der Inſel. Im küſtennahen Unterlauf aller dieſer Barrancos entzückt aber den Laien und den mit kunſtfreudigen Augen ſehenden Naturfreund vor allem der unbeſchreiblich wirkſame Gegenſatz zwiſchen den ſtarren, grandioſen Felſengebilden und den ungemein zierlichen Formen ihres Vegetationsſchmuckes. Die vollen, hellgrünen Roſetten der Hauslaubarten haben auf allen Simſen und in den blaſigen Höhlen der Lava Stand gefaßt, aus allen Spalten quellen die graziöſen Wedel der Farne hervor, der wilde Spargel läßt ſeine langen, feinen Ruten über dem Abgrund wehen, vereinzelt hat auch eine Euphorbie aus dem trocknen, unteren Küſtenſaum den Weg hierherauf gefunden, und im ſchattigen Grund des Barranco rieſelt das ſilberne, raſtloſe Gewäſſer zwiſchen meterlangen Samtblättern des Pfeilwurz (ñame) und allerlei Kulturpflanzen, die hier auf ganz ſchmalen Terraſſen gehegt werden.

Mit dem Umherklettern, Schauen und Photographieren verbrachte ich mehr Zeit, als der weite noch vor uns liegende Weg nach Icod de los Vinos geſtattete. Der Abend war deshalb ſchon nahe, als wir in

offnerem Gelände den großen Lavaſtrom, der das Dorf Juan de la Rambla trägt, überritten und an der Fonda einen landesüblichen Imbiß von Wein und Käſe nahmen. In grauer Dämmerung wanderten wir ſtill weiter durch das jungvulkaniſche Gebiet von Buen Paſo, deſſen zerriſſene, kahle Lavafelder im nächtlichen Düſter ganz geſpenſtige Formen entſtehen ließen, und endlich ſenkt ſich die Straße in die Mulde von Icod hinab und läuft in weitem Bogen über die wellige Thalſohle hin. Das fahle Licht des jungen Mondes und das tauſendfache Funkeln des Sternhimmels legte einen geheimnisvollen Schimmer auf die Landſchaft, zahlloſe Glühwürmchen tanzten Irrlichtern gleich über Feld und Rain, Zikaden und Grillen ſangen in den hohen Eukalypten ihr einſames Lied in das Rauſchen des Meeres hinein, und von Südoſten her graute im Mondſchein am dunklen Nachthimmel eine rieſengroße, breite Pyramide, die den fragenden Blick immer wieder nach oben zog: der Pik. Doch da blitzen vor uns Lichter auf, der Huf unſerer Maultiere ſchlägt auf holperiges Steinpflaſter, und wir halten endlich in der ſchlafenden, engen Hauptſtraße von Icod de los Vinos vor dem kleinen Hotel Ingles (230 m), wo ich bald die müden Glieder auf ein bequemes Matratzenbett ſtreckte.

Die aufgehende Sonne ſah mich ſchon auf der Azotea des Hauſes. Mein erſter Blick fiel auf den Pik, und dieſer ſtand ſo überirdiſch am Morgenhimmel, daß mir vor Freude und Überraſchung förmlich das Herz ſtockte. Über den im Vordergrund leiſe ſich wiegenden Palmen und Araukarien blinkt aus duftiger Ferne die ungeheure Schneepyramide herab, faſt drohend in ihrer majeſtätiſchen Größe, wie mir einſt am Ufer des Dſchipeſees der Schneedom des Kilimandſcharo erſchienen war.

So viel ich auch von der Schönheit des Valle de Icod gehört und geleſen hatte, ein ſolches Landſchaftsbild hatte ich mir doch nicht träumen laſſen. Nur die ſich vorſchiebenden Häuſer und Kirchtürme der Stadt beengten es. Ich eilte darum ſchleunigſt über die Stadt hinaus auf einen Hügelrücken im Südoſten, von wo das Auge frei über das ganze Icodthal vom Meer bis zum Pikgipfel ſchweifen kann.

Das Icodthal iſt die einzige Stelle der Inſel, wo der Pik von der Sohle bis zum Scheitel überſehbar iſt. Das Valle ſelbſt iſt beträchtlich ſchmäler als die Orotavamulde, aber ganz ähnlich gebaut wie jene; auch hier begrenzen im Oſten und Weſten hohe und lange, geradlinige Bergrücken das Thal von der Küſte bis in die Wolkenregion, aber oben

wird die breite, ſchiefe Ebene der Thalſohle nicht durch einen zackigen oder welligen Gebirgskamm abgeſchloſſen wie im Orotavathal durch die Cumbre, ſondern einzig und allein durch den breit auslaufenden Rieſenkegel des Pik, den im Oſten das Felſenmaſſiv der Fortaleza, im Weſten ſein kleinerer Nachbar, der Pico Viejo, einrahmen. Die ganze ſchiefe Ebene der Icodmulde iſt alſo nichts anderes als der Nordabhang des Pik ſelbſt, deſſen ungeheure Kurve ſich vom 3730 m hohen Gipfel

Blick vom Lomo de Vega auf die Thalebene von Icod.

gleichmäßig bis zum Meeresſpiegel hinabſchwingt. Bis zur Hälfte herab umhüllt den Kegel jetzt ſein funkelnder Schneemantel.

Doch wie viel freundlicher und friſcher iſt das Icodthal als die Taoromulde. Gerade weil es kleiner iſt, befreunden wir uns ſchneller mit ſeiner Landſchaft als im meilenweiten Valle de Taoro und ſchauen aus menſchlich feſterer Baſis des Gefühls hinauf zum König der atlantiſchen Berge, der dort oben über den weiten, dunklen Pinienwäldern in ſeiner blendenden Schneepracht majeſtätiſch ernſt ſein hehres Haupt zum azurblauen Äther hebt. Die Schönheit der Farbe tritt aber bei längerem Betrachten weit zurück gegen die Hoheit der Formen. Dieſe Natur iſt mehr plaſtiſch und architektoniſch als maleriſch. Wenn ſie im Bild wiedergegeben wird, wo die gewaltigen, ruhigen Linien zuſammen-

ſchrumpfen müſſen, wird ſie unanſehnlich; und nun gar in der verkürzenden Photographie! Ganz im Gegenſatz zu der wilden Größe eines ſchweizeriſchen Gebirges, des Matterhorns, der Dolomiten, des Finſterarhornes, deren mächtig bewegte Linien auch im Bilde immer höchſt maleriſch bleiben, ſind die großen, einfachen, vulkaniſchen Formen dieſes Gebietes durchaus nicht maleriſch. Und auch die Staffage iſt dem architektoniſchen Charakter der Landſchaft angepaßt. Die Cypreſſe gleicht dem Obelisken, die Palme der Säule mit ausladendem Kapitell, der Drachenbaum dem ſchweren Gewölbepfeiler, die Pinie und Araukarie der Pyramide, der Lorbeer- und Ölbaum der Kuppel, die flachen Häuſer ſind Würfel, die Felderterraſſen allerlei zuſammengeſetzte architektoniſche Gebilde. In der reinen Luft des Frühjahrs gibt es nirgends verſchwommene Linien, nichts Dämmerndes oder Traumhaftes; alles zeichnet ſich in klarer, ſcharfer Formenbegrenzung. Selbſt die Wolken liegen breit und architektoniſch maſſig auf den Höhen wie rieſige Gewölbe, und das Meer draußen vor der Küſte iſt ſelten von Wellenſchlag bewegt, ſondern breitet ſich gewöhnlich ruhig in unabſehbarer Fläche aus wie ein geſchliffener Kryſtall. In dieſem, aller maleriſchen Innigkeit und Lieblichkeit baren architektoniſchen Ernſt, in ihrer Strenge und in ihrer über alles erhabenen Ruhe liegt, wenn wir die Landſchaft als Ganzes betrachten, der Grund des gewaltigen, ergreifenden Eindruckes dieſer Tenerifelandſchaft.

Die Mittagsglocken von Icod (Kirchplatz 245 m) riefen mich aus der Naturanſchauuung zur Stadt zurück zu körperlicher Erquickung. An der ſauberen Wirtstafel, wo nur noch zwei alte Engländer Platz nahmen, wurde zum ſchmackhaften Mahl ein herrlicher feuriger Malvaſier aus Icods Weinbergen geſchänkt, der dem hier wieder in größerem Umfang betriebnen Weinbau das beſte Zeugnis ausſtellt und eine ſeiner Vergangenheit würdige Zukunft verheißt. Einſtweilen iſt die für den Export gebaute Kartoffel auch hier noch die geſchätzteſte und verbreitetſte Feldfrucht, woneben ebenfalls für den Export der Anbau von Tomaten für Europa und von Zwiebeln für Cuba beträchtlich im Wachſen iſt.

Der nachmittägige Schlendergang durch Icod führt uns ein ebenſo freundliches, aber auch ebenſo ſtilles Städtchen vor Augen, wie es Orotava und Laguna ſind. Jahrhunderte lang hatte der Ort ein glückliches Daſein geführt und war bei ſeinem blühenden Weinbau, von dem er ſeinen Namen Icod de los Vinos zum Unterſchied von Icod el alto

erhalten hat, zu gediegenem Wohlstand gelangt. Da kam die Rebenseuche, durch welche die Weinberge verödeten, und der folgenschwere Übergang vom Weinbau zur bequemen Cochenillezucht, die, wie überall, wo sie auf der Insel betrieben wurde, eine kurze Periode der hochgehenden Spekulation und des reichsten Gewinnes mit sich brachte, und dann der plötzliche Krach beim raschen Verdrängen der Cochenille durch die Anilinfarbe. Mit dem amerikanischen Kaktus war die Cochenillelaus von Honduras eingeführt worden und hat von Mitte der vierziger bis Mitte der siebziger Jahre der Insel Tenerife einen jährlichen Gewinn von drei bis vier Millionen Franken eingetragen. Freilich kamen diese Reichtümer fast nur den spanischen Grundherren zu gut und wurden von diesen größtenteils in Spanien verbraucht. Obgleich nun schon seit zwanzig Jahren die Cochenille für alle Zeiten durch das Anilin verdrängt ist, hoffen die Canarier doch immer noch auf die Wiederkehr der fetten Jahre und können sich nicht entschließen, den mexikanischen Wüstenkaktus in großem Maßstab auszurotten und die Felder wieder mit Obst und Wein oder mit Maulbeerbäumen für die Seidenzucht zu bestellen. Selbst der bloße Getreidebau wäre rentabler als die Kaktuspflanzung, da jetzt noch viel Getreide von Europa und Marocco eingeführt werden muß. Am schlimmsten aber ist das vielfach geübte Verfahren, die Kaktusbestände pflegelos verwildern zu lassen, denn das zähe Gewächs wuchert schnell über seinen ursprünglichen Kulturbezirk hinaus ins Freie und ist deshalb in manchen Gegenden eine wahre Landplage geworden. Rückkehr zur geordneten Bodenbestellung ist das Nötigste, was die Canarier brauchen. Erst wenn wieder wie einstmals die fruchtbaren Gelände des Icodthales von Reben bestanden sein werden und die geschicktere Behandlung den vortrefflichen Wein zur Ausfuhr geeignet gemacht haben wird, werden auch für Icod wieder bessere Zeiten kommen. Der Anfang dazu ist schon gemacht.

Icods Sehenswürdigkeiten sind natürliche. Seitdem der große Drachenbaum in Orotava verschwunden ist, steht der größte Drago der Insel im Garten des Don Hernandez del Castillo. Der gewaltige, 60 m hohe Baum, der 3 m über dem Boden 12¼ m Umfang hat, ist am treffendsten, wenn auch nicht am geschmackvollsten, einem riesigen Blumenkohl zu vergleichen. Auf dem massigen Stamme sitzt ein breites rundes Schirmdach von Hunderten dicker, schwerer Blattrosetten. Die plumpen, kurzen Äste verquirlen sich in steifen Verästelungen, an

denen jede Gabelung einer Generation, d. h. einer Blütenperiode von ca. 12 Jahren, entſpricht. Demnach läßt ſich das Alter des Baumes annähernd berechnen, wenn man ſich der Mühe unterzieht, die kaum überſehbar vielen Veräſtelungen zu zählen. An 2000 Jahre mögen dabei wohl herauskommen. In ſeinem unförmigen Bau erinnert der Drago ſehr an den afrikaniſchen Baobab (Adansonia digitata). Wie dieſer ſo iſt auch der Drago ein Überbleibſel einer uralten Flora, aus einer längſt vergangenen Erdperiode, in der ſich die Natur noch in der

Ein Drachenbaum (Dracaena Drago) auf Teneriſe.

Schöpfung rieſenhafter Organismen gefiel. Die Dracaena Drago aus der Tertiärflora von Aix iſt höchſt wahrſcheinlich ſeine Stammform. Die koloſſalen Tierformen jener Zeit ſind ausgeſtorben bis auf den Elefant, das Rhinozeros, das Nilpferd, deren Hauptgebiet jetzt noch der alte Kontinent Afrika iſt. Und auch der canariſche Drago hat ſeine nächſten lebenden Artverwandten nur im afrikaniſchen Gebiet am roten Meer und auf der Inſel Sokotra.

Icods zweite Naturmerkwürdigkeit, die unterhalb der Stadt ſich im Lavafels öffnende ſogenannte Guanchenhöhle, feſſelte mich weniger als der große Drago. Mit Kerzen und Fackeln tappt man im Schutt und

Staub umher, ſtets vor dem Anſtoßen des Kopfes an der meiſt niedrigen Höhlendecke bedacht, und ohne viel mehr zu ſehen, als in jeder anderen Höhle. Der lange, gewundene Gang iſt ein ausgedehntes Erkaltungserzeugnis eines blaſigen Lavaſtromes und diente den vormaligen Inſelbewohnern, den Guanchen, zur Beiſetzung ihrer Verſtorbenen, wie viele ſolcher Höhlen auf den Canarien. Seit geraumer Zeit iſt aber die einſtige geheiligte Begräbnisſtätte entweiht, die Mumien und Gebeine ſind verſchleppt, und nur vereinzelte Knochenreſte im Steinſchutt erwecken trübe Erinnerungen an das unglückliche Urvolk Teneriſes.

Droben in der großen freien Natur iſt's ſchöner; ihr kann der ſpaniſche Vandalismus ihre heilige Weihe nicht nehmen. Nachdem der purpurglühende Sonnenball in den unendlichen Ocean hinabgeſunken iſt, breitet die ſtille, ſternenklare Nacht ihre Fittiche weiter und weiter über die müde Landſchaft, bis zuletzt auch der roſige Abendſchimmer des Pik verblaßt und verliſcht. In ſtummer Zwieſprache mit Himmel und Erde wandeln wir noch lange auf der Azotea unſeres Hauſes auf und ab und danken einem freundlichen Geſchick, das uns die Wunder der Nordgeſtade Teneriſes mit empfänglichen Sinnen hat ſchauen laſſen.

5. Die Tenoberge.

Von Icod über die Tenoberge nach Santiago.

Die landschaftliche Größe und Schönheit der Nordküste von Tenerife, der Bandas del Norte, reicht im Westen bis zur herrlichen Thalmulde von Icod de los Vinos. Darüber hinaus wird anfangs das Küstenland schmal und eng, seine Vegetation dürftiger, trockener und ähnlich jener der Südküste, seine Kulturstriche kleiner und ärmer. Es öffnen sich keine weiten, umfassenden Ausblicke mehr nach den oberen Bergregionen, denn die hohe, landeinwärts verschobene alte Steilküste, die das schmale Band des jüngeren Vorlandes begrenzt, hindert jeden Fernblick landeinwärts, die Pikspitze liegt weit hinter den hoch aufgeschichteten Lavawällen seiner langen, leichtgesenkten Nordwestabhänge und der seiner kleineren Nachbarn, und unten am Meer braust von Garachico ab keine mächtige Brandung mehr gegen das flache Vorland, wenn nicht, wie unter dem Lomo de Vega, die alte Steilküste bis dicht ans Meer hinausreicht, oder, wie bei Garachico, vereinzelte, junge Lavaströme ihre zerrissenen Trümmermassen der anflutenden See entgegengeworfen haben.

Erst ein paar Stunden westlich von Garachico, wo die alten Küstenwände weniger schroff werden und von tiefen Thalschluchten zerschnitten sind, wird die Landschaft wieder wechselvoller und anziehender. Dort begrenzen die alten Steilküsten keine langen, einförmigen, zum Pik hinaufziehenden Lavahänge mehr, sondern durch die offnen Thäler schauen formenreiche Felsenkämme und zackige Berggipfel zum Küstenland herab, die Grate und Spitzen der Tenoberge, die als ein von Wind und Wetter stark zersetzter, kleiner Gebirgsstock wohl den ältesten Teil von Tenerife darstellen und die Nordwestspitze der Insel in ähnlicher Gestaltung aufbauen, wie die nur wenig jüngeren Anagaberge die Nordostspitze von Tenerife bilden.

Die Tenoberge ſind der abgelegenſte Teil der Inſel, und da keine Fahrſtraße in ihre Nähe führt, werden ſie von Reiſenden ſelten beſucht. Von Icod bis nach Garachico iſt zwar die große „Carretera“, die einſt die ganze Inſel umſpannen ſoll und auf der Nordſeite der Inſel von Santa Cruz bis Icod, auf der Südſeite von Santa Cruz bis ein Stück über Guimar hinaus in vortrefflichem Stand iſt, ordentlich im Bau, ſo daß man bald auch dieſe Strecke im bequemen Zwei- oder Dreiſpänner befahren kann. Vorderhand ſteigt man aber auf dem alten Saumweg von Icod zum Meer hinab und folgt dem felſigen Ufer bis nach Garachico, und wer den Küſtenſtrich genauer beſehen will, wird auch ſpäter dieſen Weg einſchlagen anſtatt oben in halber Höhe des ſteilen Küſtenabfalles des Lomo de Vega auf der Landſtraße entlang zu wandern.

Unſere zweitägige Raſt in Icod war meinem Arriero und ſeinen beiden Mulos nicht minder gut bekommen als mir. In dem köſtlich friſchen und klaren Morgen, der aus den blühenden Orangengärten eine unerſchöpfliche Fülle von Wohlgeruch über das Land ausgoß, ritten wir vergnügt und unternehmungsluſtig von Icod ab und hatten anfangs genug zu thun, die ausnahmsweiſe eiligen Reittiere zu zügeln. Der hohe weſtliche Grenzwall der Icodmulde, der Lomo de Vega, zwingt bald den Garachicoweg, bis ganz zur Küſte hinunter auszubiegen (96 m), zu welcher der Lomo de Vega in ſteiler Lehne abfällt. Bis dorthin ſenkt ſich dieſer Höhenrücken, ganz ähnlich der Tigaigawand, die das Orotavathal weſtlich begrenzt, als ein ungeheurer, langgeſtreckter Lavawall allmählich von der Cumbre herunter. Aber die Lavaſchichten, die ihn nach und nach aufgebaut haben, ſind nach dem Icodthal zu nicht ſo ſichtbar aufgeſchloſſen wie jene an den ſchroffen Tigaigawänden des Taorothales, ſondern ſie ſind unter breiten, jüngeren Lavaſtrömen begraben, die, vom fernen, hier unſichtbaren Pico Viejo und von ſeinen nördlichen Vorkegeln herunterkommend, die Lomowand ſeitlich überfloſſen haben und, jetzt mit kräftiger Strauchvegetation, mit Terraſſenfeldern, Gärten und ſchlanken Palmen, bei 90 m Höhe über dem Meer ſogar noch mit vereinzelten, halbwüchſigen, canariſchen Pinien bewachſen, teilweiſe bis ins Meer hinablaufen. Dort unten laſſen wir die kohlſchwarzen, vom ziſchenden Brandungsgiſcht überſpritzten Felſentrümmer, die mit gutem Recht die „Punta del Malpais“ benannt ſind und im feſſelnden Gegenſatz zu dem darüber liegenden, von Cypreſſen und Bananen herrlich

umrahmten Gehöft La Coronela ſtehen, rechts liegen und folgen unſerm Pfad weſtwärts am Meeresſaum entlang, immer unter dem ſchroffen Küſtenabfall des Lomo de Vega hin, der zu unſrer Linken bis zu 300 m Höhe emporſteigt.

Das iſt wieder die ſtolze, alte Steilküſte, wie wir ſie ſo oft weiter öſtlich, am ſchönſten in Anaga, angetroffen haben. Wie viele Jahrtauſende mag der Ocean gegen dieſes Felſenland gewütet haben, ehe er die Küſte in ununterbrochenem Nagen und Abſchwemmen ſo weit landeinwärts gedrängt hat, daß ſie nun als 1000 Fuß hohe Steilwand ihm entgegenſtarrt. Seine wilde Kraft iſt aber jetzt gebrochen, denn die abgeſchwemmten Trümmermaſſen und jüngere, ſeewärts gefloſſene Lavaſtröme haben ein wiewohl oft nur ſehr ſchmales Geſtade vor die Steilklippen gelegt, das die zerſtörenden Wogen abhält. Nach Weſten hin werden die alten Klippenwände etwas niedriger, und da mehrere jüngere Lavakaskaden über ſie herabgefallen ſind, ſo ſtufen ſie ſich terraſſenförmig ab, wodurch ihr Bau auch weniger ſchroff wird. In alle dieſe felſigen und ſchuttbedeckten, großenteils ſtrauchbewachſenen Berglehnen iſt aber kein einziger Bach tief eingeſchnitten, während wir doch weiter öſtlich viele tiefe und ſchöne Barrancos überſchritten haben, denn hier haben die jüngeren, aus der Höhe herabkommenden Laven die vorhanden geweſenen Bachſchluchten wieder ausgefüllt, ſo daß das fließende Waſſer ſeine erodierende und modellierende Arbeit von neuem beginnen muß.

Unten aber iſt bis nach Garachico hin das Meer um ſo machtvoller an der Zerſtörungsarbeit. Das Getöſe der Wogen übertönt, wo wir der Brandung am nächſten kommen, völlig unſre Stimme; die ganze Küſtenlinie bis über Garachico hinaus iſt in eine von Regenbogen durchwebte, leichte Waſſerſtaubwolke gehüllt, und ſoweit das Auge reicht, genießen wir das nämliche großartige Schauſpiel der aus ſcheinbar bewegungsloſer See heranrollenden Wellen, die, immer höher und breiter wachſend und endlich im ſeichten Uferwaſſer ſich mit Gebrauſe überſtürzend, das ſchwarzbraune Geſtein mit ihrem Schaume peitſchen.

Links oben an den Küſtenlehnen des Lomo de Vega läuft die im Bau begriffene Carretera durch Buſch und Stauden; wieder ſind einige Pinien dazu aus den oberen Bergregionen herabgeſtiegen bis dicht an den Meeresſtrand, und auch ſonſt erſcheinen hier im Unterland mancherlei Gewächſe der Höhe, deren Samen von Waſſer oder Wind herabgetragen worden ſind, wonach ſie Wurzeln geſchlagen und in verkümmerter Ge-

ſtalt ſich den veränderten klimatiſchen Verhältniſſen angepaßt haben. Daß wir in eine klimatiſche Übergangszone eingetreten ſind, bemerken wir aber noch mehr an dem Erſcheinen anderer, der trockenen Südküſte Teneriffes eigentümlicher Pflanzen, wie z. B. des Balo, neben typiſchen Florakindern der feuchten Nordküſte, wie z. B. des Drago, des Hauslaub, der Farne. Und je weiter wir nach Weſten kommen, deſto ausgeprägter wird in der Vegetation der Charakter der trockeneren Südhälfte der Inſel. Die Urſache dieſer Wandelung liegt nahe. Die feuchten, nördlichen Seewinde, die der Inſel ihre Niederſchläge bringen, treffen im Rücken dieſer Küſtenzone nicht mehr, wie weiter im Oſten, auf eine hohe, lange Cumbre, wo ſie ihren Waſſerdampf in ausgedehnten Wolkenbänken verdichten müſſen, auch nicht mehr auf den großen Kondenſator Pik, der direkt über der Jeodmulde aufſteigend dieſer ſeine Nebel- und Regenfeuchtigkeit zukommen läßt, ſondern hier liegt im Hinterland das breite, jung-vulkaniſche Gebiet des Talus de Bilma und das Weſtende der heißen Cañadasebene, deren trockene Wüſtenluft wohl am Rand noch kräftige Wolkenbildung, aber keine ausgedehnten und regelmäßigen Niederſchläge zu ſtande kommen laſſen. Die geringen Regenwäſſer verſickern aber ſchnell im Geklüft der zahlloſen jungen Lava- und Aſchenfelder, und bis zur Küſte ſelbſt dringen die Nebel und Regen ohnehin auf ganz Tenerife nicht häufig vor.

Weiter weſtlich, in den alten, von weniger durchläſſigem und ſehr ſtark verwittertem Geſtein erbauten, vegetationsreicheren Tenobergen ſelbſt, wird es mit der Feuchtigkeit wieder beſſer, aber auch dort bleibt die vorliegende Küſtenzone viel trockener als nach Oſten hin. Nur von Gewitterſtürmen wird dieſe klimatiſche Regel zeitweilig, am häufigſten im Frühjahr, durchbrochen. Das ſollten wir in dieſen Tagen mehrmals erfahren. Meiſt aber liegt heißer Sonnenbrand auf den hohen Küſtenlehnen, und ſein Reflex wäre ſchwer zu ertragen, wenn nicht im Unterland vom Meere her die immer friſche Briſe wehte.

Nach dreiviertelſtündigem Ritt biegen wir um eine Felſenklippe, die hohen Küſtenhänge weichen im Bogen ein Stück zurück, und auf dem breiteren Vorland liegt vor uns das Städtchen Garachico (Uferſtraße 15 m). Von weitem ſieht der Ort zwiſchen ſeinen grünen Feldern und Gärten recht wohnlich und behaglich aus, aber näher kommend bemerken wir einen mächtigen, jungen Lavaſtrom, deſſen ſchwarze Maſſen mitten in die Stadt eingedrungen ſind und in breiter Zunge ſich ins Meer.

gewälzt haben, wo ſich die rollende See in zorniger Brandung haushoch an den nackten Felſen bricht. Einen Büchſenſchuß davor liegt ein kleines, ſteilwandiges, ſtrauchbedecktes Felſeninſelchen, der Roque oder die Isleta de Garachico, deren älteres Geſtein den einſtigen Zuſammenhang mit dem Lande verrät. Dort wie hier ein tobendes Aufziſchen der brandenden Wogen, als wären dieſe vulkaniſchen Felſen noch glühend heiß, und als verſetzten ſie die andringende See noch in wütendes Sieden und Dampfen.

Der Hafen von Garachico.

Und doch liegen dieſe noch ſo friſch ausſehenden Lavabänke ſchon bald zwei Jahrhunderte in und auf der Stadt Garachico. Das Unglück iſt 1706 über den Ort hereingebrochen. In der Nacht des 5. Mai öffnete ſich unter heftigen Erdſtößen oben nördlich vom Pico Viejo unter dem Talus de Bilma die Erde und warf mehrere Eruptionskegel auf, von denen insbeſondere die Montaña Negra (1417 m) rieſige Lavafluten nach N.W. hinabſchickte. In langem, verheerendem Lauf über die leicht geneigte Gebirgsabdachung hin erreichte der Strom den Rand der Küſtenklippen und ſtürzte nun mit furchtbarer Gewalt über die 600 Fuß hohen, mit ſchönem Laubwald und mit Rebengärten bepflanzten

Abhänge, die ehedem den ſtolzen Namen „antepecho de esmeralda“ trugen, auf die ſchutzloſe Stadt hinunter, riß ganze Straßen weg und erfüllte in kurzem den ganzen Hafen, den beſten der geſamten Teneriſeküſten. Damit war es jedoch des Unheils noch nicht genug. Acht Tage ſpäter, am 13. Mai 1706, flutete ein zweiter Lavaſtrom über die Küſtenwände herab, auf den öſtlichen Stadtteil, begrub weitere Straßenquartiere unter ſeinen glühenden Maſſen und entfeſſelte eine Feuersbrunſt, der ſchließlich nur zwei öde Straßen und drei kleine Klöſter entronnen ſind. An manchen ihrer Architekturen, zumeiſt an den ſchönen ſpaniſchen Renaiſſancefaſſaden zweier einſtiger Klöſter läßt ſich ermeſſen, wieviel Schönes hier die feuerflüſſigen Elemente zerſtört haben. Erneute Erdbeben und das in ihrer Folge erregte und zurückflutende Meer thaten noch ein übriges, ſo daß ſich die ihres Hafens beraubte Stadt nie wieder zur einſtigen Blüte erheben konnte.

Vierzig Tage lang hatte die Lava ihre Glut bewahrt. Jetzt hängt der Lavaſtrom über die hohen Küſtenklippen herab wie ein ſchwarzgrauer, ſteiler Gletſcher. Auf ſeinem unteren Teil trägt er aber ſchon wieder einige Terraſſen mit Rebenpflanzungen, die, wie überall in Tenerife, auf friſcher, aufgebrochner Lava recht gut gedeihen. Um ſie im modernen Sinn recht nutzbringend zu machen, müßte man freilich den Wein nach der Kelterung beſſer behandeln. Da der Rebenſaft dieſer Gegenden keine Fermentation ohne Spritzuſatz verträgt, ſetzt man zwar Sprit zu, aber von ſo ſchlechter Qualität, daß der Wein für den Export ganz ungeeignet wird. Größere Sorgfalt würde zweifellos dem Malvaſier von Garachico ſeinen einſtigen hohen Ruhm wiedergewinnen. Im Stadtbezirk ſelbſt haben ſich wieder zahlreiche Häuschen und mühſam aufgezogene Fruchtbäume (Feigen, Mandeln, Orangen, Guayaven) auf dem hochgewölbten Lavawall angeſiedelt, denn das Terrain auf friſcher Lava gehört nach einem weiſen Landesgeſetz dem, der es zuerſt bebaut. Die Wiedereroberung durch Menſchenhand iſt aber ein drückend ſchweres Werk, da das ſchwarze, teilweiſe brandrot oxydierte Geſtein ein dichter, gar nicht poröſer und deshalb ſchwer verwitternder Baſanit iſt, hart wie Stahl und im Bruch ſcharf wie Meſſerklingen. Trotzdem haben auf der gewundenen Oberfläche die Flechten ſchon tüchtig vorgearbeitet, und in den Riſſen und Klüften bieten ſich den zähllebigen Semperviven, den Cinerarien, Hauslaub, Argyranthemum u. ſ. w. viele ſichere Angriffspunkte.

Wenn aber auch die Lava wieder gezähmt werden kann, der Hafen, dem Garachico vor allem seine ehemalige Blüte verdankte, bleibt doch unwiederbringlich verloren. Ein wirklich guter, geschützter Hafen kann es übrigens kaum gewesen sein; dafür geben die alten Küstenhänge zu wenig Raum und stehen die Passatwinde mit dem Seegang zu direkt auf diese Küste. Es kann also nur der relativ beste Ankergrund auf Tenerife gewesen sein, was immerhin von Bedeutung war, denn jetzt hat die fruchtbare Nordhälfte der Insel überhaupt keinen Hafen. Der kleine, von einem Kai besetzte Landungsplatz am Westende der Stadt kann nur mit großer Vorsicht von Booten befahren werden. Als wir vorüberritten, sah ich ein großes Boot durch die auslaufende Brandung mit solcher Wucht auf den Kies geschleudert werden, daß Menschen, Kisten und Fässer in buntem Durcheinander herausrollten. Doch könnte die Landungsstelle sicherlich sehr verbessert werden, wenn man die nahe kleine Isleta de Garachico durch einen Molo mit dem Land verbände, was in dem seichten Wasser keine Schwierigkeiten machen kann.

Im Schatten der hübschen Hauptkirche (22 m) ließ ich Rast machen. Während die Mulos eifrig vom Grase naschten, das dicht dem Straßenpflaster entsprießt, besuchte ich den Padre Cura und stieg mit dem höflichen, alten Herrn auf den Kirchturm hinauf, wo ich unter den Glocken, die dort in landesüblicher Bauart unter einem hohen, die Turmspitze bildenden Holzgerüst offen hängen, bequem mit meinem photographischen Apparat und Meßinstrumenten hantieren konnte. Dabei habe ich hier wie überall auf Tenerife im Gegensatz zu vielen anderen stockkatholischen, überseeischen Ländern die Erfahrung gemacht, das gerade die Geistlichen lebhaftes Interesse an solchen wissenschaftlichen Arbeiten nahmen und sie bereitwilligst zuließen und unterstützten. Mit freundlichem „Vaya Usted con Dios“ verabschiedete mich der biedere Padre an der Kirchenthüre, und fort ging es durch die neugierige, nur schüchtern ihren Cuartito-Tribut heischende Straßenjugend nach Westen weiter.

Ein hohes Riff von älterem Gestein schließt den heutigen kleinen Garachicohafen im Westen ab. Droben liegt mit weithin sichtbarer Kapelle der Vorort Ober-Garachico oder San Pedro (85 m), zu dem wir uns auf gutem Weg emporschlängeln. Vor dem alten Kirchlein grinsen uns aus vergitterten Fenstern verwitterte Totenschädel an, die noch aus der Zeit der Conquista stammen sollen. Dann reiten wir

über den breiten, grasigen Rücken des Riffes zum Dörfchen Las Cruces (75 m), wo sich mit einemmal ein prachtvoller Überblick über das nordwestliche Küstengebiet aufthut. Das Auge schweift über ein blühendes, flaches Kulturland, das zum Meer hin in niedrigem brandungslosen Strand ausläuft und von mehreren runden, jungvulkanischen Stumpfkegeln besetzt ist. Links aber ragt wieder die alte, hohe Steilküste auf, die in schönen Kurven vor- und zurückspringt und, da man das dahinter liegende Oberland nicht sieht, wie ein langer selbständiger Bergzug nach Westen hin läuft. Dort im fernen Westen erscheinen endlich die Tenoberge. Ihre Kämme steigen über den Rand der alten Küstenwände empor und springen in einem mächtigen Sporn, das schöne Bild abschließend, nach Norden zur Punta de Teno ins Meer hinaus. Das flache Vorland aber schleicht in der Ferne in vielen Landzungen und Bogenlinien in die See hinaus und erinnert ganz an die nördlichen Gestade von Sicilien.

Die zurückstehenden alten Küstenwände werden von unserm Standpunkt aus allmählich niedriger, bis etwa zum Dorf Los Silos hin. Immer noch sehen wir an ihnen keine eingeschnittenen Thäler, immer noch, und zwar hier in größerer Zahl, reichen vom fernen Hochland herab jüngere Lavaströme, durch welche die früheren Wasserschluchten ausgefüllt worden sind. Und unter diesen festen Laven kommen stellenweise mächtige Schlackenmassen zum Vorschein, in denen wir die Reste begrabener Eruptionskegel zu sehen haben, die ältesten Teile dieses Gebirgsbaues. Die später vom Hochland her darübergeflossenen Lavamassen sind sehr groß. Am Fuß der alten Küstenwände haben sie sich breit ins Meer vorgewälzt und einen Teil des flachen Vorlandes geschaffen, das sich bis zur Punta de Teno erstreckt. Eigene Eruptionen haben dann das Vorland noch beträchtlich vergrößert, wie die Stumpfkegel bei Los Silos und weiter die Montaña Taco bei Buena Vista zeigen. Dort hinter Los Silos werden auch die Küstenwände wieder höher, und allmählich erscheinen an ihnen tiefere und breitere Thalschluchten, die in die Tenoberge hinaufziehen, aber die Grenze des alten Tenogebirges gegen die östliche, jüngere Formation ist nicht mehr genau zu erkennen; sie mag bei Los Silos gelegen haben.

Als ich so in Betrachtung des Landes versunken war, schreckte mich plötzlich ein heißeres, gurgelndes Gebrüll auf. Um die nächste Wegecke hob sich schaukelnd der häßliche Kopf eines Kameles, dem drei, vier,

fünf andere folgten. Gravitätiſch ſchreiten die großen Tiere an uns vorbei auf Garachico zu, jedes hoch bepackt mit Zuckerrohrabfällen, die aus der benachbarten Fabrik Daute als Brennmaterial zu Markte gebracht werden. Die Anweſenheit des Kamels, des ausgeſprochenen Steppen- und Wüſtentieres, in dieſer Gegend führt uns die Trockenheit des hieſigen Klimas deutlichſt vor Augen. In den feuchteren, öſtlichen Landſtrichen kann es nicht recht gedeihen. Aus gleichem Grund treffen wir beim Weiterritt nach Los Silos die charakteriſtiſche Trockenflora in immer breiterer Ausdehnung an. Die Raine und Dorfmauern tragen wieder Agaven und Opuntien in großen Mengen, auf dem Geröll und an den Felſen wuchern Euphorbien und der Zwergbaum Tabayba dulce, bei Buena Viſta kommt auch die Leña buena der Canarien dazu, und überall wachſen niedrige Sukkulenten und hartes, glanzblätteriges oder fiederiges Geſtrüpp.

Im Kulturland aber erſcheinen zwiſchen den ſorgſam beſtellten Weizen- und Tomatenfeldern wieder die runden, gemauerten Waſſertanks der Südküſte in größerer Zahl, ohne deren im Winter aufgeſpeicherten Waſſervorrat das Land im Sommer zur Wüſte ausdörren würde. Führt jedoch einer der wenigen Bachläufe genügend Feuchtigkeit herbei, wie bei Daute vor Los Silos, ſo bringt der planmäßig berieſelte Boden gerade in dieſem heißen Landſtrich prächtige Beſtände von Zuckerrohr hervor, wie man ſie ſonſt auf der ganzen Inſel nicht wieder ſieht. Die Felder und die Siederei gehören übrigens einem Engländer, deſſen Energie und Umſicht dieſer ſchöne Erfolg zu danken iſt. Unſer Weg führte uns mitten durch die Felder (88 m), wo das doppelmannshohe Rohr gerade geſchnitten wurde. Kamele ſchleppten die ſüßen Laſten zur Siederei an den Seeſtrand hinab, vor der im ſtillen Flachwaſſer ein kleines Dampferchen auf der offenen Rhede der Beladung harrte. Unſere Mulos thaten ſich natürlich gründlich bene an den friſchen Abfällen, und auch ich kaute wieder einmal mit Genuß das ſaftige Rohr, wie dereinſt im tropiſchen Aſien und Afrika. Wie auf meinen damaligen Expeditionen, ſo ließ ich mir auch hier nicht entgehen, einige ſchöne violette Stangen auf dem Packtier mitzunehmen, denn Früchte, wie ſie dem Reiſenden weiter öſtlich überall zur Erfriſchung geboten werden, gibt es hier nicht mehr. Namentlich Orangen ſind ſchon von Icod an nicht mehr zu haben.

Zu dieſen Anſätzen modernen Plantagenbetriebes, wie es die Zucker-

anlage von Daute iſt, ſtehen die altersgrauen, von patriarchaliſchem Hauch umwitterten Edelhöfe, an denen wir auf dieſer Tour da und dort vorbeireiten, im größten Gegenſatz. Dort ein groß angelegter Flurplan mit neuen, nüchternen, praktiſchen Gebäuden, landwirtſchaftlichen Maſchinen und einem Heer emſiger Lohnarbeiter; hier ein hiſtoriſch und langſam entſtandenes Anweſen mit wenigen Grundhörigen in der Feldarbeit, und innerhalb hoher Gartenmauern die Häuschen der Landſaſſen um das Herrenhaus des „Señorito“ herum, deſſen galerien- und wappengezierte Front träumeriſch zwiſchen dunklen, alten Cypreſſen und Palmen hervorguckt. Die alten Edelſitze ſind einer der poetiſchſten Züge in der canariſchen Landſchaft, aber ihre Zeit iſt dahin. Hoffentlich iſt es nicht der moderne Großbetrieb, der die ganz unproduktiv gewordene Wirtſchaft der alten Edelhöfe erſetzen wird, ſondern die kleine, freie Bauernwirtſchaft. Einſt wurde die Inſel in 25 Marquiſate und Grafſchaften eingeteilt, deren Gebiete ſich meiſt mit jenen der vielen kleinen Guanchen-Königreiche vergangener Zeiten deckten. Auf Grund dieſer von ſpaniſchen und normänniſchen Familien innegehabten Erzherrſchaften wurden die Canarien das adelsreichſte Land der Erde, aber die Neuzeit hat dieſer Herrlichkeit ein Ende gemacht. Die Erbfolge im Großgrundbeſitz iſt ſehr beſchränkt, die Majorate werden ſogar ganz frei, wenn der älteſte Sohn des Beſitzers ſtirbt, und werden dann unter die nächſten Verwandten aufgeteilt. So zerfallen die großen Herrſchaften in viele kleinere Grundbeſitze freier Landeigentümer, und dieſer Zerkleinerungsprozeß wäre ſehr ſchön und nützlich, wenn dieſe ſpaniſchen Kleingrundbeſitzer nun auch ihre Güter ſelbſt bewirtſchafteten. Das thun ſie jedoch nur ſelten, ſondern leben meiſt vom Ertrag ihres an „Medianeros“ verpachteten Eigentums in Europa. Zu faul, um mit eigner Hand für die Hebung ihres Beſitztums thätig zu ſein, begnügen ſie ſich mit dem mäßigen Ertrag der Verpachtung, halten aber gerade darum an dieſer bequemen Einkommensquelle ſo feſt, daß Grund und Boden auf der Inſel nur ſehr ſchwer käuflich iſt und deshalb das Entſtehen eines freien Kleinbauernſtandes zum Schaden des Landes verhindert wird.

Auf dem breiten Unterland von Daute brannte die Sonne ſtechend auf uns nieder, und keine erquickende Briſe drang mehr von der abgelegenen Küſte herüber. Dazu plagten uns abſcheulich zudringliche Fliegen nicht weniger als unſere Tiere. So trotteten wir mißmutig durch das ſchier ausgeſtorbene Dorf Los Silos (98 m), deſſen nette Lage am Fuß

eines zum Meer vorgeſchobenen Vulkanhügels ſein einziger Vorzug iſt, und weiter durch heißes, baumloſes Ödland und lange Getreidefelder an der grauſchwarzen Montaña Taco vorbei zur Ortſchaft Buena Viſta (132 m), die ebenſo menſchenleer und vereinſamt in der Sonnenglut liegt wie Los Silos. Dabei hat ſie von einer buena vista, einer ſchönen Ausſicht, nur ſehr wenig aufzuweiſen; bloß der Auf- und Einblick nach den Tenobergen iſt nicht übel. Doch das eine Gute haben dieſe öden Neſter, daß man ſelbſt von den lumpigſten Kindern das odiöſe Cuartito-geſchrei nicht mehr hört, denn hierher bringt der Strom der Reiſenden mit ſeinen Übeln faſt nie.

Von Baum und Strauch hat dieſe Gegend ſo gut wie nichts. Die Euphorbien ſpielen wieder eine große Rolle, und beſonders die Montaña Taco trägt auf ihren tauförmig gewundenen Lavahängen faſt nur Euphorbien und Plocamageſtrüpp. Der mäßig ſteile, 320 m hohe Vulkankegel iſt nicht ſchwer zu beſteigen, aber ſeine graue Eintönigkeit ermüdet. Oben jedoch wechſelt plötzlich das Bild, denn aus der nur 60 m tiefen, ca. 300 m breiten, ganz ebenen Kraterſenkung leuchten dem erſtaunten Beſucher hellgrüne Saatfelder, Hafer und Gerſte, entgegen, die von Mauern zuſammengeleſener Steine durchzogen ſind wie ein Schachbrett. Und um die kleine, abgeſchloſſene Landſchaft noch mehr zu beleben, haben ſich an den Innenhängen des Kraters viele Trümmer und namentlich ſchöne vulkaniſche Bomben oxydierend ziegelrot oder ockergelb gefärbt; insgeſamt ein Bild ganz ähnlich dem der Caldera de Bendama auf Gran Canaria, wo die Felder und Gehöfte aber tiefer liegen.

Sehr günſtig iſt der Tacoberg als Ausſichtsplatz für die Tenoberge, denn außer ihm liegt vor Teno kein erhöhter Standort in dem Flachland. Drüben im Weſten auf dem hohen Kamm, der in die See vorſpringenden Punta de Teno, thront majeſtätiſch der Felsobelisk „el Frayle.“ Jenſeits der Punta ſetzt ſich die ſteile Küſte, unſern Blicken entzogen, in prachtvollen Baſaltſäulen ab, wie ſie ſonſt auf der ganzen Inſel nicht wieder vorkommen. (S. nebenſtehende Abbildung.) Wo aus dieſen Säulenmaſſen eine Gruppe durch Wogenſchlag und Verwitterung ausgebrochen iſt, da dringt von unten die Brandung in die lange Höhlung und preßt die eingeſchloſſene Luft und den Waſſergiſcht mit ziſchendem Keuchen und Spritzen hoch zum Himmel auf. Solche „Bufaderos“ (Blaslöcher) gibt es auch nordöſtlich von Santa Cruz. Nach Oſten gewendet, ſieht man von Los Silos her die alte Steilküſte ſich wieder höher heben und ſich mit

tiefen Thälern furchen, die keinen Zweifel laſſen, daß man hier einen viel älteren Gebirgsteil vor ſich hat als vorher. Darüber blicken die nur

Baſaltſäulen an der Punta de Teno.

wenig bewaldeten Kämme von Erje und Teno hervor, hinter denen im fernen Südoſten die jungvulkaniſchen Kegelgruppen des Talus de Bilma verſteckt liegen. Von dem ebenſo unſichtbaren großen Feuerherd des Pico

Viejo und ſeiner Umgebung her ſind die Laven, wie wir bei Los Silos geſehen haben, durch die Thäler der Küſtenwand hervorgefloſſen, hier im Weſten haben aber auch oft Eruptionen in den Tenothälern ſelbſt neue Lavafluten ergoſſen und bei Buena Viſta, vereint mit den Ergüſſen der Montaña Taco, das niedere Vorland am breiteſten ausgedehnt. Aber die betreffenden Tenothäler ſind durch ihre eignen Eruptionen nicht ſo ganz ausgefüllt worden wie die öſtlicheren Klippen durch die Talus-laven, ſondern nur im Grund breit ausgeebnet worden, ſo daß in halber Höhe der Klippenwände breite Zugangspforten zum Innern von Teno offen bleiben. Gruppen ſtolzer Palmen am Fuß der Steilhänge und dichtere Vegetation in der Höhe verſchönern das Bild ungemein.

Eins der größeren Thäler öffnet ſich gerade ſüdlich gegenüber von Buena Viſta. Es iſt das Valle de Palmar. Dort hinauf führt unſer Weg. Der Abhang iſt doch ſteiler, als er von unten erſchien, aber da der Pfad an den abſchüſſigſten Stellen grob gepflaſtert iſt, können die Mulos feſt eingreifen, und nach dreiviertel Stunden ſind wir am oberen Rand der alten Küſtenklippe und treten durch die breite Bocca, in deren Steilwänden große Lavahöhlen eingetieft ſind, in das Palmarthal ein. Wie das Valle de San Matéo auf Gran Canaria, iſt es von ſchroffen Berglehnen umſchloſſen, durch deren verwitterte Tuffbänke lange, ſchmale Gangmauern ziehen, und in der Thalniederung ſteht da und dort ein breiterer, jüngerer Aſchenkegel, deſſen Ergüſſe das Thal halb ausgefüllt haben. Auf dem nun ſanft anſteigenden Thalboden wogen weite Weizenfelder, zu denen ſich hier (385 m) wieder Lupinen und Kartoffeln als Merkmale feuchteren und kühleren Klimas geſellen. Kein wilder Baum oder Strauch, außer wenigen angepflanzten Feigen und Zwetſchen, ziert die Landſchaft. Im Grund ſetzen wir über einen ſchmalen, waſſerarmen Barranco, deſſen Rinnſal langſam aber ſicher an der Eroſion arbeitet. Die wenigen Landleute, die im Felde bei der Hackarbeit ſind, ſehen ärmlich aus; ſo oft wir an einer der ſchmutzigen Hütten vorüberkommen, ziehen ſich die Bewohner mit ſcheuem Gegengruß in ihre vier Wände zurück.

Kurz vor Sonnenuntergang reiten wir in das kleine, armſelige Dorf Palmar (512 m) hinein. Am Eingang ſteht ein wackeliger Holzſchuppen, der als Kirche dient, und davor hängt auf einem offenen Gerüſt eine zerbrochene Glocke, die, von einem halbnackten Jungen bearbeitet, mit blechernem Klappern die Veſperſtunde ankündigt. Eine

Fonda gibt es natürlich in dieſem Neſt ebenſowenig wie unten in Los Silos oder Buena Viſta. Wir klopften alſo, von wütenden Hunden umheult, an der am wenigſten ſchmutzigen Bauernhütte an und baten um Nachtquartier. Mit ſichtlichem Widerſtreben nahmen uns endlich die beiden, in ſehr guter Hoffnung ſtehenden Weiber, die mit einem fünfjährigen Jungen und einigen Hühnern den gegenwärtigen Hausſtand bildeten, auf. Der Hausherr war über Land. Unſere Mulos fanden im Schweineſtall bei den Ferkeln und Ziegen ein Unterkommen. Nachdem mir José eine Ecke rein gefegt hatte, richtete ich mich zum Schreiben und Eſſen neben aufgeſtapelten Weizen- und Kartoffelſäcken, auf denen die Mäuſe zutraulich ſpazieren gingen, wohnlich ein. Und da außer den Kartoffeln auch Eier vorhanden waren, die ich meinem Wein und dem vorſichtiger Weiſe mitgenommenen Schinken zufügen konnte, ging es mir trotz der Schmierigkeit der Behauſung und trotz der unaufhörlichen Lauſerei der beiden intereſſanten Weiber ganz gut. Das Kind verſchwand bald in dem einen der beiden Familienlager, weil es die Weiber durch häufige Spenden ihres ſchlechten Weines total betrunken gemacht hatten. Das geſchieht jeden Abend, denn man hat vielfach auf der Inſel die Anſicht, daß Kinder zu kräftigem Wachstum des Weines bedürften; „vino adelanta los niños“ (Wein bringt die Kinder vorwärts) antwortete mir die Mutter auf meinen Einwand. Kein Wunder alſo, daß vielenorts der Nachwuchs verkümmert ausſieht.

Da ich begreiflicherweiſe mit den beiden Weibern nicht in dem einzigen Wohn- und Schlafraum nächtigen wollte, mußte ich mir's gefallen laſſen, daß ich mit José auf den Futterboden über den Viehſtall verwieſen wurde, wo ich mich in meiner Wolldecke auf einen Maishaufen ſtreckte. Über uns ſchienen die Sterne ſtimmungsvoll durch das löcherige Strohdach, um uns ſprangen luſtig die Mäuſe und Ratten im Mais umher, und unter uns grunzten und dufteten lieblich die Schweine und Ziegen. Es war eine grauenvolle Nacht. Joſés geſundes Schnarchen wurde aber nach Mitternacht durch einen losbrechenden wahren Hochgebirgsſturm übertönt, der uns die Spreu und den Staub um die Ohren blies und mich um das Wetter des nächſten Tages beſorgt machte. Am frühen Morgen goß es denn auch in Strömen. Dabei war in den Bergen wenig anzufangen. Als aber die erſte Regenpauſe eintrat, zahlte ich den verlangten halben Duro (2 Mark) für das Nachtquartier und ritt mit José weiter thalauf, der Cumbre der Tenoberge

entgegen. Der Pfad hatte ſich indeſſen in einen brauſenden Wildbach verwandelt und war ſo ſchlüpferig, hatte ſo viel „manteca“ (Butter), wie José ſagte, daß die Mulos uns nicht mehr tragen konnten. Im Waſſer watend zogen wir ſie bis zum Weiler La Portela (798 m) bergan, wo wir in einer Hütte eine Wetterwendung zum beſſeren abwarteten. Drinnen glaubte ich mich plötzlich in einen afrikaniſchen Haushalt verſetzt. Der offene Feuerplatz auf dem geſtampften Erdboden entſandte dicken Qualm zum Strohdach, Hühner kratzten und Schweine ſchnupperten im Unrat, häßliche Weiber hockten an der Wand und ſpuckten überallhin; kurzum ein ganz oſtafrikaniſches Milieu, nur dreckiger als ich es je in Oſt- oder Süd-Afrika geſehen habe. Draußen ſtrömte es inzwiſchen kräftig weiter.

Endlich um die zehnte Stunde lichtete ſich das graue Chaos ein wenig, und wir wanderten weiter. In den Bergen ringsum hingen aber noch ſchwere Regenwolken, und die roten Lehmpfade waren auch weiterhin ſo glatt, daß die Maultiere, die doch auf trockenem Grund jeder Schwierigkeit gewachſen waren, gänzlich ohnmächtig waren. In einer halben Stunde kam wieder ein kleines Gehöft, dort aber begann die ſtarke Steigung zur Cumbre hinan. Ich ließ darum die Mulos mit José zurück und ſtieg mit einem Knaben im näſſenden Nebel zu Fuß weiter, in der Hoffnung, oben auf der wetterſcheidenden Cumbre doch noch einen Ausblick zu erhaſchen. Uber teilweiſe jungvulkaniſche Aſche und Tuffe geht es eine Stunde lang in harter Kletterei fort. Haya und Brezos begleiten uns als alleinige Vegetation, ſoweit ich im Nebel ſehen kann, bis hinauf zur kahlen Cumbre. Auch ein paar Lupinenfelder ſteigen noch bis unfern der Cumbre empor. Je höher wir kommen, deſto heftiger wird der Nordwind, deſto kühler die Temperatur; 9° meſſe ich im Nebel. Schließlich nach einer guten Stunde beſchreiten wir den Kamm (1055 m) und ſuchen auf der Südſeite hinter einer vulkaniſchen Gangmauer Windſchutz neben einigen verlaſſenen Pinien.

Meine Erwartungen auf Wetterklärung hier oben erfüllten ſich nur langſam. Nach rechts zur Punta de Teno hin und nach links zum Talus de Bilma hinüber zogen eilige Nebel über die Höhen, deren Pinienbeſtände die Wolken feſtzuhalten ſchienen. Auch unter mir auf der Südſeite ſchoben ſich Nebelbänke noch ca. 100 m weit bergab (die gewöhnliche Nebelgrenze der Südſeite); wo ſie aber zerriſſen, da ſtreifte der Blick hindurch auf das ſonnige, klare Unterland von Santiago und

die ungeheuren Lavafelder der Bandas del Sur. Allmählich wurde es auch in den oberen Regionen heller. Da ist nun zu sehen, daß Teno wie sein östliches Gegenstück Anaga in der Hauptsache aus einem hohen centralen Kamm mit vielen abzweigenden Seitenrücken besteht. Von Südosten her, wo die niedrigeren Kämme der Cimas de Erje die Verbindung mit der Pikmasse herstellen, von deren, dem Talus de Bilma entsprungenen Laven sie umströmt worden sind, senkt sich die über 1000 m hohe Cumbre als schmaler Grad langsam nach N.W. zur Punta de Teno hin, wo sie rasch zum Meere abstürzt.

Denken wir uns in die Zeit zurück, wo seine Thäler noch nicht so tief vom rinnenden Wasser ausgeschliffen waren, so haben wir einen rundgewölbten, vulkanischen Längsrücken vor uns, dessen Schlackenanhäufungen aus einer ziemlich geradlinigen Spalte hervorgewachsen sind. Wahrscheinlich war der Gebirgsrücken einst viel länger, vermutlich hingen einst sogar die südöstlich vom Pik aufragenden Bergspitzen von Adeje und San Lorenzo mit Teno zusammen oder sind doch gleichzeitig mit ihnen entstanden. Später aber ist Teno bis nahe an seine Cumbre, im Osten vom Fußgebirge des Pik her bis in die Länge von Los Silos, mit jungen Laven überschwemmt worden, während im Westen die noch jüngeren Ergüsse des Talus de Bilma bis nach Santiago die niedrigen Gebirgsteile unter sich begruben. So blieb nur der Nordwestteil unberührt, der jetzt mit 7 km Breite und 11 km Länge zum Pik hin breit, nach der Punta de Teno hin spitz ausläuft. Wie ein älteres Gebirge mit einem jüngeren verschmolzen ist, das ist nirgends auf der Insel klarer zu erkennen als hier an der Vereinigung der alten Tenoberge mit dem jungen Pikmassiv.

An der ganzen Peripherie hat die Meeresbrandung kolossale Steilklippen geschaffen. Während aber auf der Nordseite, wie wir von Buena Vista aus gesehen haben, der jüngere Vulkanismus ein kegelbesetztes Vorland ausgebreitet hat, das dem Meer den weiteren Anprall an die alte Steilküste verwehrt, hat auf der Südseite, wo es kein solches Vorland gibt, die Brandung ungehindert weitergearbeitet, die Küste immer weiter landeinwärts vorgeschoben und sie in enorme Steilwände von mehreren 100 m Höhe verwandelt, die täglich neuem Wogenschwall ausgesetzt sind. Wie diese Klippen, so entsprechen auch die Thäler von Teno in ihrer Zerfurchung dem Alter dieses Gebirgsstocks. Nur den zerstörenden Gewalten, namentlich der kolossalen Erosion der Thäler,

verdankt Teno wie Anaga seine malerische Wildheit, denn die aufbauenden Erdkräfte, die hier die Gesteinsschichten in nur geringer Neigung übereinander gelegt haben, haben zu diesem Eindruck nichts beigetragen; auf der Nordseite maß ich den Winkel mit kaum 16°. Einzig die Gangmauern sind auch hier wie in Anaga ein groteskes Element im tektonischen Bild. Steil aufgerichtete Schichten vortäuschend durchsetzen ihre hellen, trachytischen Mauern die basaltischen Schlackenmassen der Thal- und Klippenwände und ragen, weil sie härter und deshalb weniger zerstört sind als das übrige Gestein, oft viele Meter hoch über die Bergrücken empor. Weithin verfolgbar ziehen sie über die Höhen und durch die Thäler in zackiger Zerklüftung wie ruinenhafte Festungsmauern. Aber ihre Zahl ist nicht so groß und der Parallelismus ihres Verlaufes nicht so augenfällig wie in den Anagabergen. Auch sind sie im ganzen nicht der Cumbre gleichlaufend wie in Anaga, sondern streichen von N.O. nach S.W., also ganz so wie in Anaga und wie im centralen Cumbregebirge der Insel, das wir bald kennen lernen werden. (S. S. 138.)

Wiewohl Teno nicht so viel Niederschläge hat wie die dem Nordostpassat am direktesten ausgesetzte Nordhälfte der Anagaberge, so ist doch auch seine Nordseite unter dem Einfluß der vorwiegend nördlichen Seewinde beträchtlich feuchter als seine im Regenschatten liegende Südhälfte. Das zeigt sich nicht bloß im Wolkenzug und in der Wolkenerstreckung, nicht nur in der relativ frischeren Vegetation seiner Nordhälfte, sondern vor allem in der breiteren Thalbildung der Nordseite. Gerade im Valle de Palmar, durch das wir heraufgestiegen sind, ist die Erosion schon so weit vorgeschritten, daß die kleineren Thäler durch Abschwemmung der trennenden Zwischenrippen mit einander zu einem größeren Thal verschmelzen. Gleichzeitig werden die Seitenwände von den Regengüssen immer mehr abgeschrägt, so daß der Prozeß der Abtragung im vollen Gang ist. Auf der Südseite dagegen haben die Thäler geringere Breite und viel steilere Wände, weil infolge der seltneren und schwächeren Regengüsse die seitliche Abschwemmung gering ist; sie haben mehr Barrancocharakter als in Nord-Teno. Ganz barrancoförmig, eng und steilwandig sind sie in ihrem unteren Lauf, während sie sich im Oberlauf infolge der dort häufigeren Niederschläge kesselförmig erweitern. An den Stellen, wo die Kessel sich zu verengen beginnen, liegen die wenigen Dörfchen der Südseite 500 bis 600 m hoch über dem Meeresspiegel. Die Seefluten senden von dort ihre Lichtblitze bis herauf zu

unſerer Höhe, und ihr blütenweißer Schaum ſchlägt maleriſch über die vielen kleinen Steininſelchen hinweg, die den grünen Thalgrund begrenzen. Der Verkehr zwiſchen den einzelnen Thälern und ihren Dörfern iſt wegen dieſer Gebirgsformen natürlich ſehr erſchwert, und an die Fortführung der großen Fahrſtraße iſt in dieſem Inſelteil überhaupt nicht zu denken, es ſei denn, daß ſie ſich durch Sprengungen und Tunnelbauten unten am Fuß der Küſtenwände Raum ſchaffen könnte.

Im größten Thal der Südſeite ſehen wir gerade zu unſern Füßen das Städtchen Santiago (910 m) liegen; zwiſchen Lavafeldern ein paar Häuſergruppen, die von kaum 1000 Menſchen bewohnt werden. Das Valle de Santiago iſt das größte der Tenoberge überhaupt, weil es an der breiten, dem Pikmaſſiv zugekehrten Baſis des Gebirges eingeſchnitten iſt. Ein lichter, aber kräftiger Pinienwald ſteigt aus dem Thal zur Cumbre und zum Talus de Bilma hinauf, vom ſchönſten Wachstum in den jungen, harten Laven, die von anderer Vegetation noch gemieden werden, und es iſt offenbar, daß die canariſchen Pinien gerade die trockneren, regenärmeren Diſtrikte der gebirgigen Inſelteile bevorzugen, denn wie ſie hier in den Tenobergen die Südſeite ſtärker bewachſen als die feuchtere Nordſeite, ſo begegnen ſie uns auch ſpäter auf den trockenen Südhängen des Pikmaſſivs und des großen Cumbrekammes der Inſel häufiger und ſchöner als im Norden.

Die canariſche Pinie iſt ein endemiſches Gewächs des Archipels, und zwar nur der fünf weſtlichen Inſeln, die allein hohe Berge und kein afrikaniſch-kontinentales Klima haben. Einzig in den oberen Tertiärſchichten Südeuropas (Murcia) wiedergefunden, bildet dieſer Baum eine alte Zwiſchenform zwiſchen der Küſtenföhre des Mittelmeergebietes und den mittelamerikaniſchen dreinadeligen Pinien. Aus ihrem einſtigen weiten Verbreitungsgebiet iſt ſie heute verſchwunden bis auf die canariſchen Weſtinſeln, wo ſie ihr erdgeſchichtlich hohes Alter alljährlich verjüngt. Sie iſt hier ein Gebirgsbaum, der nur in der Wolkenregion oberhalb 1000 m Bergeshöhe ſeine volle Schönheit erreicht. Dort gibt die vollendete Pyramidengeſtalt mit den dicht am Boden beginnenden, horizontal ausgebreiteten Äſten dem Baum viel mehr das Ausſehen einer Edeltanne oder noch mehr einer Arve als einer ſüdeuropäiſchen Pinie. Wenn ſie aber aus ihrer kühlen Höhenzone in die Küſtenregion vordringt, nimmt ſie mehr die Geſtalt der mediterranen Pinie an, mit dünnerem

Stamm, höherer Aſtſtellung und ſchirmförmiger Ausbreitung der Krone. Dann werden auch ihre Nadeln, die ſonſt bis 30 cm lang werden, beträchtlich kürzer, ſo daß ſie eine ganz andere Species zu ſein ſcheint, während doch der botaniſche Befund zeigt, daß nur ihre Form durch Anpaſſung an wärmeres und trockeneres Klima verändert iſt.

In den oberen Keſſelteil des Santiagothales ſehen wir von N.O. her die friſchen Laven des Talus de Bilma hineinſinken, ganz ähnlich wie die Ätnalaven in das Valle del Bove eingeſtrömt ſind, und ſeine Rückenumwallung bis weit in den Keſſel hinab begraben. Weiter unten aber verläuft das Thal lang und breit, mit hohen Seitenwänden ſeewärts; doch auch unterhalb der Stadt Santiago ſind aus Süden die Bilmalaven, die bis hierher das ſüdliche Teno begraben und darüber das koloſſale Lavafeld von Arguayo (über 900 m) aufgeſchichtet haben, über den oberen Thalrand gefloſſen, wo ſie nun gefrornen Kaskaden vergleichbar, hinabhängen, den Thalgrund ziemlich hoch ausfüllen und ſchließlich eine kleine, flache Zunge ins Meer hinausgeſchoben haben. Wie auf der Nordſeite des Gebirges, ſo ſind auch im Süden die älteren, hohen Thalwände reich an großen Lavahöhlen, von denen viele den alten Guanchen als Grabſtätten gedient haben, jetzt aber, ſoweit ſie zugänglich ſind, gründlichſt ausgeplündert ſind. Guanchenreſte ſind natürlich beliebte Sammelobjekte aller Canarienreiſenden, aber der Vorrat iſt nahezu erſchöpft, da man den am meiſten verſprechenden Höhlen an ſteiler Felswand noch nicht beikommen konnte. Vor allem die in Leder genähten Mumien, die man für die ſterblichen Überreſte der Häuptlinge halten darf, ſind gar nicht mehr zu haben. In Puerto Orotava beſitzt zwar zur Zeit der Apotheker Don Ramon Gomez noch zwei Erwachſenen- und eine Kindermumie, ſie ſind aber ſchlecht erhalten und ſollen 300 Pfund Sterling (6000 Mark) koſten, was nicht einmal das Britiſche Muſeum dranwenden wollte.

Unſer Überblick über die Tenoberge genügte, um uns erkennen zu laſſen, daß ſie ſehr ähnlich den Anagabergen geſtaltet ſind. Ihre Geſteine ſind aber noch ſtärker verwittert als die von Anaga, und die Form der zwiſchen den Thälern aufragenden Lavarücken iſt hier viel zerriſſener als dort. Man hat deshalb den Eindruck, daß die Berge von Teno noch älter ſind als die von Anaga. Und wenn wir, was wir ſehr wahrſcheinlich mit Recht thun können, die ſüdlicheren kleinen Adeje- und Lorenzoberge mit zu dem einſtigen Tenogebirge rechnen, ſo haben

wir in dieſen drei Berggruppen den älteſten Teil der Inſel Tenerife zu ſehen.

Während unſrer Umſchau auf kühler Höhe war die Mittagsſtunde ſchon verlaufen. Ich hatte alſo keine Zeit zu verlieren, wenn ich am Abend wieder in Icod ſein wollte, was mir nach den Erfahrungen in den herbergsloſen Zwiſchenorten ſehr wünſchenswert erſchien. Ohne Raſt eilten wir darum zurück zu Joſé und den Mulos. Da gab es zunächſt ein gediegnes Frühſtück in friſcher Bergluft, und dann führten wir unſere Tiere am Zügel auf dem ſchlüpferigen Pfad in 2½ Stunden nach Palmar hinunter, von wo es, nach kurzer Begrüßung unſerer Gaſtfreunde, auf kürzerem Steilweg der Klippenwände mit Umgehung von Buena Viſta direkt nach Los Silos hinabging. Nun in der warmen, trocknenden Nachmittagsſonne wurde es den Mulos wieder wohler; gemütlich wanderten ſie nach Garachico und weiter im Mondſchein an der jetzt geheimnisvoll leuchtenden Brandung entlang nach Icod, wo endlich wieder in nordeuropäiſcher Behaglichkeit eine ruhſame Nacht den anſtrengenden Tag beſchloß.

Am andern Morgen war aber Joſé nach unſrer Verabredung ſchon zeitig mit den Mulos wieder vor dem Thor. Die diesmalige Tour galt dem Oberlauf der jungen Lavaſtröme, die wir unten bei Garachico über die Küſtenwände herabſtürzen und das Unterland verheeren geſehen hatten, und dann ſollte es ein Stück weiter gehen, um die älteren Lavaſtröme des nördlichen Pikſockels, die das Tenogebirge im Oſten überflutet haben, zu unterſuchen und die einſtige Oſtgrenze von Teno ausfindig zu machen. Das Wetter war nicht vielverſprechend. Das Barometer ſtand tief, die Luft war ungewöhnlich ſchwül, und als wir die Stadt hinter uns hatten, zogen in der Ferne über das wogende Meer dunkelgraue Regenſtriche heran, die mich meinen Gummimantel, und Joſé ſeine Manta lockern ließen. Den Garachicoweg rechts unter uns laſſend, ritten wir langſam zur ſteilen Höhe des Lomo de Vega empor, durch hübſche Baumgärten, zwiſchen deren Palmen der ferne Pik in ſeinem herrlichen Schneegewand heruntergrüßte. Dort oben war's wundervoll klar, hier unten aber wurde das Wetter immer dicker. Plötzlich aus den ſchweren Wolken ein greller Blitz und hallender Donnerſchlag, und ein regelrechter Hagel praſſelte ſeitlich auf uns nieder, dem unſere Mulos nichts weiter entgegenzuſetzen hatten als ihr Hinterteil. In dieſer abwartenden Stellung ließen wir dieſes ungeſtüme

Frühlingsgewitter vorüber- und in die Berge hinaufziehen und freuten uns dann an den großartigen Wolkenzusammenballungen um den Pik und die Cumbre, wo es noch eine gute Weile fortwetterte. Als sich eine Stunde später oben der Schleier lüftete, sah ich von anderer Stelle zu meinem Erstaunen frischen Schnee bis tief herab in den Pinal von Icod (ca. 1600 m) liegen, und der Pik selbst hatte kaum einen dunkeln Felsen mehr.

Inzwischen hatten unsere Reittiere auf den regennassen, nackten Basaltfelsen des Steilpfades schwer zum Rand des Lomo de Vega hinaufzuklettern. Oben aber beim Dörfchen Inové (348 m) überraschte mich ein prachtvoller Überblick über die ganze Icodmulde, sehr ähnlich der Aussicht von der Tigaigawand auf das Taorothal, nur zahmer als jene. Wie die Taoromulde und wie die von Guimar auf der Südseite der Insel (Siehe Seite 155) ist das Icodthal ein Stück Abhang des großen centralen Gebirgsrückens der Insel, das nach der ersten Aufschüttung dieses Mittelgebirges zunächst keine größeren Lavagüsse mehr von der Kammhöhe her erhalten hat, während rechts und links mächtige, herabfließende Lavaströme hohe und langgestreckte vulkanische Wälle aufgeschichtet haben. Zwischen ihnen liegt nun das Muldenland tief eingesenkt. Aber wie in die Taoromulde von der Cumbre und durch das Portillo (s. S. 175), so sind später in die Icodmulde vom breiten Teydepik neue Laven eingedrungen, und haben sie zum größten Teil mit glasigen Gesteinen überdeckt und erhöht, die in vielen Ausläufern bis zum Meer vorgedrungen sind. Das geringere Maß von Verwitterung und Erosion im Icodthal gegenüber den gewaltigen vom Wasser gebildeten Furchen und Wänden in der Taoromulde macht es ersichtlich, daß die Icodmulde in ihrer jetzigen Gestalt bedeutend jünger ist als das Thal von Orotava.

Unser Standort, das Dörfchen Inové, hat einen ganz „guanschigen" Namen und eine greulich schmutzige Bevölkerung. Daß einst viel Weinbau in dieser mittleren Höhenlage betrieben worden ist, sieht man an den zahlreichen, mit dicken Pinienstämmen beschwerten Kelterpressen. Jetzt überwiegt hier der Maisbau. Auf den langgedehnten, wenig geneigten Berglehnen, die zu den Küstenklippen absinken, reiten wir langsam weiter. Tief verborgen am Fuß der Küstenwände liegt rechts unter uns der Meeresstrand mit Garachico, aber das Auge schweift weit hinaus auf das nun wieder sonnige Meer und auf hochgewölbte,

herrlich beleuchtete Cumuluswolken, die uns neue, nie geſehene Schneegebirge auf fernen Inſeln vortäuſchen. Nach anderthalbſtündigem Ritt von Icod kommen auf der ſchiefen Ebene der Gebirgsabdachung die Häuschen des Dorfes La Culata (482 m) zum Vorſchein, und unmittelbar dahinter wird ein mächtiger, grauer Steinwall ſichtbar, der von weit oben zu Thal zieht. Es iſt die erſte Breitſeite der Lavaſtröme, die 1706 Garachico vernichtet haben. Wie wir ſie zwei Tage vorher unten bei Garachico gekreuzt haben, ſo traverſieren wir ſie nun hier oben. War es aber im Küſtenland ein verhältnismäßig ſchmales Band, ſo iſt es hier oben ein ganzes Syſtem von Strömen, von denen die meiſten am Klippenrand erſtarrt ſind. Faſt eine halbe Stunde lang reiten wir über die von vielen Mulden durchzogenen, hohen, runden Stein- und Schlackenwälle, deren erſter und größter (520 m) bei La Culata über 30 m hoch aufgeſchüttet iſt.

Ihr Urſprungsherd iſt die 100 m hohe Montaña negra (1417 m), oben unter dem Rand der Cañadas. Die aus ihr im Jahre 1706 hervorgebrochenen Laven haben ſich dort auf dem flachen Boden erſt zu einem breiten Feld ausgedehnt und ſind dann in mehreren Strömen abgefloſſen. Auch dieſe glühenden Fluten haben ſich wieder vergabelt und wie ein Flußnetz verzweigt; und zwiſchen ſeinen zahlreichen Armen liegen nun auf den freigelaſſenen Inſelchen grüne Oaſen mit wenigen Häuschen und auch vereinzelten Bäumen. Auf den Lavamaſſen ſelbſt aber haben in den faſt zwei Jahrhunderten ihres Beſtehens nur niedrige Spartiumſträucher, die gerade im vollen Schmuck ihrer gelben Blüten ſtehen, und graue Steinflechten das ſchwierige Terrain zu erobern vermocht; die Steinflechten jedoch in ſolcher Ausdehnung, daß man vor lauter grauen Polſtern die ſchwärzlichen, kantigen Steinblöcke kaum mehr ſieht. Die Stätte gibt ein lehrreiches Beiſpiel für die Langſamkeit, mit der junge Geſteine von Vegetation beſiedelt werden. Nun aber, da die ſchwerſte Arbeit der erſten Beſitzergreifung gethan iſt, geht es ſchneller. Bald werden die Flechten die Geſteinsoberfläche genügend zerſetzt haben, um auch für andere Gewächſe Nahrungsſpielraum zu ſchaffen, und wohl nach einem Jahrhundert wird auch hier Wein und Obſt wachſen ſo gut wie irgendwo anders auf Tenerife.

Wo der Strom über die hohen Wände der alten Küſtenklippen nach Garachico hinunterſtürzt, ſchauen wir aus der Höhe durch eine

Senkung oder ehemalige Bachſchlucht über die rieſigen, ſteilen Schutthalden und Aſchenfelder auf das ferne Städtchen Garachico hinab, das als abgeſchloſſenes Landſchaftsbild in der Tiefe liegt. Die breite, runde Endzunge des Lavaſtromes und vor ihr das Felſeninſelchen Isleta de Garachico ſind prachtvoll umſäumt von der weißleuchtenden Brandung.

Drohendes Gewölk drängte uns zum Weiterritt. Noch ehe wir aber am Weſtrand des großen Lavafeldes das Dörfchen Tanque (602 m) mit ſeinem markanten, roten Aſchenhügel erreicht hatten, brach ein zweites Gewitter los, und diesmal mit ſo ſtarkem Hagelfall, daß die Landleute in wahrhaft paniſchem Schrecken ihren Heimſtätten zuflohen. Sie hatten ſo etwas ſeit vielen Jahren nicht erlebt; und uns ſpäter entgegenkommende Weiber fabelten noch voller Entſetzen, daß eine Stunde weiter oben bei Erje der Schnee faſt kniehoch gefallen ſei. Wir kamen ſchließlich über das kleine Neſt Rigomaz (728 m), wo mit kühlerer Temperatur (+ 13°) die erſten Erikaſträucher erſcheinen, nach dem angeblich tief verſchneiten Erje (906 m) und fanden da zwar im Schatten erbſengroße Hagelkörner 4 cm hoch liegen, aber von Schnee keine Spur, während er im Gebirge auch auf dieſer Seite bis zu 1600 m herunter in großer Fülle lag.

Sobald man die Lavafelder von Garachico hinter ſich hat, iſt das ganze Gebirgsdach wellig und hügelig und hat keine tiefen Eroſionsſpuren. Es ſind ziemlich junge Bildungen brauner vulkaniſcher Aſchen und Tuffe, die den oben im Süden ſichtbaren, zahlloſen Stumpfkegeln des Pikſockels entſtammen und den Oſtteil des alten Tenogebirges verſchüttet haben. Die alte Grenze des urſprünglichen Tenogebirges liegt demnach hier etwa bei Tanque, von wo ſie in die Gegend von Los Silos hinunter zieht. Nach den Dornajos de Erje tritt aber das ſchluchtenreiche, alte Teno, wie wir es von Palmar und der Cumbre her kennen, unverhüllt hervor. Der alsbald beginnende ſteile Anſtieg zur Cumbre war indeſſen ſo naß und glatt, daß die Mulos bald nicht weiterkamen.

Was ich ſehen wollte, hatte ich jedoch geſehen. Nach dem Frühſtück im freien Felde, wobei wir unſern Wein mit Hagel eiſten, kehrten wir um. Auf dem nämlichen Weg heimkehrend, ſahen wir gegen Abend von der Höhe des Lomo de Vega den Pik und die Cumbre wolkenlos über uns, aber immer noch bis zu 1600 m herunter in eine echte hochalpine

Schneelandſchaft verwandelt. In Icod war kein Hagel gefallen, er hatte in der Region von Inové (348 m) Halt gemacht. Gegen Mitternacht brachte aber ein drittes Gewitter den Bergen noch mehr Schnee. Gern wäre ich nun gleich zur großen Cumbre hinaufgewandert, um ſie in dieſen ungewöhnlichen Schneeverhältniſſen zu ſehen, doch die Poſt und dringliche Arbeiten hielten mich ein paar Tage in Icod feſt, wo das kleine gemütliche Hotel Ingles wieder einen ſtillen Reiz auf mich ausübte. So begann ich erſt Anfang April meine Cumbretour.

6. Die Cumbre.

Von Orotava über den Pedro Gil nach Guimar und Santa Cruz.

Der Seefahrer, der von Osten her auf den Haupthafen Teneriffes, Santa Cruz, zusteuert, sieht nach der Passierung der steil ins Meer abstürzenden, waldlosen Hänge und Wände der Anagaberge, die den Nordostteil der Insel bilden, allmählich einen breiten und hohen, langgestreckten Gebirgswall vor sich aufsteigen, zu dem nun ein weit und wellig ausgebreitetes, mit den mannigfaltigsten Kulturen bedecktes Vorland in Terrassen und Stufen langsam emporsteigt. Kreisrunde, allerwärts über das leicht geneigte Terrain des Vorlandes aufragende Stumpfkegel verraten auf den ersten Blick den jung-vulkanischen Charakter der Landschaft, aber auch sie sind, wo immer möglich, mit Reben oder Feldfrucht bestellt, und nur der hoch über dem Kulturland aufgetürmte lange Gebirgswall schimmert an wolkenlosen Tagen im dunkeln Graugrün offner Pinienwälder und dichter Erikabestände, und sein oberster Kamm in graubraunen und rötlichen Tönen nackter, vulkanischer Felsen und Schlackenkuppen. Gewöhnlich aber ist er von düsteren, scheinbar unbeweglich liegenden Wolkenmassen dicht verhüllt.

Dieser centrale, das Kulturland hoch überragende Gebirgsrücken der Insel Teneriffe, an den im Südwesten der (von Santa Cruz aus nicht sichtbare) Pik angebaut ist, ist die große „Cumbre“. Cumbre heißt im allgemeinen jeder höchste Gebirgskamm; jeder Höhenzug hat seine Cumbre. Wenn aber der Teneriffebewohner schlechtweg von „der Cumbre“ spricht, so meint er nur den Rücken des großen centralen Gebirgswalles von Teneriffe. Sie ist der langgestreckte First des riesigen Kirchendaches, mit dem man die an den Pik als Turm sich anlehnende, relativ schmale, mittlere Gebirgserhebung Teneriffes verglichen hat. Dieser mächtige Dachfirst ist aber nicht horizontal gebaut, sondern senkt sich schräg von

Weſten nach Oſten. Beim Anſchluß an den Pik liegt er am höchſten, bei ſeinem Oſtende in der Ebene von Laguna am niedrigſten. Auch ſchneidet der oberſte Rücken nicht in einer geraden Linie ab, ſondern zieht in einer vielgewundenen Wellenlinie von Weſten nach Oſten und iſt mit ſeinen zahlreichen aufgeſetzten Zinnen und Kuppen einer Ruine ähnlicher als einem Neubau.

Die Cumbre beginnt, wo ſüdweſtlich von den Anagabergen die Hochebene von Laguna einen breiten Einſchnitt in das bergige Inſelrelief einſenkt. Zwei Kilometer ſüdweſtlich von der Stadt Laguna wölben ſich einige runde Hügelgruppen über die Ebene auf, das Terrain ſteigt und geht raſch in einen Bergrücken über, der nun in gerader Linie 30 km lang bis zum Oſtrand des großen, den Pico de Teyde umſpannenden Caſſadascirkus fortläuft. An ihrem Nordoſtende, an der Lagunaebene, kaum 800 m hoch, rund gewölbt und bis zu 1½ km breit, wird die Cumbre nach S.W. hin immer höher und ſchmäler, erreicht in der Felsgruppe Los Cuchillos 1647 m, im Vulkankegel Pedro Gil 1839 m Höhe, während ihr Kamm ſich zu einem ſchmalen Grat verengt, und verläuft dann in die ca. 2100 m hohe Majaebene, die an den öſtlichen Ringwall des Teydecirkus angrenzt.

In ihrer geraden Erſtreckung von N.O. nach S.W. bildet das Cumbregebirge ein prächtiges und höchſt anſchauliches Beiſpiel dafür, wie aus einer geradlinigen Bruchſpalte der Erdkruſte die vulkaniſchen Geſteinsmaſſen in mächtigen Fluten hergequollen ſind. Anfangs haben ſich die Laven nach beiden Seiten der Spalte gleichmäßig ausgebreitet und einen breiten Unterbau geſchaffen, der im Norden wie im Süden, ſoweit er über dem Meeresſpiegel liegt, durchſchnittlich 6 km mißt. Immer neu erfolgende Lavagüſſe legten Schicht auf Schicht über das Unterland, und da allmählich die Ströme weniger ſtark und weniger dünnflüſſig wurden, wie es in der Entſtehungsgeſchichte faſt jeder vulkaniſchen Gebirgsbildung der Fall iſt, ſo baute ſich der Gebirgswall auf beiden Flanken ſtufenförmig auf und nahm in ſeinen oberſten Teilen an Steilheit zu. Später waren die Lavagüſſe nach Norden hin ſtärker als nach Süden; deshalb iſt im Süden das Niederland flacher, die Neigung der Lavaſtröme geringer, aber auch der zuletzt über ihnen aus Schlacken und Aſchen aufgeworfene, hohe Gebirgskamm ſelbſt viel ſteiler als im Norden, wo der Terraſſenbau in ſtärkerer Neigung meiſt bis nahe unter den Kamm hinaufführt.

Auf den weiten Lavahängen zu beiden Seiten des Kammes hat ſich häufig das unterirdiſche Feuer in ſekundären Ausbrüchen Luft gemacht und viele kleine Kraterkegel aufgeworfen, die in regelloſer Verteilung die Landſchaft außerordentlich beleben. Am thätigſten iſt aber der Vulkanismus über der Spalte ſelbſt, auf der Höhe der Cumbre, geblieben, wo Ausbruch nach Ausbruch die Erhebung und Steilheit der Mittelrippe immer mehr vergrößerten, und ſelbſt noch in den Jahren 1704 und 1705 unter der Majaebne und 1706 ſüdlich unter dem Pedro Gil einige Eruptionsherde ihre ſchwarzen Lavafluten weit ins Unterland hinabſandten.

Erweiſt ſo der geologiſche Bau des Cumbregebirges in jedem Stück ſein junges Alter in der Erdgeſchichte, ſo läßt auch die geringe Ausarbeitung der Terrainformen durch das fließende Waſſer erkennen, daß die Wettermächte die Geſteinsmaſſen dieſes Gebietes noch nicht lange bekämpfen konnten. Nirgends treffen wir am Cumbregebirge ſo breite, bis nahe an den centralen Kamm tief eingeſchnittene Thäler an wie in den alten Gebirgsſtöcken von Anaga und Teno; überall hat erſt das rinnende Waſſer nur enge Riſſe und Schluchten in die Berghänge einzugraben vermocht, und zwar um ſo tiefer, je ſtärker das Gefälle des Waſſers iſt, und je kräftiger deshalb das mitgeführte Geröll an dem harten Fels der Laven und Konglomerate ſchleift und ſägt. Dieſe tief geſchluchteten, engen Barrancos ſind für die jüngeren Teile Teneriffes ebenſo charakteriſtiſch wie die breiten, ſteilwandigen Valles für die alten Anaga- und Tenoberge. Beide Bildungen nebeneinander kommen nur in den weiten Mulden von Guimar, Orotava und Icod de los Vinos vor. Dort aber haben, wie wir geſehen haben und noch weiter ſehen werden, dieſe ſogenannten Valles ein ganz anderes Ausſehen und eine ganz andere Entſtehung als alle übrigen Valles.

Viel mehr als das fließende Waſſer haben an den Hängen der Cumbre ſchon die Nebelnäſſe, Kälte, Wind und Sonne die Geſteinsdecke verändert. Alle tieferen Terraſſen und Lavafelder ſind bereits von Verwitterungsprodukten bedeckt, die für den Feldbau den beſten Boden bilden und namentlich auf der feuchten Nordſeite die fruchtbarſten Landſtriche von ganz Tenerife geworden ſind. Die weite Mulde von Orotava, das Valle de Taoro, iſt in Bezug auf Fruchtbarkeit, dichte Beſiedelung und landſchaftliche Großartigkeit der Inbegriff alles Guten und Schönen, was die Glückliche Inſel bieten kann.

Laſſen wir nun von Orotava aus den Blick hinauf zur Cumbre ſchweifen, die das Thalbild mächtig beherrſcht, denn vom König der Inſel, vom Pik, ſchaut nur das ſchneeige Haupt über den Kamm der Cumbre aus der Ferne herunter. Von der ſteilen Nordküſte Teneriffes an, gegen deren Felswände die Brandung des atlantiſchen Weltmeeres donnernd anſtürmt, hebt ſich das Gelände langſam und ſtetig, ohne merkliche Stufenabſätze nach Süden in der Richtung zur Cumbre; bedeckt von Feldern, Gärten, Gehöften und Dörfern, ein einziges großes Fruchtland von Tegina im Oſten bis nach Buena Viſta im Weſten: die vielgeprieſenen Bandas del Norte, die man freilich in ihrer faſt 60 km langen Erſtreckung nirgends ganz überblicken kann. Vier Stunden reitet man von Puerto Orotava darüber in gerader Linie hinauf zur Cumbre bis an die klimatiſche Höhengrenze des Feldbaues, und ſchaut man dann auf die durchwanderte, weite Kulturregion zurück, ſo hält man es eben wegen des ſanften, langgedehnten Anſtieges kaum für möglich, daß man ſich bereits 1100 m über den Meeresſpiegel erhoben hat. Von der Höhenzone an, wo die letzten Roggenfelder von dichtem, mannshohem Lorbeer- und Erikabuſch verdrängt werden, wächſt der Steigungswinkel des Terrains ſchnell; auf jüngeren, ſtufenweiſe abgeſetzten Lavafeldern erſcheinen bald Gruppen ſchöner Pinien, die hier in ihrer eigentlichen Vegetationszone ihre, von 25—30 cm langen Nadelbüſcheln beſetzten, kräftigen Äſte breit ausladen, während ſie im Küſtenland nur dünnſtämmig und kurzäſtig ſind und viel kürzere Nadeln haben, und dann mit einemmal türmen ſich ſteile, vielfarbige Aſchenhänge und Schlackenwände empor, die von niedrigem Geſtrüpp bis hinauf zum Kamm ſpärlich beſtreut ſind.

Von Orotava aus ſieht man dieſe energiſchen Abſtufungen des oberen Gebirgsteiles ebenſowenig, wie die hier recht ſcharfen Grenzen der Vegetationszonen; ſie ſind zu fern. Auch die Silhouette des Kammes, der eigentlichen Cumbre, verſchwimmt aus ſolcher Ferne zu rundlichen Formen. Meiſt aber iſt die Cumbre überhaupt nicht ſichtbar, weil ſie vom Paſſatwind mit dichten Wolkenbänken belagert wird. Da ſie ihre ganze Breitſeite den nördlichen Paſſaten zukehrt, ſo iſt die Cumbre ein äußerſt wirkſamer Wind- und Feuchtigkeitsfänger für die Inſel. Sobald in der Höhe Temperaturdifferenzen zwiſchen der lokalen Luftſchicht und den herankommenden feuchten Paſſatwinden vorhanden ſind, vollzieht ſich die Wolkenbildung mit großer Schnelligkeit. Die Wolkenbank wächſt in die Dicke und Breite, reicht gewöhnlich ſchon am Vormittag bis an die

Kulturengrenze herunter und dehnt ſich von dort horizontal als eine mehr oder minder ſchattende Schicht über den größeren Teil des Unterlandes ſeewärts aus. Nur der äußerſte Küſtenſtrich bleibt hier, wie überall rings um die Inſel, wegen des von ihm aufſteigenden, ſtärker erhitzten, trockenen Luftſtromes meiſt wolkenlos und ſonnig, auch wenn auf das übrige, der Cumbre nähere Kulturland ſtrömende Regengüſſe niedergehen.

Die Cumbre iſt ſomit der Hauptwaſſerſpender des Unterlandes. Aber nicht nur den von der Cumbre in das Unterland gewiſſermaßen herabwachſenden Niederſchlägen verdanken die Bandas del Norte ihre große Fruchtbarkeit, ſondern namentlich der Irrigation der von oben herunterrinnenden Bäche, die aus der ſtets feuchten Höhe beſtändig Waſſerzufuhr erhalten. Ihr faſt ununterbrochenes Fließen erklärt auch die tiefe Eroſion der Barrancos. Doch werden ſie deſto waſſerärmer, je weiter ſie ins Unterland hinabkommen, denn ihr Inhalt wird ſorglich in die Felder geleitet, wo er dann mit und nach der Ernährung der Pflanzen verdunſtet.

Wegen der faſt immer wehenden nördlichen Paſſate dieſer Region iſt die Cumbre aber auch die Wetterſcheide für die Nord- und Südhälfte der Inſel. Die Südſeite Teneriſes liegt im Regenſchatten der Paſſatwinde, die ihre Feuchtigkeit zum bei weitem größten Teil auf der Nordſeite abgeben; und darum ſind die Bandas del Sur im Gegenſatz zu den Bandas del Norte trocken und heiß. Da außerdem die oberen zwei Dritteile des Südabfalles der Cumbre viel ſteiler als jene der Nordſeite ſind, ſo daß im Süden die Gewäſſer der Cumbre ſchneller abfließen müſſen, und da auf der Südſeite ſtellenweiſe größere poröſe Tuffmaſſen liegen, als auf der Nordſeite, ſo daß die Niederſchläge ſchnell verſickern, ſo iſt auf der Südſeite auch die Vegetation in ganz andere Höhenzonen angeordnet als auf der Nordſeite und hat teilweiſe ſogar andere Formen als dort.

Vor allem dieſe Verſchiedenheit der Höhengrenzen auf den beiden Abdachungen des Cumbregebirges war es, welche mir eine Überſchreitung der Inſel von Nord nach Süd über die Cumbre verlockend machte. Mußte ich dabei doch alle Vegetationsregionen beider Inſelſeiten an einem Tag ſehen und vergleichen können. Für eine ſolche Traverſierung iſt natürlich der höchſte Paß am Vulkankegel Pedro Gil, der von Orotava nach Guimar hinüberführt, am geeignetſten. Will man aber noch weitere Vergleiche der Höhengrenzen an der Cumbre vornehmen, ſo kann man

die Überſteigung des Bergrückens auf den Päſſen zwiſchen Victoria und Igueſte und zwiſchen Tacoronte und San Iſidro wiederholen; ja, man kann ſogar zu Maultier in zwei Tagen eine ganze Kammwanderung auf der Cumbre entlang ausführen, die zwar bisweilen ſehr ſchmal iſt, aber wegen ihrer ununterbrochenen Reihe von jungen Eruptionsherden auch geologiſch höchſt Intereſſantes bietet. Am erſten Tag reitet man von Laguna bis zum Pedro Gil, wo biwakiert wird, und am zweiten Tag über die Majaebene entweder durch die Cañadas nach Vilaflor oder durch das Portillo nach Orotava. Nur der Nebel und kalte Wind beeinträchtigen gewöhnlich den Genuß und Erfolg dieſer Tour. Mir war zu ihrer Ausführung leider die Zeit zu kurz bemeſſen.

Nach dem erſten vierzehntägigen Umherſtreifen auf der Inſel hatte ich mir in Icod und dann in Villa Orotava einige Erholungstage gegönnt. Unten in Puerto Orotava in dem „mit allem Komfort der Neuzeit“ ausgeſtatteten Hotels war mir's für meine Reiſezwecke nicht behaglich genug. Zum Breackfaſt, Lunch und Dinner den Salonmenſchen anzuziehen und entweder mit Schwindſüchtigen und anderen Leidenden oder mit gelangweilten Saiſonbummlern zu Tiſch zu ſitzen, dazu braucht man nicht erſt nach Teneriſe zu kommen. Oben in der Villa Orotava in der Fonda del Pico ging es dagegen ſehr gemütlich zu. Abſeits von der Hauptſtraße der Inſel und vom Fremdenverkehr, der namentlich im Winter nur ſelten ſeine Wellen aus dem warmen „Puerto“ herauf in die kühle „Villa“ ſendet, iſt das kleine Gaſthaus del Pico ganz canariſch geblieben. Einige Stammgäſte aus dem Städtchen, ein netter, alter engliſcher Photograph, der auf Reiſen hier hängen geblieben iſt und nun ſeinen Unterhalt durch Aufnehmen von Familienbildern gewinnt, ein kluger, ſchweizer Ingenieur, der im Begriff iſt, der „Villa“ und dem „Puerto“ eine elektriſche Lichtanlage zu ſchaffen, ein fiebergelber Cubaner und ich: wir ſind die Hotelgeſellſchaft. Unſere Mahlzeiten nehmen wir unter dem Vorſitz der behäbigen Wirtin ein, wobei es ſehr zwanglos zugeht, viel von der mehr nahr- als ſchmackhaften Koſt gegeſſen und ebenſoviel beim roten Landwein gelacht wird. Dann geht jeder ſeiner Arbeit nach, und abends nach der „cena“ ſitzen wir plaudernd und rauchend mit der dicken Wirtin im Familienkreis beiſammen, wozu entweder der treffliche Herr Wildpret aus dem Puerto erſcheint, oder mein Arriero José ſeine Aufwartung macht, aber um zehn Uhr werden die Lichter gelöſcht, und jeder zieht ſich in ſein weniger reinliches als bequemes Bett zurück.

Die Bettwäſche iſt überall ein dunkler Punkt in Spanien, — der dunkelſte aber der fürchterliche Zuſtand der Kloſetts; um wieviel dunkler alſo in der verroſteten Kolonie. Freilich, für 5 Peſetas (4 Mark) Penſion iſt in einem ſolchen Land, wo ja außer den Feld- und Gartenfrüchten alles importiert wird, erſt recht nicht viel zu verlangen.

Meine Erholungstage waren lauter Regentage. Erſt am fünften ließ ſich der blaue Himmel wieder ſehen und lockte mich ſofort zur Ausführung der geplanten Cumbretour. José mit ſeinen beiden „Beſtias" war ſchnell zur Stelle, und im flotten Schritt ging es in den naßkalten Morgen hinein. Herr K., der freundliche, ſchweizer Ingenieur, ritt ein Stück mit, um mir oberhalb der „Villa" die Anfänge der elektriſchen Anlage zu zeigen, die dereinſt der Stadt und dem Puerto elektriſches Licht ſpenden ſoll. Es dauert eine ziemliche Weile, bis wir aus der Stadt herauskommen, denn der obere Stadtteil hat ſo ſteile Straßen, daß Vorſicht beim Reiten geboten iſt. An die Möglichkeit, eventuell hier auch einmal mit einem Wagen zu fahren, hat man bei der Straßenanlage nie gedacht; in direkter Linie, ohne Windungen gehen die rohgepflaſterten Wege auf das hoch gelegene Ziel los, aber die Maultiere erleichtern ſich den ſteilen Aufſtieg durch Zickzackgänge auf der Straße ſelbſt, was natürlich das Fortkommen nicht beſchleunigt, aber wenigſtens den neugierigen Anwohnern der Straße erlaubt, unter ihren Klappjalouſien hervor ſich mit Muße den langſamen Reiter anzuſchauen. Nur der Hufſchlag der Tiere, Joſés Zurufe und das Klappen der Jalouſien erſchallen auf der Straße; ſonſt rührt ſich nichts.

Allmählich können wir von oben auf die flachen, grauen Dächer und die moosbewachſenen, zerfallenden Kirchtürme hinunterblicken. Außer einem Hahnenkrähen wird in den ſtillen Häuſergruppen nichts laut. Die menſchliche Bewohnerſchaft ſcheint völlig ausgeſtorben zu ſein. Und ein abſterbendes Gemeinweſen iſt ja auch die Villa Orotava. Die ſpaniſchen Landeigner, die einſt hier ihren Sitz hatten und der Stadt, namentlich in der Zeit der gewinnbringenden Cochenillezucht, einen recht behäbigen Anſtrich gaben, ſind meiſtens verſchwunden, zu Grunde gegangen oder wohnen in Spanien, wo ſie die von ihren canariſchen Pächtern mühſam erarbeiteten Renten verzehren. Ihre mit ſtolzen, ſteinernen Wappen und ſchön geſchnitzten Balkonen und Thoren verzierten Häuſer ſtehen leer und bröckeln ab, Handel und Wandel ſind lahm geworden, nichts Neues wird unternommen, und es hat nicht den Anſchein, als

ob neues Leben aus den Ruinen blühen wolle, ſolange Spanien ſeine ſchwere Hand auf der Inſel liegen hat. Der lebendige und belebende Pulsſchlag der arbeitsemſigen, fortwährend um- und neugeſtaltenden modernen Zeit dringt unter Spaniens Herrſchaft nicht bis nach den Canarien, wenigſtens nicht mit Spaniens Willen und Zuthun. Der Reiſende freilich freut ſich an dem altmodiſchen Weſen, das ihn romantiſch anmutet wie Großvaters lang verklungene Erzählungen, aber das Land und Volk ſelbſt erſtarrt in den überlebten Wirtſchaftsformen und verkümmert jährlich mehr.

Und dennoch wird Orotava elektriſches Licht haben; elektriſches Licht in ſeinen ſtillen, einſamen Straßen, wo ſchon am Tag, geſchweige denn in der Nacht, ſelten Menſchen zu ſehen ſind! Man begreift dieſes Rätſel nicht, wenn man unſern mitteleuropäiſchen Nützlichkeitsmaßſtab an dergleichen Dinge anlegt. Einen praktiſchen Zweck ſtrebt ja aber auch der canariſche Spanier mit dem elektriſchen Licht gar nicht an. Ihm iſt die ſtrahlende Beleuchtung nichts als eine glänzende, große Spielerei, für die ſeine Börſe in gleicher Weiſe offen iſt wie für pomphafte Kirchenfeſte und Stierkämpfe. Ohne große Schwierigkeit hat das ſchweizeriſche Elektricitätswerk in Villa Orotava und dem Puerto eine Aktiengeſellſchaft mit 120 000 Peſetas Kapital zu ſtande gebracht, und mit Ungeduld erwartet man die Vollendung der Anlage. Für die Stadt und das Land kann man nur ſehnlichſt hoffen, daß das Symbol der neuen Lichtquelle ſich bald in faßbare Wirklichkeit verwandle, und daß mit den Strahlen der elektriſchen Bogenlampen allmählich das Licht moderner Lebensauffaſſung in die nach mancher Hinſicht faſt mittelalterliche Geſellſchaft Teneriſes eindringe, zu Nutz und Frommen des von einer gütigen Natur ſo reich beanlagten Landes.

Doch weiter bergauf, fort von der Stadt! Auch oberhalb von Orotava ſetzt ſich der kräftige Stufenbau des vulkaniſchen Terrains weiter fort. Ein Lavaſtrom liegt über dem anderen, von einem Abſatz führt der echt canariſch ſteinige Reitpfad auf den anderen, von einer Felderterraſſe und Obſtpflanzung zur andern. Je nach der Beſchaffenheit des unterliegenden Geſteins deckt ſchwarzbrauner, rötlicher oder grauer Humus den Lavafels, an den Rainen lacht ſaftiges Wieſengrün, in und an den Gärten entfalten im Schein der Morgenſonne Hunderte und Aberhunderte von Pfirſichbäumen die volle Pracht ihrer zart roſa angehauchten Blüten. Kryſtallklar eilen ſprudelnde Bäche zwiſchen dichten

Polſtern von Vergißmeinnicht und Dotterblumen zu Thal, und ſelbſt die einheimiſche Kreatur fühlt ſich von dieſem Frühlingszauber gefangen und mild geſtimmt, denn die ſtruppigen Köter, die ſonſt immer mit Berſerkerwut auf den harmloſen Wanderer losfahren, knurren nur blinzelnd im Sonnenſchein, die vielen Hemdenmätze und kleinen Schmierfinken an den Thüren, die ſonſt immer um die Wette „Cuartito“ rufen, wünſchen nur ſchüchtern „buenos dias“, und jeder der uns begegnenden, ſchwer ſchleppenden Holzträger hat heute ein freundliches „a dios, amigo“ für Don José, der es jedesmal mit einem würdevollen „a dios, caballero“ erwidert.

Nach einſtündigem Ritt durch den ſonnigen, wonnigen Frühlingsmorgen ſehen wir oben die Cumbre ſich dicht und dichter umwölken und die Nebelbänke langſam bergab ſinken. Aber noch bleibt es in der Kulturenregion klar. Das Terrain ebnet ſich bei 580 m Seehöhe etwas aus, und plötzlich ſtehen wir vor einer breiten, 10 m tiefen Grube, in deren moraſtigem Grund einige Männer eben einen großen Baſaltblock abzuſprengen verſuchen. Ich will dem vermeintlichen Steinbruch ausbiegen, aber Herr K., der Elektriker, weiſt in die Tiefe und ſagt: „Dies hier iſt unſer Maſchinenhaus“. Da von einem Haus noch keine Spur zu ſehen iſt, und da die Arbeiter nur bei leidlichem Wetter arbeiten, wird Orotava wohl noch eine gute Weile ſich an ſeinen Öllampen genügen laſſen müſſen. Aber der Anfang iſt doch gemacht. Die künftige Kraftquelle der Anlage, der vorbeirauſchende Bach, wird, in Röhren eingefangen, mit 6 Atmoſphären Druck arbeiten. Es iſt aber kein natürliches Bachbett, in dem hier die Gewäſſer nach Orotava hinuntereilen, ſondern ein künſtlicher Kanal, der aus der quellenreichſten Ecke des Taorothales dem Städtchen den Waſſerbedarf zuführt.

Sein Urſprung, dem wir nun nachgehen, liegt im ſchönſten Winkel der ganzen weiten Taoromulde. In ihrer oberen Oſtecke, dort, wo die Steilhänge der Cumbre im rechten Winkel auf die mächtige Felswand der Ladera de Santa Urſula, des öſtlichen Grenzwalles der Taoromulde, ſtoßen, haben die rinnenden Gewäſſer einige tiefe Schluchten ausgewaſchen, die mit dem ganzen romantiſchen Reiz waldiger Gebirgsklammen ausgeſtattet ſind. Zu jeder Jahreszeit brauſt dort ein Wildbach im Barranco del Agua hervor, als nie verſiegender Waſſerſpender für die Stadt Orotava. Ehe er, zum Kanal abgeleitet, die Stadt erreicht, wird er künftig die elektriſchen Maſchinen treiben müſſen.

Höher und höher reiten wir vom „Maſchinenhaus“ der Bachrichtung entlang und der Kulturengrenze zu. In 595 m Höhe begegnen uns ſchon die erſten Erikabüſche und bei 640 m die erſten vereinzelten Vorläufer canariſcher Pinien. Die Nebel der Cumbre haben inzwiſchen immer tiefere Regionen erobert und beginnen, uns in flatternden Schleiern zu umwehen. In ihrem Schatten ſinkt die Temperatur ſofort von tt 13½°, tn 10° auf tt 11°, tn 9½°. Bei 730 m Bergeshöhe ſtrecken uns die erſten Kaſtanien ihre noch blattloſen, knorrigen Äſte entgegen, umlagert von ſaftgrünen Lupinenfeldern, deren Hauptregion hier gelegen iſt, und bei 875 m machen ſich Quitten- und Äpfelbäume in lichten Beſtänden breit. Immer ſteiler werden die Lavaſtufen, immer dichter und näſſer die Nebel. Aus dem grauen Wolkenwehen taucht in 980 m Höhe eine kleine Hütte auf, die während der Choleraepidemie des letzten Winters die über den Paß von der Südſeite herüberkommenden Landleute kontrolieren mußte, und hinter ihr beginnt der dichte Erikabuſchwald des „monte verde“. Felder von Lupinen, Katoffeln, Fababohnen und Roggen bilden hier (1010 m) die oberſte Grenzzone des Ackerbaues auf dieſer Strecke, heute alles grau in grau, wie auch die Strohhütten, Menſchen und Tiere. Von feinem Sprühregen umrieſelt, reiten wir bald in einen ſtattlichen Hain von alten, rieſigen Kaſtanien und blühenden Zwetſchenbäumen ein und erblicken dahinter an hochragenden Bergwänden den viel gerühmten Pinienwald von Agua Manſa.

Kaſtanien von 3 m Stärke und 20 m Höhe, wie ſie hier in einigen Dutzenden beiſammenſtehen, ſieht man ſonſt nicht mehr auf der Inſel. Auch hier lagen einige der kerngeſunden Rieſenſtämme, vom Beil gefällt, am Boden, um zu Brettern zerſägt zu werden. Sie mögen die Conquiſtadores noch geſehen haben, denn erſt zu Ende des 15. Jahrhunderts iſt die Edelkaſtanie durch die ſpaniſchen Eroberer aus ihrer ſpaniſchen Heimat in den Canarien eingebürgert worden. Unter den herrlichen Bäumen machen wir am Gehöft Agua Manſa (1046 m) Halt, wo uns ein zerlumpter Medianero in das naßkalte, düſtere und leere Gartenhäuschen ſeines fernen Herrn einläßt, das offenbar einſt beſſere Zeiten geſehen hat.

Bei warmem Sonnenſchein, wenn die Kaſtanien belaubt ſind und die Fruchtbäume der Ernte entgegenreifen, muß es köſtlich hier am ſtrömenden Waſſer in über 1000 m Bergeshöhe ſein. Jetzt hüllten wir uns fröſtelnd in unſere Mäntel, denn das Thermometer ſtand auf tt 8°, tn 8½°. Die eine Viertelſtunde entfernte Brunnenſtube, wo die wilden Waſſer eingefangen und gezähmt werden — daher Agua Manſa

(mansa = zahm) — ist ein so solider Bau, wie ich ihn auf Tenerife nicht erwartet hatte. In einem dicken Strahl fließt das überschüssige Wasser nach der Seite ab, und dies ist nach des Brunnenwärters Angabe seit sechs Jahren stets der Fall, während vorher ein Überquillen nie zu bemerken war. Im Einklang mit diesem konstanten Wasserreichtum hat Herr Wildpret seit fünfundzwanzig Jahren auf Tenerife eine stetige Vermehrung der Winterregen und ein langsames Wachsen der Sommerwärme und -trockenheit beobachtet; die letztere unter gleichzeitigem Zunehmen des vom afrikanischen Festland herüberwehenden Ostwindes. In diesem Jahr gesellte sich dazu die Erscheinung, daß die Niederschläge des Winters, die sonst oft und kurz gefallen waren, nun häufig und langdauernd waren. Die jahreszeitlichen Klimaschwankungen scheinen also auch auf Tenerife beträchtlich zu werden. Im Zusammenhang mit dem starken Regenfall war mir schon die oft sehr umfangreiche junge Abschwemmung des Humus von den Feldern und an den Bachrändern aufgefallen, wogegen die Isleño allerlei Schutzvorrichtungen ohne sichtlichen Erfolg angebracht hatten. Und unten an der Küste reichen die aus den Barrancos ins Meer strömenden, erdigen Süßwasserfluten als ein graubraunes Band weit hinaus in die blaue See. Zu einer Deltabildung kommt es freilich in der mächtigen Brandung nicht, und etwaige Ansätze werden im Sommer bald wieder abgetragen, wenn die Bäche unten fast ganz zu fließen aufhören, da man sie dann im Oberlauf zur Bewässerung in die Felder leitet. Im Gegensatz zu diesen Beobachtungen scheint die allmähliche Austrocknung des Sees auf der Hochebne von Laguna zu stehen. Doch mögen dort lokale Ursachen den Rückgang bewirken, und es wäre interessant, von künftigen Reisenden zu erfahren, ob dort im Lauf der nächsten Jahre nicht auch ein Wachstum der Wassermenge zu beobachten ist.

In Agua Mansa verließ mich mein Gefährte. Trotz seiner Abmahnung ritt ich mit José, der wie immer unverdrossen meinen Wünschen nachgab, in die regnerische Erikaregion des Monte verde hinauf, die im Mittel hier zwischen 1000 und 1400 m ausgedehnt ist, und sah meinen Entschluß bald belohnt durch plötzliche Aufheiterung des Himmels. Da lag nun ein ganz wunderbares Bild vor mir. Noch ziehen düstere, dichte Wolkenmassen um die Cumbre, noch liegen breite, graue Nebelbänke über dem Unterland, aber dazwischen badet sich die Berg- und Waldlandschaft von Agua Mansa im goldenen Licht der Morgensonne.

Hoch über den Kaſtanien- und Obſthainen des Gehöftes heben die rötlichen, jähen, zu Rieſenpfeilern denudierten Felſen Los Organos ihre trotzigen Häupter zu den bewaldeten unteren Hängen des Pedro Gil empor, der ſelbſt im Gewölk verborgen liegt. (S. untenſtehende Abbildung.) Wegen ihrer Regelmäßigkeit könnte man dieſe „Organos“ (Orgelpfeifen) für natürlich kryſtalliſierte Baſaltſäulen halten, und doch ſind ſie nur ſekundär durch Einſchnitte des Regenwaſſers an der ſteilen Agglomeratwand entſtanden. Links unter ihnen gähnt der finſtere Eingang der bis

Der Nordhang der Cumbre del Pedro Gil oberhalb Agua Manſa, mit den Felswänden Los Organos.

300 m tiefen großen Felſenſchlucht del Agua, die ſich weiter oben gabelt und mit den engen Barrancos der Quellbäche in die Flanken der Cumbre, in den Lomo del Agua am Nordhang des Pedro Gil, einſchneidet. Rechts kommt der tiefe Barranco Chimichi herab und vereint ſich unterhalb Agua Manſa mit den anderen Wildbächen zum großen Barranco de las Arenas. Überall, wo die Steilheit der Felſen nicht zu groß iſt, hat ſtolzer Pinienwald das kluftige Gelände erobert. Über Agua Manſa aber leuchten aus 1155 m Höhe noch die äußerſten, hellgrünen Roggenfelder herüber; weiter oben gibt es hier keinen Ackerbau mehr. Und im Weſten taucht

bisweilen aus dem nebelumwallten Erikabuschwald ein flacher, kreisrunder Krater auf, die Caldera de Agua Mansa, von der aus parallel zur Cumbre, also auf einer Parallelspalte des Höhenkammes, fünf weitere Kraterhügel nach Südwesten zum Portillo der Cañadasebne quer über die Taoromulde hinaufziehen. Ich glaubte mich ins Oetzthal oder ins Stubai versetzt, so lange der Nebel die runden, jung-vulkanischen Formen hier unten und oben am Pedro Gil und die endlos lang gestreckten Lavaströme zum Tiefland hinunter einhüllte.

Ich wollte den großen photographischen Apparat vom Packtier abgeschnallt haben, aber José erklärte, daß zur Aufstellung des von ihm „madre“ (Mutter) getauften großen Apparates, den er sonst unermüdlich wohl ein dutzendmal am Tag ab- und aufzuschnallen pflegte, beim heutigen Nebelwehen keine Zeit sei, und reichte mir statt ihrer den kleinen Apparat, die „niña“ (Tochter), die immer schnell zur Hand an seiner Schulter hing. „José, la niña!“, oder „José, la madre!“: das waren die beiden Kommandos, die er am häufigsten von mir hörte. Heute aber kam selbst die „niña“ zu spät. Ein Windstoß zog einen undurchdringlichen Nebelvorhang vor das Landschaftsbild, und resigniert ritten wir weiter durch den Monte hinauf. Die Mulos suchten sich mit verhängtem Zügel den schmalen Pfad durch das Erikagebüsch und rupften wandelnd das junge Gras vom Boden, das hier nur noch in vereinzelten Büscheln wächst und bald ganz von niedrigen Ericinellen verdrängt wird. In den nadelblätterigen Erikasträuchern fauchte der nebeltreibende Wind und trug meine Phantasie in die fernen Fichtenwälder der Heimat. Merkwürdig empfand ich es wieder, wie viel stärkere Erinnerungsbilder durch Geräusche, Gerüche und Geschmacksempfindungen erzeugt werden als durch Gesichtseindrücke. Die sozusagen größere Körperlichkeit dieser Sinneswahrnehmungen scheint auch die Stimmung stärker zu beeinflussen als der erregte Gesichtssinn.

Der Traum ging aber schnell zu Ende, denn mit einemmal treten wir aus dem säuselnden Erikabusch heraus auf kahlen, grauroten Aschenboden, und gleichzeitig wird die Berglehne steiler. Von der Cumbre herab schluchtet sich ein verwaschener Barranco in den aschigen Berghang hinein, an dem bei 1177 m ein Pfad rechts nach dem Llano de la Maja hinauf abzweigt. Auf dem rötlichen Boden sieht man hier überall Brocken von glänzend schwarzer Holzkohle liegen, stellenweise auch verkohlte Wurzelstöcke aus der Erde hervorragen. Sie geben Kunde von

vergangener Pracht der Pinienwälder, die dereinſt dieſe obere Region der Cumbre umgürteten und noch zu Anfang unſres Jahrhunderts ein herrlicher Schmuck Teneriſes geweſen ſind, bis ſie den vereinten Angriffen der Holzſchläger und Köhler erlagen. Jetzt ſind an der ganzen Nordſeite des Pedro Gil nur zwei einzige alte Pinien übriggeblieben, die den im Nebel irrenden Wanderer ein willkommenes Wegzeichen ſind: der Pino de las Meſitas bei 1400 m und der Pino del Pedro Gil bei 1505 m. Doch „ſie auch ſchon geborſten, können ſtürzen über Nacht".

In Zickzack und Schlangenlinien windet ſich der Pfad von 1350m an an den mit 30—35° äußerſt ſteil anſteigenden, nackten, rotbraunen Aſchenhängen empor; es ſind die Meſitas del Pedro Gil. Die Tiere klimmen langſam und mit höchſter Vorſicht weiter, denn der Pfad iſt vom Regen gänzlich zerwaſchen und zerriſſen, und der Aſchenboden iſt äußerſt locker und brüchig. Ein Sturz würde Tier und Reiter in unaufhaltſamem Rollen in der nebelgrauen Tiefe verſchwinden laſſen. Bei jedem Straucheln ruft José den Mulos ein warnendes „cuidado mulito" (Vorſicht, mein Tierchen) zu, während er glaubt, mich ſelbſt mit wiederholtem „muy malo aqui" (ſehr ſchlecht hier) zu erhöhter Aufmerkſamkeit anregen zu müſſen. Allmählich verdichtet ſich die Feuchtigkeit des Nebels in dicken Tropfen auf unſern Kleidern und dringt, ohne zu regnen, bis auf die Haut durch. Dazu bläſt aus N.O. ein ſchneidend kalter Wind herauf, der die naſſen Hände ſteif und faſt untauglich zur Inſtrumenthandhabung macht.

Eine halbe Stunde nach der anderen verrinnt, und immer wieder biegt der Pfad in eine neue Zickzacklinie ein, immer noch bleibt der Steigungswinkel des Bergabhanges derſelbe. Es iſt eine unbeſchreiblich reizloſe, öde Strecke, einem rieſenhaften, künſtlichen Schutthaufen viel ähnlicher als einem freien Gebilde der ewig wechſelvoll geſtaltenden Natur. Erſt wenn der Zahn der Zeit noch einige Jahrtauſende an dieſen jung-vulkaniſchen Formen genagt haben wird, werden ſie im einzelnen zu größerer Mannigfaltigkeit gelangen, die ihnen die auf dieſen ſterilen Aſchen ſo ſehr beſchränkte Vegetation nie zu geben vermag. Daß wir ſchon eine beträchtliche Höhe erklommen haben, würden wir auch ohne Barometer und Thermometer nun an dem Erſcheinen einer kleinen, hellgrauen Pflanze erkennen, deren filzblätterige Polſter ſich Wärme ſuchend dicht dem Boden andrücken. Es iſt die ſogenannte Chahorrapflanze (Leucophae canariensis), ein dem zwiſchen naſſer Kälte und trockener Hitze

täglich wechſelnden Höhenklima ungemein angepaßtes Gewächs, das hier von 1555 m Höhe an auf der Cumbre viel häufiger iſt als an dem überwiegend trocknen Pik. Die Mulos, die doch ſonſt an jeder „yerba“ knabbern, wiſſen ſehr wohl, daß das Gewächs ungenießbar iſt, und ſchreiten unbekümmert weiter. Bei 1596 m taucht plötzlich aus dem Nebel, täuſchend ähnlich einer halb zerfallenen Ruine, eine zackige, graue Lavamauer auf. Aus den ſchiefen, roten Aſchenſchichten ragt ſie ſenkrecht 6 m hoch empor und hat nur 1 m Dicke. So zeigt dieſe Gangmauer, denn eine ſolche iſt es, daß hier das Geſtein, das ſie durchſetzt, doch ſchon um mindeſtens 6 m abgetragen worden iſt; wahrſcheinlich liegt es aber noch tiefer unter den jungen, die Gangmauern jetzt umlagernden Aſchen des Pedro Gil. Wie faſt alle Gangbildungen, die wir in den Anaga- und Teno-bergen geſehen haben, verläuft auch dieſe, und ebenſo die meiſten anderen der Cumbre, in der Richtung der großen, die ganze Inſel orientierenden Bruchſpalte von N.O. nach S.W. Das bemerken wir von neuem eine kurze Strecke weiter oben, wo ſich uns in 1645 m Höhe noch einmal im Nebel ſolche vulkaniſche Mauerruinen entgegenſtellen. Das Volk nennt die Stelle La Vuelta de la Vieja. In ihren Schutz flüchten wir uns für einige Minuten vor dem wütenden Wind, um auszuſchnaufen und Notizen zu machen. Das Thermometer iſt bereits auf tt + 3°, tn ±0° gefallen, was natürlich in Wind und Nebelnäſſe viel empfindlicher wird als eine weit niedrigere Temperatur in ſonniger Windſtille.

Eiligſt ſtreben wir höher bergan, vorbei an mehreren roten Aſchenkuppen, die hier wie überall Las Coloradas heißen, und weiter hinüber nach Oſten. Da laſſen wir endlich die gefährlichen Abhänge der Meſitas hinter uns und betreten trümmerbedeckte Lavafelder, den Lomo del Pedro Gil, wo nun bei 1690 m an unſerem Pfad im feſten Boden alsbald auch die charakteriſchſten Gewächſe des Teneriſehochgebirges, die Retama (spartium supranubium oder cytisus nubigenus) und der Escobon (cytisus proliferus) in blattloſen, ſperrigen und knorrigen, bis 2 m hohen Büſchen und Bäumen die Landſchaft etwas beleben. Hier am Lomo del Pedro Gil reichen ſie bergab bis zu ca. 1600 m. Mit Codeſo (adenocarpus frankenoides) untermiſcht bewächſt die Retama die ganze Nordſeite der Cumbre vom Pedro Gil an bis zu den Cañadas, ſenkt ſich aber auf den äußeren Cañadashängen nicht ſo tief herab wie hier. Ihre ſeltſame Erſcheinung haben wir ſpäter noch genau zu betrachten. Aus nebeldunklen Schluchten heult von Nordoſten der Wind

herauf, so daß wir uns mühsam im Sattel halten und die zögernden Mulos gewaltsam durch das schlimme Trümmerfeld treiben müssen. Endlich bei 1825 m leuchten in der Bachmulde Las Colchonas die ersten, 3—4 m breiten Schneeflecke aus dem Nebel, das Terrain flacht sich ein wenig ab, wir biegen nach Westen um, und, den treibenden Wind im Rücken, eilen die Tiere, die wegen der Terrainebnung schon die Paßhöhe ahnen, dem Grat der Cumbre zu.

Zwischen einigen runden, zum Teil schneebedeckten Aschenwällen und schroffen Gangmauern hindurch langen wir, nach fast sechsstündigem Ritt von Orotava aus, auf dem Höhensattel am Pedro Gil, auf dem Paso de Guimar (1988 m), an. Der Pedro Gil selbst (1839 m) steckt auf der nach N.O. absinkenden Cumbre im Nebel verborgen. Da die Temperatur nur tt 2°, tn — 1½° ist, lassen wir uns aber von dem pfeifenden Wind schnell auf die Südseite der Cumbre hinübertreiben, über steile Aschenfelder und Schlacken hinab bis zu 1780 m Höhe, wo mit einemmal der bisherige, stürmische Nordostwind abflaut und statt seiner uns von Süden her aus der Tiefe eine leichte Brise sanft entgegenweht, wie ein Willkomm aus dem warmen, südlichen Unterland. Mit diesem Windwechsel schwinden auch rasch die Nebel. Bei 1752 m reiten wir am untersten, kleinen Schneefleck der Südseite vorbei und in größere Bestände von Codeso und Escobon hinein, während auffälliger Weise die Retama hier ganz zu fehlen scheint. Als der letzte Nebelschleier zerreißt, öffnet sich unter uns ein tiefes, rundes Thal mit großen, schönen Felsformen, die sogenannte Garganta de Guimar, und über ihm im ersten wärmenden Sonnenschein gönnen wir uns und den angestrengten Tieren die wohl verdiente Mittagsrast.

Ganz prächtig können wir aus unsrer Vogelschau die Garganta de Guimar übersehen. Mit einem Blick ist zu erkennen, daß das großartige Kesselgebilde nicht der Erosion, sondern einem Einbruch oder einer Explosion seine Entstehung verdankt. Zu unsrer Rechten und Linken schieben sich von der Cumbre nach Süden kolossale Felswälle vor, deren östlicher im Pico Añabingo, der westliche im Risco de Tiomarcial gipfelt. Ihr oberer Rücken senkt sich nur wenig nach Süden, bricht aber ca. 1½ km vom Cumbrekamm plötzlich in schroffen Wänden zum Niederland hin ab. Steil und jäh fallen überall die Innenseiten dieser Ringmauern zum Kesselgrund hinunter, am steilsten und höchsten (ca. 300 m) im Westen vom Risco de Tiomarcial her. Im Süden auf einander zu-

laufend bis auf eine breit klaffende Schlucht, durch die das ferne Unterland heraufſchaut, umſchließen ſie den etwa 1½ km weiten Keſſel, deſſen Grund (1448 m) der Schauplatz gewaltiger, junger Erdrevolutionen geweſen iſt. Dort lagern breite Lava- und Tuffdecken auf dem Boden, auf der Nordoſtſeite ſtehen zerſtörte Schlackenkegel und Kraterruinen neben- und aufeinander, aber am Südweſtende, hart neben der großen Mündungsſchlucht des Keſſels, hebt drohend ein kohlſchwarzer, ganz unverſehrter Schlackenkegel (1585 m) ſein breites Haupt aus der Tiefe. Nach der uns abgewendeten Südweſtſeite, gerade zum Unterland von Guimar hin, hat er ſeinen gähnenden Kraterſchlund geöffnet und dorthin in ſeinem Entſtehungsjahr 1705 in wild entfeſſelter Zerſtörungswut ſeine dunklen Lavafluten entſendet. Die himmelhohen Felswände werfen finſtere Schlagſchatten in den Gargantakeſſel und machen ihn nur um ſo unheimlicher. Nicht ein Laut dringt aus dem düſteren Ort der Verwüſtung herauf. Es iſt die Verwirklichung einer Landſchaft der ewigen Verdammnis, wie ſie je in der Phantaſie eines Dichters oder Künſtlers gelebt hat.

Je weiter wir nun über die braunen Schlackentuffe in Windungen hinabklettern, deſto bedrückender wachſen die ſtarren Felsmauern rechts und links über uns empor. Ihre Schichten neigen ſich nach Südweſten, und ſie alle ſind quer durchſchnitten von ſenkrechten Gängen, die auch hier in der Streichrichtung der Cumbre und der großen Bruchſpalte der Inſel von Südoſt nach Nordweſt laufen. Zum Keſſelgrund hin wird das Buſchwerk immer dichter und ſtärker, namentlich der Escobon erſcheint in 2—3 m hohen, kräftigen Stämmen, aber grün iſt eine dieſer Flora fremde Farbe; hellgrau, dunkelgrau, graugrünlich und graubraun geben hier allein Ton und Stimmung. Selbſt der Himmel hat ſich wieder grau verſchleiert.

Auf dem Thalboden der Garganta klettern die Mulos behutſam über Waſſerriſſe, wo ein halbes Dutzend braune und graue Lavadecken aufgeſchloſſen liegen, die von den Kraterruinen im Nordoſten des Keſſels herabziehen. Vor uns aber wächſt mächtig der ſchwarze Vulkan von 1705 in Breite und Höhe. Bald betreten wir ſeine dunklen Schlacken, die in ganz ſcharfer Begrenzung ſich über die grauen und rötlichen, älteren Laven des Keſſels legen, und reiten an ſeiner mäßig geneigten Oſtflanke entlang durch die Mündungsſchlucht der Garganta hinaus. Zur Linken begleitet uns ein kleiner Barranco, in dem ein trüber Regenbach ſchäumend zu Thal eilt. Das brockige, löcherige Geſtein des

Vulkans knirſcht unter den Hufen unſrer Reittiere wie gefrorener Schnee, und ſchwarzgraue Staubwolken wirbeln im Südwind über die Fläche.

Als wir die Südſeite des Vulkans erreichen, öffnet ſich mit einemmal die Landſchaft in ungeahnter Weite. Das ganze Tiefland von Guimar liegt unter uns ausgebreitet, eine ungeheuer breite Mulde wie die von Taoro, aus der wir am Morgen von Orotava herübergeritten ſind. Links und rechts zieht in blaugrauer Ferne ein hoher, ſteilwandiger Bergrücken in gleichmäßiger Erſtreckung von der Cumbre bis zum Meer hinunter, und zwiſchen dieſen beiden mächtigen Grenzwällen dehnt ſich die flache Senkung des „Valle de Guimar" 6 km weit von Candelaria im Nordoſten über Arafo in der Mitte bis nach Guimar im Südweſten. Wie die Caldera von Agua Manſa, die wir am Vormittag geſehen, ein Gegenſtück zum Vulkan der Garganta de Guimar iſt, ſo haben auch die nahe der Küſte von Orotava ſtehenden Fußkegel ihre entſprechenden Abbilder in den regelmäßig gebauten Stumpfkegeln nahe der Küſte bei Guimar. Im Gegenſatz zum Valle de Taoro gibt es aber hier kein langſames Niederſinken des Terrains von der Cumbre bis zum Meer, kein allmähliches Abſteigen in Terraſſenſtufen, ſondern nur einen einzigen, großen Abſatz am Fuß der Cumbre bei ca. 1100 m Höhe, unterhalb von welchem das Gelände im allgemeinen unter 3—6° geneigt iſt, während es oberhalb von 10° bis zu 24° und noch mehr emporſtrebt. Auch das landſchaftliche Bild dieſer Südmulde iſt anders geartet als jenes der ihr nördlich von der Cumbre gegenüberliegenden Taoromulde. Dort, auf der Nordſeite, meiſt dunkle Erde, zahlloſe dunkle Baumgärten und in der jetzigen Jahreszeit ſaftgrüne Felder um weit zerſtreute, weiße Gehöfte, Dörfer und Städte; hier vorwiegend rötlicher Erdboden, wenige Baumgärten und jetzt meiſt ſchon gelbliche Felder, nur vereinzelte Gehöfte und nur drei größere Häuſerkomplexe: Guimar, Arafo und Candelaria. Aber die auffallendſte Erſcheinung im ganzen Landſchaftsbild ſind die langen, dunklen Lavaſtröme, die ſich wie wirkliche, breite Flüſſe von der Cumbre bis ans Meer durch das rötliche Land ſchlängeln.

An ihnen wandert der Blick wieder zurück zu ihrem Urſprung an der Cumbre, wo wir gerade ſtehen, denn hier am Gargantaeingang iſt ihr gemeinſamer Quell. Nur ein älterer Strom, der am Ort Arafo vorüber ſich bergabwärts windet, iſt weiter öſtlich einem dem Cumbreabhang angelehnten, rotbraunen Kegel entquollen. Der Herd

der übrigen ist der Vulkan von 1705. Seinem Ausbruch scheint eine äußerst heftige Hebung des benachbarten Gebirgsstückes vorausgegangen zu sein, denn rechts und links von ihm sind an den Felsen des Schluchteinganges zur Gargantacaldera die Schichten bis zu 40° aufgerichtet, während sie sonst fast horizontal gelagert sind. Am Fuß des Vulkans selbst liegen viele vulkanische Bomben umher, die ebenfalls auf starke Explosionen hinweisen. Hat man doch die Erdstöße mit großer Gewalt drüben in Orotava gespürt. Aus der breiten Spalte auf der Südwestseite floß die Lava auf der flachen Terrainstufe erst eine Strecke in die Breite, dann aber stürzte sie wie ein Wasserfall über den Abhang 25° steil hinab, strömte durch die Barrancos und Schluchten weiter, quoll aus einem Thal ins benachbarte hinüber und staute sich auf dem beginnenden Flachland zu einem breiten Lavasee an, von dem sie, den größten Thalsenkungen folgend, schließlich in zwei mächtigen Strömen dem Meer entgegenflutete. Zahlreiche Seitenarme zweigen sich während des Laufes ab und enden entweder nach kurzem oder vereinigen sich wieder mit den Hauptströmen. Der östliche der zwei großen Ströme ist fast bis zum Meer vorgedrungen, ein kleinerer mittlerer hat sich ebenfalls weit bergab gewälzt, und nur der westliche große Strom hat nach kurzem Lauf oberhalb Guimar Halt gemacht und die tötlich geängstigte Stadt vor grauenvoller Vernichtung verschont. Mit welchem Entsetzen mögen damals die Bewohner von Guimar die lohenden Feuerfluten direkt auf Haus und Hof loskommen gesehen haben, und mit welchem Dankesjubel mögen sie dann den Einhalt der glühenden Lavamassen begrüßt haben!

Jetzt schauen wir darauf nieder in andächtiger Naturbewunderung und freuen uns der unvergleichlichen Farbeneffekte: schwarz auf rot, auf grau oder grün, mit denen hier die Weltenkünstlerin Natur das Landschaftsbild verschönert und vergrößert hat. Um es im Lichtbild festzuhalten, ließ ich mir von José den Apparat losbinden, aber ich erkannte bald meine Ohnmacht, diese gewaltigen Raumverhältnisse in die Kamera zu zwingen, und gab den Versuch auf. Der mächtige Eindruck dieser weiten, vulkanischen Muldenflächen entspringt eben viel mehr dem Zauber ihrer Farben und den mit der Vorstellung der vulkanischen Vorgänge verknüpften Ideen, als ihren Formen im ganzen und einzelnen, die ja allein im Lichtbild wiedergegeben werden können. Gerade die Farbe belebt erst die wellige Landschaft recht. Noch glaubt man dort unten die

dunklen, durch die roten oder grünen Felder gewundenen Ströme in fortdauernder Bewegung zu ſehen, und ihre ſcharf begrenzten Maſſen erſcheinen aus unſerer Ferne ganz geſchloſſen und dicht. Weiter oben aber ſind ihre Konturen verſchwommen oder ganz verſchwunden, denn hier in der Region feuchter Nebel und häufigerer Niederſchläge hat ſchon eine kräftige Vegetation von dem jungen Boden Beſitz genommen. Es iſt erſtaunlich, wie bald namentlich die Pinie wieder in der glasharten Lava Fuß faſſen kann. Dicht am Südfuß des Vulkankegels ſteht in 1270 m Höhe im gänzlich nackten, eiſenfeſten Lavageſtein die oberſte Pinie, ein kerngeſunder, ca. 15 m hoher Baum von doppelter Mannesſtärke. Und von hier ab auf dem ſteiler abfallenden Terrain, wo ein ſchneller Waſſerabfluß ſtatthat, mehren ſich ihre Beſtände raſch zu einem prächtigen Pinal.

Thalwärts aufbrechend, bekommen wir plötzlich wieder Nordoſtwind in den Rücken. Offenbar ſind wir hier unterhalb des Gargantakeſſels aus dem Schutzbereich der hohen Cumbre, die bisher den ſteifen Nordoſtpaſſat abgehalten hatte, herausgetreten und dem erneuten Blaſen des herabſinkenden Nordoſt ausgeſetzt. Von ihm hervorgerufen, treiben auch wieder Nebel und Schauer ihr gewohntes Spiel. Auf dem unteren Schlackenhang des Vulkans paſſieren wir eine Strecke, wo ich zu meinem Erſtaunen eine Menge kleiner Kaſtanienpflänzlinge (1260 m) bemerke, die mit ca. 10 m Abſtand in den kahlen Schlackenboden eingeſetzt ſind. An keiner anderen Stelle der Inſel habe ich vor- und nachher wieder ein ſolches Beiſpiel einer ſyſtematiſchen Anpflanzung außerhalb der Kulturzonen entdeckt. Der Gemeinde Arafo macht dieſe Fürſorge alle Ehre. Jedes der $^1/_3$ Meter hohen, gut gedeihenden Stämmchen iſt gegen Wind und Wetter durch einen Steinblock geſchützt, der überall auf der Nordoſtſeite angebracht iſt; ein Beweis, daß der vorherrſchende Wind auch hier aus Nordoſt weht. Unter der Pflanzung verſenken wir uns auf dem ſteileren Abhang bei 1167 m in die nun beginnende Region der Erika, des Codeſo und anderer Strauchvegetation, und gleichzeitig und in urſächlicher Beziehung zu dieſem Vegetationswechſel hören die ſchwarzen Lavafelder auf, die ſich weiter nach Weſten wenden. Die Temperatur iſt bereits auf tt $8^1/_2{}^0$, tn $7^1/_2{}^0$ geſtiegen. Bei 1085 m empfängt uns der herrlichſte Pinienwald, in dem die bis 1 m dicken, 10 bis 15 m hohen Bäume ein mildes Dämmerlicht über das dichte Unterholz von Eriken, Farnen und allerlei Krautpflanzen breiten,

während leiſe zwitſchernde Meiſen behend im Geäſt umherklettern. Ein ſchroffer Gegenſatz gegen die troſtloſe Einöde nur 105 m höher oben!

Von der heimlichen Waldesſtimmung umfangen, reiten wir langſam auf dem braunen Polſter der Kiefernnadeln bergab. Der Wind rauſcht mächtig in den Wipfeln und ſchüttelt die Regennäſſe von den Zweigen auf uns, aber ſchon iſt die Temperatur der Luft auf 10½° in 950 m Höhe gewachſen. Bei 942 m reiten wir am Oſtrand des Pinal, der nach Weſten weiter hinabzieht, ins Freie hinaus und begrüßen die oberſten Feldterraſſen, wo flinke Landleute von Arafo ihre Weinberge bearbeiten. Getreide wird hier in der oberſten Zone merkwürdiger Weiſe nicht gebaut, ſondern nur Wein, deſſen armſtarke, am Boden liegende Reben gerade die erſten Knoſpen anſetzen. Danebenſtehende Kaſtanien haben jetzt, anfangs April, noch keine Blättchen angeſetzt, aber Birnen und Mandeln ſind ſchon mit vollen Blüten geſchmückt. Tief unter uns, wo der hier ſteilere Abfall des Berges endet und das Land ſchnell verflacht, leuchten auf rotgrauem Grund im hellen Sonnenſchein die weißen Häuſerwürfel von Arafo, überragt von einem maſſigen, dunklen Kirchturm. Auf dem lehmigen, zerſchluchteten Weg mehr gleitend als ſchreitend, tragen uns die Tiere bei 730 m an den oberſten Opuntienfeldern und in 628 m Höhe an den erſten Kartoffel- und Weizenfeldern vorüber. Der Nordoſtwind weht immer noch, aber die Wolken bleiben jetzt hinter uns, und daß der Regen gewöhnlich nicht weit über die große Gebirgsſtufe ins Flachland hinausreicht, ſehen wir an den wirbelnden Staubwolken, die jenſeits von Arafo über die Ebene ziehen. An goldfrüchtigen Orangen, Maisfeldern und einzelnen canariſchen Palmen vorüber ziehen wir nach 1 Uhr bei warmem Sonnenſchein, der hier ſchon eine Temperatur von tt 14½°, tn 10° bringt, in Arafo ein (530 m), wo unſer Erſcheinen einen wahren Auflauf am Kirchplatz (432 m) hervorruft, da in dieſer Jahreszeit der Cumbreübergang faſt nie von Reiſenden gemacht wird. Man begnügte ſich aber mit neugierigem Anſtarren und der üblichen lauten Kritik meines verregneten Aufzuges, wogegen die wütend kläffenden Hunde ihre ebenfalls übliche Verfolgung bis ans jenſeitige Weichbild der Ortſchaft fortſetzten.

Einige Häuſer und Gärten begleiten den von hier ab gut gebahnten Weg nach Südweſten bis zum erſten, großen Lavaſtrom hin und teilweiſe auf ihn hinauf. Wir folgen ihnen in der Richtung auf Guimar zu, deſſen weit verſtreute Häuschen in der Ferne hinter den hohen,

ſchwarzen Lavawällen ſichtbar werden. Je näher wir dieſen letzteren kommen, deſto kluftiger und wilder werden ſie, deſto mehr ähneln ſie dem mächtigen Lavaſtrom von Garachico. 16 m hoch über der Sohle windet ſich der Weg über den öſtlichen Wall (390 m) hinweg. Seine Ränder ragen dammförmig 2 m über den mittleren Teil empor, wo die Lava zwiſchen den ſelbſtgeſchaffenen Dämmen weiter abgefloſſen iſt, und das Erkalten des zähen Teiches hat die Maſſen in einen wilden Wirrwarr von Blöcken und Splittern zerſprengt, die nur langſam von Sonne, Luft und Regen weiter zerkleinert werden. In den faſt zwei Jahrhunderten ſeines Beſtehens haben ſich erſt graue Flechten (stereocaulon denudatum) in größeren Flecken und wenige Steinbrecharten und Tamarisken auf dem bläulich ſchwarzen Geſtein, einem nur wenig poröſen Baſaltporphyr, angeſiedelt, aber der menſchliche Fleiß hat ſie bereits weit überflügelt, denn auf mühſam ausgeebneten, kleinen Terraſſen wachſen ſchon die beiden Kulturpflanzen, die immer zuerſt den jungen Lavafeldern des warmen Unterlandes abgerungen werden: Feige und Opuntie. Bezeichnenderweiſe liegen dieſe kleinen Kulturfleckchen meiſt auf der Leeſeite des Nordoſtwindes, wo die vorherrſchende Luftſtrömung zuerſt den vulkaniſchen Sand in größeren Mengen anſchichtet. Und bei künſtlicher Bewäſſerung gibt gerade dieſer jungfräuliche Boden ſchnellen Ertrag.

Vom zweiten Lavaſtrom bringt uns ein kurzer Ritt endlich nach Guimar hinab, das uns gleich am Eingang (253 m) mit ſchönen, gepflegten Fruchtgärten bewillkommnet. Hier im ſonnigen Unterland haben wir ſchon 18° Wärme um 3 Uhr nachmittags. Vergeblich fragten wir da erſt lange umher, ob das kleine, weiter oben am Berg gelegene Hotel Buen Retiro, wo ein deutſcher Arzt Dr. Otto eine Art Sanatorium errichtet hat, geöffnet ſei; man hatte uns darüber in Orotava zweifelhaft gelaſſen. Niemand wußte Beſcheid, was mich in einem ſo kleinen Orte, wo doch ſonſt jedermann „Alles“ weiß, äußerſt verwunderte. Auf gut Glück trieben wir unſere müden Tiere bergan und hielten endlich in einer langen, menſchenleeren Straße, wo hinter hohen Gartenmauern ein freundliches, weißes Haus (287 m) mit grünen Fenſterläden zwiſchen Palmen hervorblickte. Auf unſer Klopfen erſchien ein reſolutes Weib und erklärte, daß das Hotel geſchloſſen und Dr. Otto abgereiſt ſei. Nach langem, freundlichen Zureden und nach der Verſicherung, daß ich keinen Anſpruch auf reichliche Mahlzeiten machen wolle, nahm

ſie mich aber dennoch auf, führte mich in ein höchſt behagliches, mit engliſcher Bequemlichkeit ausgeſtattetes Zimmerchen, bereitete mir ein erquickendes Bad und überraſchte mich ſpäter mit einem vorzüglichen, nett ſervierten Abendeſſen. Von der Höhe des flachen Hausdaches genoß ich dann lang den ſchönen Überblick über die im Abendſchein liegende Guimarmulde und die wolkenumzogene Ladera de Guimar. (Siehe untenſtehende Abbildung). Selten habe ich mich auf all meinen Reiſen ſo wohl gefühlt wie als Alleinherrſcher in dieſem idylliſchen Buen

Die Weſtſeite der Mulde von Guimar. (Links die Ladera de Guimar.)

Retiro, das ſeinen Namen im vollſten Maße verdient. Hätte ich auf der Inſel Teneriſe einen Winteraufenthalt zu nehmen, ich ginge nie in das übermoderne Monſtrehotel „Taoro" oder in das oft von lauten Engländern angefüllte Hotel Martianez nach Puerto Orotava, ſondern nur in das ſtille Buen Retiro nach Guimar oder in das gemütliche Hotel Ingles nach Icod.

Unter dem brauſenden Geſang eines heftigen, nördlichen Fallwindes ſchlief ich ein, vom ſtürmiſchen Nordwind geweckt ging ich am frühen Morgen ans Tagewerk. Es galt, am Vormittag den beiden großen Waſſerſchluchten in der oberen Nordweſtecke der Guimarmulde, dem Barranco del

Rio und dem Barranco de Badajoz einen Beſuch abzuſtatten, die nach dem Vulkan von 1705 die intereſſanteſten Naturgebilde dieſes Landesteiles ſind. Am Nachmittag wollte ich dann nach Santa Cruz zurückkehren. Nach Durchwaten des waſſerarmen, an 50 m breiten Unterlaufes des Barranco del Rio, der hier das Städtchen Guimar mitten durchſchneidet, klommen wir in ſchlüpferigen Wegeinſchnitten auf den leuchtend roten Tuffhängen zur ſteilen Höhe nördlich über Guimar. Dort begann auf der weſtlichen Innenwand des 120 m tiefen Barranco del Rio ein gefährliches Balancieren auf der Waſſerleitung entlang, die der Stadt aus dem Oberlauf des Rio das Trinkwaſſer zuführt. Im oberen Teil des Barranco umwuchert uns aber plötzlich eine überraſchend üppige Vegetation, von einem Reichtum der Arten und einer Entwicklung der Individuen, wie ſie kein anderer Barranco der Inſel aufzuweiſen hat. Insbeſondere ſeine prachtvollen Erdbeerbäume (arbutus canariensis) ſind wahre Modelle der canariſchen Flora. Wer die alten Lorbeerhaine von Agua Garcia und Mercedes nicht vorher geſehen hat, bekommt hier eine Ahnung von Teneriffes einſtiger Waldespracht, ehe die wahnwitzige Abholzung durch die Spanier begann. Durch das Dickicht rauſchen über die Steilwand ſchäumende Waſſerfälle in die Tiefe der Schlucht und durchnäſſen uns, da ein Ausweichen an dem Abgrund unmöglich iſt, bis auf den letzten Faden. Den ſchönſten Fall erreichen wir aber bei 890 m im äußerſten Hintergrund des Barranco ſelbſt, wo der Rio in zwei 40 m hohen Kaskaden von den waldigen Wänden der hier beginnenden großen Steilſtufe der Cumbre in die Klamm herabſpringt. Die Waſſermenge ſcheint übrigens ſeit langer Zeit ſehr konſtant geblieben zu ſein, denn nirgends bemerkt man in dem dicht überwachſenen Thalgrund irgendwelche Hochwaſſerſpuren.

Zum Ende der Waſſerleitung am Ausgang der Schlucht zurückgekehrt, wendeten wir uns nach Nordweſten zum Barranco de Badajoz, deſſen düſtere, pinienbeſtandene Schlucht uns von den ungeheuren Felswänden der Ladera de Guimar her, der weſtlichen Grenzmauer der weiten Guimarmulde, entgegengähnte. Schweres, finſteres Gewölk laſtete auf der Höhe und drohte baldige Regengüſſe. Immer unheimlicher wuchſen die bis 350 m hohen, ſenkrechten Abſtürze des Barranco beim Näherkommen vor uns empor. Die ganze Cumbre ſchien hier von furchtbaren Gewalten auseinander geſpalten zu ſein, und doch iſt es nur das unabläſſige Nagen und Schleifen eines

verhältnismäßig kleinen Wildbaches, das dieſes rieſenhafte Höllenthor geſchaffen hat. Mit einem Gefühl von Ehrfurcht ritt ich auf den Barranco zu, aber das Schickſal hatte uns diesmal die Erreichung unſres Zieles nicht beſtimmt. Von der Cumbre herunter ſauſte plötzlich ein heulender Windſtoß, die Wolkenballen, die bisher ſtill über dem Barranco gehängt hatten, quollen förmlich zu uns herab, und innerhalb weniger Minuten tobte um uns ein toller Gewitterſturm, deſſen Regenfluten den Weg im Nu ungangbar machten. Die erſchreckten Mulos machten wie auf Kommando Kehrt und eilten unaufhaltſam dem ſchirmenden Obdach von Guimar zu. Was etwa die Sturzbäche des Barranco del Rio an uns noch trocken gelaſſen hatten, triefte in kurzem zum Ausringen. Als wir aber nach halbſtündigem Rutſchen auf den in rote Wildbäche verwandelten Tuffpfaden in Guimar anlangten, lachte wieder heiterer Himmel über unſere Flucht; doch konnte er mich nicht zur Umkehr verlocken. Ich wollte unter allen Umſtänden noch Santa Cruz erreichen, um am nächſten Tag mit dem Poſtdampfer Briefe nach der Heimat zu ſchicken.

Bereits hatte ich mich zu dem ſiebenſtündigen Landſtraßenritt eingerichtet, als ich erfuhr, daß im Ort ein Wagen vorhanden ſei, der mich bei guter Zahlung in vier Stunden an mein Ziel bringen könne. Natürlich beſtellte ich mir ſchleunigſt die Karoſſe und beauftragte José, mit den Maultieren am nächſten Tag langſam nachzukommen. Ich bereute aber meinen Entſchluß bitter, als nach dreiviertel Stunden unter Führung eines ſtark angetrunkenen Kutſchers eine wackelige, elende Kutſche erſchien, deren beide mit handgroßen Reibwunden bedeckte Schindmähren zum Erbarmen ausſahen. Da der Kutſcher aber ſchwor, daß er nicht bezahlt ſein wolle, wenn er mich nicht wirklich in vier Stunden nach Santa Cruz brächte, ſo ſtieg ich auf, und der Kerl fuhr allerdings wie der leibhaftige wilde Jäger. Schonung der Tiere iſt den Romanen ja überhaupt kaum bekannt, geſchweige denn einem canariſchen Miſchling. Im Galopp ſauſten wir über die Ebene, kreuzten den großen Lavaſtrom noch einmal, ließen das Städtchen Candelaria rechts unten am Meer liegen und ſchlängelten uns ſchon nach anderthalb Stunden an den ſchroffen Wänden der öſtlichen Begrenzungsmauer der Guimarmulde, an der Ladera de Candelaria, hinauf.

Der Blick ſchweift nun zurück über die weite Guimarmulde unter uns und haftet vor allem an den beiden ſchönen Vulkankegeln, die

unterhalb Guimar nahe der Küste breit aus der Ebene herauswachsen; wahre Modelle von vulkanischen Kegeln. Südlich von ihnen bis zu uns her zieht die Küste ihre Zickzacklinien, aber das Meer schwillt nur leise an den Felsen hinan; die ruhig atmende Dünung der Südküste kontrastiert merkwürdig mit der vom Nordostpassat getriebenen wilden Brandung der Nordküste, die dort die ganze Landschaft so ungestüm belebt. In der Thalebene selbst ist die Baumarmut von hier aus noch auffälliger als von Norden oder Westen her. Nur in wenigen Gärten stehen Palmen, aber die wilde Euphorbien- und Opuntienflora bedeckt außerordentlich große Flächen. Auf den Feldern steht verhältnismäßig wenig Weizen, dagegen sehr viel Wein und noch mehr Kartoffeln. Fast durchweg steigen sie bis zum großen Absatz der Cumbre bei ca. 1100 m bergan, überragt von Brezal (Erikabuschwald) und Pinal (Pinienwald), die hier nur selten von einander getrennt erscheinen und dem Kamm der Cumbre desto näher rücken, je niedriger der Bergzug nach Osten zu wird. Von den „Cuchillos" an nach Osten zieht der Baumwuchs ganz über den Kamm hinüber. Das Hochgebirge thront am stolzesten über der Ladera de Guimar, wo die 2305 m hohe Montaña Yzaña die mächtige und lange westliche Grenzwand der Guimarmulde krönt. Dann läuft die Cumbre in zackigen Felszinnen nach Osten, überall viel imposanter als auf der Nordseite, wo die rundlichen Formen der jüngeren Vulkanbildungen jener Seite überwiegen. Zwischen den Spitzen und Felsentürmen wallen aber von der Nordseite die grauen Wolkenmassen breit herüber, wie sie der Nordostpassat vor sich hertreibt, während uns hier unten im Tiefland auf dem ganzen Weg eine südliche Briese entgegenweht. Oben dringt das Gewölk nirgends weit über die Cumbre hinaus, sondern in dem nämlichen Spiel, das ich schon am Tafelberg der Kapstadt bewundert habe und im kleinen Maßstab auch auf der Südseite der Anagaberge wahrnahm, rollen und gleiten die Wolken lawinenartig etwa 300 m weit über die Cumbre herunter und lösen sich dann schnell unter der Einwirkung der aufsteigenden, warmen und trockenen Luftströmungen am Südhang in scheinbares Nichts auf.

Auf der Höhe der Ladera de Candelaria ließ ich die abgetriebenen Gäule eine halbe Stunde ausschnaufen und tränken, und dann ging's im Galopp wieder weiter, nun immer leicht bergab, bis endlich, wirklich nach vierstündiger Fahrt, im Dämmerschein die ersten Lichter von Santa Cruz und von den auf der Rhede liegenden Schiffen auftauchten. Eine

Stunde ſpäter ſaß ich wieder einmal in wohlgeſitteter Geſellſchaft an der ſolennen Abendtafel im Hotel Camacho und ſtellte ſtille Betrachtungen über die ſeltſamen Kulturgegenſätze an, die auf dieſer kleinen Inſel ſo nahe nebeneinander liegen. Auch darin liegt ein großer Reiz einer Reiſe durch Tenerife. Recht wohl wurde mir aber erſt am Abend im gemütlichen Plaudern mit den im Café am Conſtitutionsplatz verſammelten deutſchen Landsleuten, deren geſellſchaftlicher und geiſtiger Mittelpunkt, der treffliche Konſul Büchle, mich wieder einmal erquickend fühlen ließ, daß deutſcher Sinn und deutſche Art doch allen anderen überlegen iſt.

7. Die Cañadas.

Von Orotava über die südlichen Cañadas nach Vilaflor.

Der große Teydecirkus, aus deſſen Tiefe der Kegel des Pik wie „ein Gebirge auf einem Gebirge“ emporſteigt, iſt mit dem Pik nicht allein der merkwürdigſte, großartigſte und ſehenswerteſte Teil der Inſel Tenerife, ſondern eins der intereſſanteſten vulkaniſchen Gebilde überhaupt. In einer Meereshöhe von durchſchnittlich 2000 m dicht über der Wolkenregion gelegen, bildet der ungeheure Keſſel in ſeiner Öde, Starrheit und Einſamkeit eine eigne Welt für ſich. Erſt in dieſer weltentrückten Einöde von Laven und Bimsſtein bekommt man die richtige Vorſtellung von der Wirkung der vulkaniſchen Gewalten in dieſem Gebiet, vom orographiſchen Bau Tenerifes, von den großen meteorologiſchen Vorgängen auf der Inſel.

Wer den Teydecirkus recht kennen lernen will, darf ihn natürlich nicht bloß von ſeinem äußeren Rand her überſchauen, denn die weite Perſpektive der trocknen, dünnen Luft verſchiebt die Größenverhältniſſe vollſtändig, ſondern er muß in ihn hinab und über ihn hinweg wandern, weil nur das aktive Durchwandern die optiſche Täuſchung berichtigen und die rechte Erkenntnis ſeiner enormen Ausdehnung bringen kann. Eine ganze Umgehung des Cirkus an ſeiner Peripherie iſt aber ebenſowenig möglich, wie eine geradlinige Traverſierung. Die letztere verhindern an vielen Stellen die koloſſalen, vom Pik in die Cirkusebene herabgefloſſenen Lavaſtröme (Los volcanes del Teyde), und die erſtere iſt nur auf der Oſt-, Süd- und Weſtſeite ausführbar, weil die Nordſeite von jüngeren Lavaſtrömen des Pik ganz überflutet iſt, die hier vom Gipfel des Berges bis hinunter in die weite Icodmulde ein einziges ſteiles, von tiefen Schlünden zerfurchtes Lavafeld von 10 km Breite bildet, über welches noch niemand vorzudringen vermocht hat. So bleibt alſo nur der von den Piklaven nicht berührte, dem Ringwall

unmittelbar anliegende ebene Saum des großen Keſſels im Oſten, Süden und Weſten paſſierbar. Dieſen Saum nennen die Inſelbewohner „Las Cañadas“, d. h. die Engen oder Rinnen (das Wort iſt gleichen Stammes mit Cañon, Canal), die angrenzenden, inneren Steilwände des Ringwalles demgemäß „Las Montañas de las Cañadas“ oder „Las Roques de las Cañadas“, und mit Verallgemeinerung des Namens werden auch oft die vom Saum des Keſſels ein Stück zum Pik hinreichenden, paſſierbaren Bimsſteinflächen „Cañadas“ mitgenannt, während ſie richtiger von ihnen als „Llano de la Retama“, d. h. Ginſterebene, zu unterſcheiden ſind.

Die Umgehung der Cañadas von Oſten über Süden nach Weſten iſt nicht ſchwer, aber lang, und erfordert eine einmalige Nächtigung im Freien. Bequemer und lehrreicher iſt dagegen zunächſt eine Wanderung vom Portillo oder einem andern Punkt im Oſten nach dem Guajarapaß im Süden, dann ein Abſtieg nach der Ortſchaft Vilaflor und danach erſt der Beſuch der weſtlichen Cañadas mit ſchließlichem Abſtieg nach Icod de los Vinos. So lernt man erſt die älteren, ebneren Teile im Oſten und Süden, und dann die jüngeren, wilderen Eruptionsgebiete im Weſten und Nordweſten kennen.

Dieſe Dispoſition beſtimmte auch meinen Reiſeplan, aber mit der Erweiterung, daß ich von Vilaflor nach Süden, nach Arona hinuntergehen und von dort nach der Südweſtſeite, nach Adeje, Tejina, Guia weiterziehen wollte, um auch die von der nördlichen Inſelhälfte ſehr verſchiedenen „Bandas del Sur“ kennen zu lernen. Erſt von Guia wollte ich wieder hinauf in die Cañadas vordringen, um nach einer Beſteigung des Pico Viejo nordwärts nach Icod de los Vinos abzuklettern. Die ganze Tour kann man zu Maultier machen, mit Ausnahme natürlich des Pico Viejo, an deſſen Fuß man die Tiere zurücklaſſen muß. Auf manchen Strecken, wie z. B. oberhalb Vilaflor und in den Laven der Chahorra, klettert man freilich beſſer zu Fuß, aber die Tiere können doch überall mit hingehen und das Gepäck tragen.

José mit ſeinen Maultieren ſtand dementſprechend früh an einem trüben Mittelmärztag vor meiner Thüre, als eben die Kampfhähne des nahen Hahnenkampfzirkus ihr melodiſches Morgenkonzert begonnen hatten. Meinen Reitmulo Moreno ſchmückte eine neue Satteldecke, des Packtieres Amarillo Zaum war durch eine neue, bunte Quaſte geziert, und José hatte ſich um den Leib einen neuen, zinnoberroten Wollſhawl gewunden, über

den er bei meinem Lob kosend mit der braunen Hand hinstrich. In leichtem Nebel ritten wir aus der schlafenden Stadt hinaus nach Westen, aber die aufgehende Sonne erwärmte bald die unteren Luftschichten (tt 15 $^1/_2{}^0$, tn 15^0), und mit der aufsteigenden Luft hoben sich die Nebel; und noch ehe wir zur Ortschaft Cruz Santa kamen, lag die ganze weite Mulde von Orotava mit den sie begrenzenden hohen Wänden, der Ladera de Santa Ursula im Osten und dem felsigen Riesenwall der Ladera de Tigaiga im Westen, sonnig, leuchtend und farbenprächtig vor und um uns. Bis nach Cruz Santa bewegen wir uns mehr horizontal als vertikal auf dem vielbegangenen, breiten Reitweg der Thalmitte hin. Links oben thront die langgestreckte, finstere Cumbre, halb versteckt in den sich auflösenden, aufsteigenden Nachtnebeln. Von ihrem First herab senkt sich in leichter Neigung wie ein ungeheueres Dach die schiefe Ebene der Orotavamulde, die wir durchqueren, und verläuft rechts von uns immer flacher werdend zur fernen Meeresküste hinunter, die sich mit ihrem schneeweißen Brandungssaum vom blauen Spiegel des Oceans abhebt. Dort unten wiegen über den weißen Häuschen und lichtgrünen Gärten der Küstenortschaften die dunklen Palmen ihre Wedel graziös im Morgenwind, hier oben in unserer kühleren Region gedeiht dieser Tropenbaum nur noch in vereinzelten Exemplaren, aber desto breiter machen sich die Weizen-, Kartoffel-, Bohnen-, Lupinenfelder, und höher oben zur Cumbre hin wird deutlich die klimatische Grenze des Kulturlandes sichtbar, wo der Feldbau den dunklen Beständen der Lorbeerbüsche, der Erikasträucher und an einigen Stellen auch der Pinien Platz macht. Einst standen dort Lorbeer und Pinie in schönen, stolzen Wäldern; heute sind sie bis auf verschwindende Reste unter dem Schlag der Axt und der Lohe des Köhlerfeuers verschwunden, und ihre Stätte ist von Buschformen besiedelt worden, die den Verlust nur kümmerlich ersetzen.

In Cruz Santa (457 m) verlassen wir den westwärts nach Realejo hinablaufenden Weg und klettern in gemäßigtem Tempo auf dem von grobem Lavageröll bedeckten Pfad in gerader Linie zur Cumbre bergan. Es ist der „Camino del Brezal“, so genannt, weil er oben in die Region des Brezo (Haide) ausläuft, und in schneller Folge passieren wir auf ihm die verschiedenen Zonen der Kulturpflanzen bis an ihre oberste Grenze. Schon vor Cruz Santa haben wir die oberste Palme dieser Strecke (410 m) und bald nachher das letzte Tomatenfeld (446 m) hinter uns gelassen. Dann verschwinden schnell die Orangen, Citronen,

Oliven, während uns Mandeln, Feigen, Wein, Pfirsiche, Pflaumen, Äpfel, Birnen und auf den Feldern Weizen, Gerste, Kartoffeln weiter begleiten. Saubohnen und Lupinen werden in den höheren Regionen immer stattlicher. Bei 504 m ist eine ganze Zone fast nur von Wein und Pfirsichen bestellt, und hier erscheinen zwischen großen Lavablöcken die ersten Erikasträucher, teils noch hellrosa blühend, teils schon abgeblüht, an deren Samenkapseln ein Flug wilder Canarienvögel, der höchstgestiegene, den ich auf Tenerife beobachtete, die jungen Körnchen pickt. Das graugrüne Tierchen würde man seinem Gefieder nach kaum für den Stammvater unseres goldgelben Stubensängers halten, wenn ihn nicht seine Stimme verriete. Hell und fröhlich schmetterte ein Männchen sein Morgenlied, weniger kunstvoll freilich und weniger tonstark als die Zöglinge unserer heimischen Zucht, aber nicht minder melodiös und in seiner natürlichen Reinheit und Schlichtheit von herzerquickender Frische. Der Vogel ist nicht sehr häufig auf Tenerife, ebensowenig auf den anderen Canarien, und am seltensten ist die ins Gelbe spielende Varietät, an welche die künstliche Züchtung anknüpfte. Allerdings werden unten in den Hafenstädten namentlich für die durchreisenden Schiffspassagiere, die gern „echte" Canarienvögel aus ihrem Heimatland haben möchten, prachtvoll gelbe und wunderbar singende Canarienvögel zum Verkauf ausgeboten, aber diese schönen Sänger stammen zum größten Teil aus dem deutschen Harz, von wo ein schwunghafter Canarienvogelhandel nach Tenerife betrieben wird.

Bei unserm weiteren Anstieg bemerken wir ein schnelleres Wachsen des Terrainwinkels. Rascher dringen wir deshalb in kühlere Regionen (tt 13½°, tn 12°) ein, und immer schmäler werden die Zonen der verschiedenen Kulturen. Bei 690 m passieren wir den obersten Weinberg, und von 755 m ab gibt es nur noch Kartoffeln, Weizen, Bohnen, Lupinen auf den Feldern,während die Erikasträucher zunehmen und sich die Lavablöcke immer dichter mit hellgrauen Steinflechten überziehen. In 918 m Höhe erscheinen die untersten Baumeriken, umwuchert von hellgrünen, eleganten Adlerfarnen, und bei 1038 m überrascht uns der erste Hain edler Kastanien durch seine kräftigen, alten Stämme, die auf offener Grasflur mit etwa 8 m Abstand beieinander stehen. In 1105 m Höhe erlaubt die Terrainstufe des Monte de la Cruz Santa noch einmal im Schutz einiger Hütten das Wachstum einzelner Kastanien, Nüsse, Pfirsiche, Äpfel, aber bei 1172 m steht der oberste Kastanienbaum in der obersten Zone des

geſchloſſenen Feldbaues neben Roggen-, (der hier erſt erſcheint), Weizen- Kartoffeln- und Lupinenfeldern, deren Pflänzchen kaum erſt aus dem Boden geſproßt ſind, während in Orotava die Kartoffelernte längſt begonnen hat. Der Gegenſatz von Feuchtigkeit und Sonnenſtrahlung iſt hier ſo ſtark, daß die Kartoffelfelder auf ihrem ſchwarzen Lavaboden in der Morgenſonne buchſtäblich dampfen. Das höchſtgelegene Feld bei 1266 m trägt Roggen, deſſen geringer Körnerertrag nur als Beimiſchung zum Gofio der hier wohnenden Isleños, nicht als Brotfrucht verwendet wird, während ſein Stroh zur Deckung der Hüttendächer dient.

Die Hütten dieſer kühlen Region haben alle ein tief bis zum Erdboden reichendes Strohdach, innerhalb deſſen es natürlich immer weit wärmer iſt als in einem Steinhäuschen. Die Bauweiſe erinnerte mich lebhaft an die Hüttenform des Kilimandſcharo, wo der Neger das Hüttendach ebenfalls der Warmhaltung halber bis zur Erde herabführt. Aber leider muß ich auch hier wieder geſtehen, daß die Hütten der afrikaniſchen Bergneger unvergleichlich viel ſauberer ſind als die von Schmutz ſtarrenden Behauſungen der oberſten Teneriſebewohner; beiden gemeinſam ſind nur die frei umherlaufenden, wütenden Haushunde, die dem Reiſenden wirklich gefährlich werden können. Gegen ſie hilft im Ernſtfall weder Stock noch Stein, ſondern nur das Meſſer.

Oberhalb der Kulturengrenze beginnt die luftige Region (tt $9\frac{1}{2}^0$, tn 9^0) des „monte verde", kurz „el monte" genannt. Nun treten wir in die dichte Buſchformation der baumförmigen Erika ein, die mannshoch den hier moosbedeckten Lavaboden beſtellt. Das Vegetationsbild iſt trotz ſeiner Einförmigkeit von großem Reiz, denn jeder Strauch iſt überſchüttet von Tauſenden ſeiner zierlichen, weißen oder hellroſafarbigen Blütenglöckchen, zwiſchen denen da und dort ein kleiner Vogel (Schwarzmönch) ſein freundliches Liedchen in den ſonnigen Morgen hineinzwitſchert.

Merklich näher rücken uns zur Rechten die hochragenden Felswände der Ladera de Tigaiga, des weſtlichen Grenzwalles der Taoromulde, deſſen geradlinigem Verlauf das Auge folgt bis weit hinunter zur Meeresküſte. Auf ihrem Oberrand aber feſſelt den Blick der ſchneeige Gipfel des Pik, der, immer noch in beträchtlicher Entfernung, lockend und verheißend über die dunkeln Felsmauern ſeiner Vorberge herüberſtrahlt. Wir ſehen ſeine auf der Cañadasebene ruhende Baſis noch nicht, aber wir ſchließen, daß der ganze Kegel in Schnee gehüllt iſt, denn Schnee liegt auch auf den höchſten Felszinnen der Tigaiga-Ladera, und von

der Cumbre bis zum Pedro Gil hin blinken uns zahlreiche Schneefelder ſelbſt noch aus den oberen Pinienbeſtänden bei 1800 m entgegen. Aber einige Maultiertreiber, die mit ihren hochbeladenen Tieren vom Holzſammeln aus den Cañadas herunterkommen, berichten, daß auf der warmen Cañadasebene ſelbſt der Schnee faſt ganz abgeſchmolzen ſei. Alſo reiten wir mit guten Ausſichten weiter.

Die wirkliche Ausſicht auf Berg und Thal dagegen verſchlechterte ſich jetzt zuſehends. Während, nach Auflöſung der Nachtnebel, bis 8 Uhr die ganze, weite Orotavamulde mit ihrer ſchönen Gebirgsumrahmung wolkenlos geweſen war, und nur draußen über dem glänzenden, blauen Meer die üblichen hellgrauen, unten ſcharf abgeſchnittenen, oben hoch gewölbten Paſſatwolken geſchwebt hatten, begann um 8 Uhr die erſte Wolkenbildung auf dem Land ſelbſt. Hoch an der Tigaigawand erſchien in der oberen (nicht in der unteren) Grenzregion des ſich alltäglich bildenden Wolkengürtels, alſo dicht unter den Cañadas, ein leichter, weißer Nebelſchleier, der ſchnell verflatterte, aber ebenſo raſch durch einen neuen, größeren erſetzt wurde. Die Nebelſchicht wächſt in die Breite, ſie umzieht binnen einer halben Stunde die ganze oberſte Cumbre und ſenkt ſich allmählich unter mannigfachem Auf- und Abwogen herunter bis in die Erikaregion. Eine Stunde ſpäter aber, als wir ſchon ein gutes Stück über die Kulturengrenze in den Brezal (Erikabuſch) vorgedrungen ſind, umflort ſich auch das ganze Land unter uns, und in dichten Schleiern wallen die Nebel herauf, höher und höher, bis ſie ſich im Brezal mit der oberen Nebelſchicht zu einer großen Wolkenmaſſe vereinigt haben.

Oben hatte alſo zuerſt die Strahlung der von der Sonne ſchnell erwärmten, kahlen Felſenhöhen die mit dem Paſſatwind vom Meer herbeiziehenden kühlen Waſſerdämpfe verdichtet, unten dagegen war die Bodenerwärmung erſt ſpäter eingetreten, worauf der entſtehende Steigungswind die Waſſerdämpfe des Tieflandes verdichtend bergauf führte Von allen Seiten weht dann von unten der Wind in der Richtung zur Cumbre und zu den Cañadas hin, und von allen Seiten wallen mit ihm die Nebel zur Höhe empor. Während aber die ſchmalen Grate der Cumbre bald ganz umwölkt ſind, hält ſich die Hochebene der Cañadas faſt immer wolkenfrei. Denn auf ihren ſandigen, vegetationsloſen Flächen erhitzt ſich die dünne, trockene Luft, die ſie allnächtlich mit den vom Pik herabwehenden Fallwinden empfängt,

meiſt ſo ſtark, daß die von außen und unten in ſie eindringenden Nebel ſofort wieder in unſichtbaren Waſſerdampf aufgelöſt werden. Die Cañadasebene und der Pik ſind deshalb viel öfter wolkenlos als bewölkt, und wenn auch von unten gar nichts vom Hochgebirge wegen der tieferen Wolkenſchicht zu ſehen iſt, ſo ſtrahlt es doch gewöhnlich, ſobald man an den Rand der Cañadas hinaufgelangt, in unverhüllter Klarheit und Schönheit. Nach rückwärts gewendet trifft dann aber der Blick überall auf die von oben grell beleuchteten, ſchneeweißen Wolkenmaſſen, deren ſtets wechſelnde Geſtalt und Bewegung eins der anziehendſten Schauſpiele in dieſem an gewaltigen Naturerſcheinungen ſo überreichen Hochlande iſt. Viel weniger als beim Niederſchauen aus der Bergeshöhe auf die Wolkenmaſſen, die ſich perſpektiviſch ineinander geſchieben, iſt aber beim Hinaufſchauen aus dem Niederland zu erkennen, daß die am Gebirge entſtandenen Landwolken und die mit dem Paſſat heranſegelnden Seewolken auch dann noch ziemlich ſtreng von einander geſchieden bleiben, wenn die Landwolken das ganze Hochgebirge bis an den Cañadasrand umhüllt haben. Die Landwolken ſteigen an den Gebirgshängen tiefer herab, als das horizontale Niveau der Seewolken gelegen iſt, und lagern ſcheinbar bewegungslos um die höchſten Kämme und Kuppen herum, dem ſogenannten Eisfuß an polaren Ländern vergleichbar, während die Cumuli-Scharen der Seewolken gleich den Eisbergen und Schollen ungeſtüm gegen und um dieſen feſten Eisfuß treiben.

Vom Beginn des „Monte“ bis zum „Portillo“ der Cañadas hinauf brauchten wir zwei Stunden; zwei Stunden intereſſanter Beobachtungen in den Vegetationsformationen der Hochregion. Die erſte Stunde ritten wir zwiſchen den bis zu 8 m hohen, blühenden Erikabäumen- und Sträuchern im näſſenden Nebel mäßig ſteil bergan, auf ſchieferigem Geröll von dunkelgrauem Phonolith, wo der Hufſchlag der Mulos ganz metalliſch klang. Mit unglaublicher Sicherheit bemeiſterten die kräftigen Tiere den nichtswürdigen Pfad. Stellenweiſe werden die Erikabäume ſo ſtattlich, daß wir im Hinblick auf ihre Pyramidengeſtalt und ihre nadelartigen, ſchmalen, dunkelgrünen Blätter in einem heimatlichen Tannenwald zu ſein glauben. Auch an Unterholz fehlt es nicht, denn in der niederen Zone wächſt allenthalben noch zwiſchen den Eriken der ſaftiggrüne, dickblätterige, falſche Lorbeer oder Haya (Myrica faya), weiter oben der grauwollige, meiſt flachkugelige Drüſenginſter oder Codeſo (Adenocarpus frankenoides)

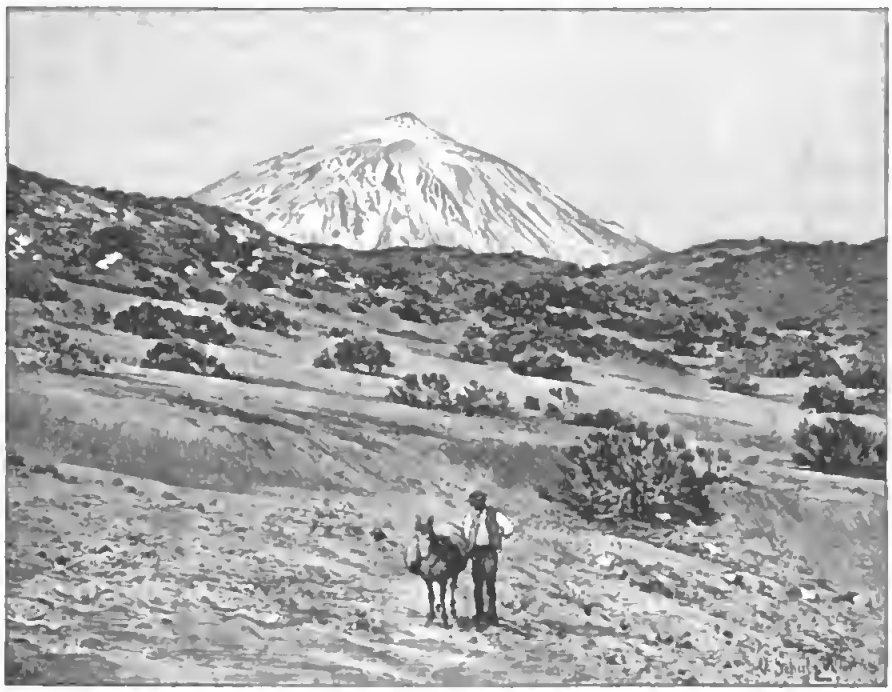
und der ähnlich gestaltete Escobon (Cytisus proliferus), die von 1430 m an die anderen Sträucher verdrängen und bis zu den untersten Retamabüschen hin (bei 1840 m) eine eigene Vegetationszone bilden. Ihr hartes, langsam brennendes Holz schützt sie vorläufig noch vor dem Schicksal der Erikabäume, die nun nach dem Verschwinden der Pinien- und Lorbeerwälder, welche noch zu Humboldts Zeiten auch diese Höhen schmückten, von den Isleños eifrig geschlagen werden. Rechts und links vom Pfad starren überall ihre zersplitterten, kahlen Stumpfe hervor; überall nur Zerstörung und Vernichtung, nirgends Neupflanzung und Neuschaffung.

Noch im Bereich des Codeso, über dem Brezal, weichen plötzlich die Nebelstreifen, in der Schatten die Temperatur tt $7\frac{1}{2}^0$, tn 7^0 betragen hatte, aus einander, und wir stehen im brennenden Glanz der Hochgebirgssonne. In der eminent durchsichtigen Luft dieser Hochregion verschwindet die Luftperspektive so sehr, daß die Entfernungen gar nicht mehr zu schätzen sind; der Pico de Teyde, der nun wieder die Landschaft beherrscht, scheint in kaum einer Stunde erreichbar zu sein, während er noch gut $2\frac{1}{2}$ Stunden entfernt ist. (S. nebenstehende Abbildung.)

Immer höher aber wölben sich vor und über uns die hügeligen Laven, erst von gelblicher Färbung, dann immer grauer werdend, und immer phantastischer gestaltet sich ihre Form. Hier sind sie zu breiten Bändern gewunden wie ein zäher Brei, dort spiralig durcheinander gedreht wie Eingeweide, dann wieder in rundlichen Stufen abgesetzt wie gefrorene Wasserfälle, an anderer Stelle aufgerissen und gefurcht wie ein Sturzacker, und zwischen ihnen tauchen braungelbe Bimssteinstreifen und einige ganz runde, glatte Bimssteinhügel auf, im wirksamsten Gegensatz zu der wilden Umgebung. Dazu leuchtet jetzt als hohe Landmarke von Osten her die grell ziegelrot gefärbte Aschenkuppe der Montaña Colorada (2160 m), sie wie die anderen Höhen weiß gesprenkelt vom frischen Schnee. Fast gleichzeitig mit diesem Terrainwechsel verschwinden aber die Codesopolster und Escobonbüsche, und an ihrer Statt erscheint in 1840 m Höhe die Charakterpflanze des Pik, der canarische Riesenginster, die Retama, (Cytisus supranubius oder Spartium nubigenum), die uns nun als einzige Vegetationsform über die Cañadas hin begleitet. Hier an ihrer unteren Verbreitungsgrenze wächst sie noch zu buschigen Bäumen von 3 m Höhe und 5 m Astbreite mit 15—20 cm dickem Stamm aus. Weiter bergauf wird sie immer

niedriger und buſchiger und ſchmiegt ſich immer mehr wie das Krummholz unſerer Alpen dem Erdboden an.

Mit der Retama haben wir alſo die oberſte Vegetationszone des Pik erreicht, und werfen von ihr noch einmal einen Blick zurück auf die vertikale Gliederung der Pflanzenwelt des Teydegebirges, wie ſie mit den klimatiſchen Zonen dieſes Gebietes in engſtem urſächlichen Zuſammenhang ſteht. Wir folgen dabei der vortrefflichen Dar-



Die Spitze des Pico del Teyde, von unterhalb des Portillo geſehen.

ſtellung von H. Chriſt, der drei Hauptregionen unterſcheidet: 1. Die Region unter den Wolken; 2. Die Region in den Wolken; 3. Die Region über den Wolken.

1. Region unter den Wolken.

„Sie umfaßt die Abhänge und Schluchten vom Ufer des Meeres bis ungefähr 700 m Höhe, wo die Wolke gewöhnlich zu ſchatten beginnt. Sie iſt abwechſelnd von hellem Himmel begünſtigt und empfängt nur unregelmäßige, in manchen Jahren geringfügige Niederſchläge, iſt alſo auf die rinnenden Waſſer aus der Wolkenregion angewieſen.

Dies ist die Region der afrikanischen Strand- und Steppenpflanzen, der meisten endemischen, strauchartigen Felsenpflanzen und, in ihrem oberen, etwas feuchteren Barrancogebiet, der Succulenten und des Drago. Auf diese erste Region beschränkt sich der durch Wasserleitungen ermöglichte Anbau der Kulturgewächse.

2. Region in den Wolken.

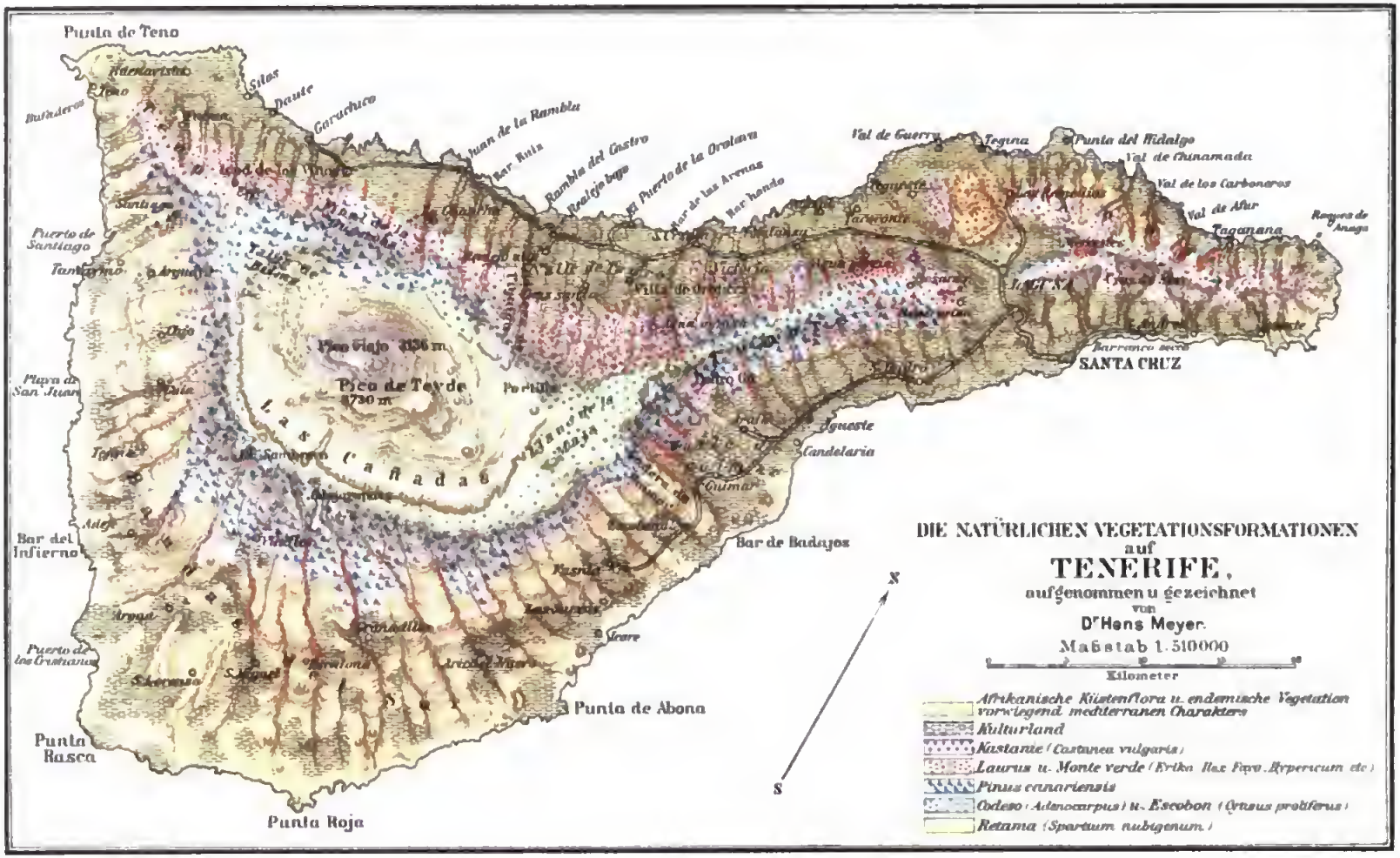
Sie begreift die Höhenlage von 700 bis 1600 m, die in der Regel in dem vom Passat hergeführten Wolkengürtel liegt, ausgiebige Beschattung und häufige Niederschläge genießt. Es ist die Region des atlantischen Lorbeerhaines, und zwar so, daß die heute noch erhaltenen Hochwaldungen vorzüglich in Schluchten und Mulden des unteren Teiles dieser Region sich finden, während die offenen Halden vorwiegend Buschwald tragen"; aber diese Gliederung ist keine durchweg natürliche, sondern großenteils erst durch den Eingriff der Menschenhand geschaffen. Die Feldkultur von Getreide, Kartoffeln, Bohnen, Lupinen dringt stellenweise weit in die Wolkenregion vor; das oberste Roggenfeld haben wir, wie erwähnt, bei 1266 m passiert.

3. Region über den Wolken.

„Sie wird bezeichnet durch den allmählichen Eintritt in die wolkenfreie und trockene Höhenlage über dem Passat. Von 1700 bis 2800 m treten noch Wolken, doch mehr in Gestalt trockener Nebel auf und erfolgen Niederschläge. Höher am Kegel des Pik herrscht jedoch der Antipassat und ein Wechsel starker, täglicher Insolation mit nächtlicher Abkühlung bei klarer, sehr trockener Luft.

Die Schneefälle reichen vom Februar bis in den April in sehr unregelmäßiger Folge und kurzer Dauer bis zu 1600 m und tiefer hinab, kommen aber auch in den übrigen Wintermonaten gelegentlich vor.

In dieser immer steiler werdenden Region herrscht in der unteren Lage der Tea-Wald (Pinus canariensis) über weite Abhänge hin. Vereinzelt steigt die Pinie bis nahe zur Meeresküste herab und findet sich noch bei 2500 m an den äußeren Flanken des Ringgebirges der Cañadas. Immerhin mag von 1600 bis 2000 m sein eigentlicher Gürtel liegen. Uber dem Pinal und von 2000 m an immer ausschließlicher tritt die Retama in lockerem Bestande auf, überschreitet den Llano der Cañadas und dringt am Kegel des Pik selbst bis in die Höhe von ca. 3000 m empor. Was an Stauden und Kräutern im Gebiet der Retama vorkommt, verschwindet vollständig infolge der insu-


DIE NATÜRLICHEN VEGETATIONSFORMATIONEN
auf
TENERIFE,
aufgenommen u gezeichnet
von
Dr Hans Meyer.
Maßstab 1:510000
Kilometer
Afrikanische Küstenflora u. endemische Vegetation vorwiegend mediterranen Charakters
Kulturland
Kastanie (Castanea vulgaris)
Laurus u. Monte verde (Erika, Ilex, Faya, Hypericum etc.)
Pinus canariensis
Codeso (Adenocarpus) u. Escobon (Cytisus proliferus)
Retama (Spartium nubigenum)
Punta de Teno
Puerto de Santiago
Playa de San Juan
Bar del Infierno
Puerto de los Cristianos
Punta Rasca
Punta Roja
Punta de Abona
Bar de Badajos
Pico de Teyde
3730 m
Las Cañadas
SANTA CRUZ
Punta del Hidalgo
Val de Guerra
Tegina
Val de Chinamada
Val de los Carboneros
Val de Afur
Taganana
Roques de Anaga
Barranco seco
Igueste
Candelaria
Guimar
Icare
Granadilla
Arona
Adeje
Tejina
Tamaimo
Santiago
Garachico
Daute
Silas
Buñaderos
Juan de la Rambla
Bar Ruiz
Rambla del Castro
Realejo bajo
El Puerto de la Orotava
Bar de las Arenas
Bar hondo
Villa de Orotava
Puerta
Icod de los Vinos
Guía
Chío
Argualas
Taganana
Tacoronte
Tegueste
Barranco
Fasnia
Arico el Viejo
Vilaflor
Guía de Isora
Pico viejo 3136 m
S
N

laren Absonderung und Spärlichkeit der Individuen; es sind unscheinbare Verwandte von Arten der unteren Regionen, die sich diesen unwirtlichen Standorten angepaßt haben. Allein die europäische Mehlbeere, eine Heckenrose und eine Arabis erinnern an die europäische Bergflora".

Diese Darstellung Christ's gibt in der Hauptsache für die Nordseite des Teydegebirges. Wie sich aber hier die Höhenzonen je nach orographischer, geologischer und klimatischer Beschaffenheit der verschiedenen Gebirgsteile zu einer vielgeschwungenen Kurve verschieben, so besteht eine noch viel größere, allgemeinere Verschiedenheit zwischen den Höhengrenzen der feuchteren, kühleren Nordseite und der trockeneren, wärmeren Südseite des Gebirges. Diesen schon oben erwähnten Gegensatz werden wir später beim Besuch der Bandas del Sur kennen lernen; hier sei nur darauf hingewiesen. Im einzelnen ist die Anordnung der Vegetation auf der beigehefteten Karte der natürlichen Vegetationsformationen ersichtlich, auf der ich die wichtigsten Regionen in ihrer gegenwärtigen Verteilung nach meinen genauen Messungen dargestellt habe.

Nach unserem Rückblick auf die vertikale Gruppierung der Vegetationsformationen reiten wir weiter. Die Terrainsteigung nimmt rasch ab, die Bimssteinfelder nehmen zu, der hohe Südabsturz der Tigaigawand, die Fortaleza, weicht zurück, und immer höher strebt der beschneite Pikkegel über das Gelände empor. Zu ihm hin war eine kurze Strecke vorher ein direkter Pfad von unserm Weg rechts abgebogen, wir aber durchschreiten einen kleinen von Lavahügeln flankierten Engpaß, das „Portillo" (2015 m) und treten auf eine wellige Fläche von graugelbem Bimsstein hinauf, wo wir im spärlichen Schatten einiger großer Retamabüsche, auf der „Estancia de la Cera" (2044 m), eine halbstündige Rast machen. Die ersten kleinen, Schneeflecken hatten wir schon weiter unten bei 1990 m neben dem Pfad in einer Lavarinne gesehen und bei ihnen eine Temperatur von tt 8°, tn 4° gemessen; hier und weiterhin lagen sie in großer Zahl, aber geringer Ausdehnung an den schattigen Nordseiten der Büsche, Lavawälle und Felswände.

Nun sind wir endlich am Rand des großen Teydecirkus angelangt, und einige Schritte über unsere Raststation hinaus öffnet sich mit einemmal vor uns der ungeheure Kessel der Cañadas. Ein früherer Reisender hat den Ort mit dem Eingang in Dante's Inferno verglichen und in düsteren Bildern allerlei Vergleiche gezogen, die mir nicht im mindesten dem Charakter und der Stimmung dieser Landschaft zu entsprechen

ſcheinen. Die lichtumflutete, weite Wüſtenlandſchaft dort vor uns hat gar nichts Bedrückendes in ihrer Erſcheinung. Im Gegenteil, die unvergleichliche Großartigkeit dieſer Sand-, Stein- und Schneewüſte ergreift und erhebt uns, die rieſenhafte Einfachheit ihrer Linien und Formen erweitert unſere Anſchauung, die ſtolze, gewaltige Pracht der aus der Hochebene noch weitere 1600 m zum azurnen Himmel ſich aufſchwingenden Pikpyramide zieht unſere Seele mächtig empor. Es iſt zuerſt ein rein künſtleriſcher Genuß, der unſer Gemüt vor dieſem enormen und doch ſo formenſchönen und farbenharmoniſchen Landſchaftsbild durchſtrömt, und nur langſam kommt auch die geiſtige Erkenntnis wieder zu ihrem Recht und ſtaunt ob der Schöpfungskraft der unterirdiſchen Geſtalten, die dieſen Rieſenaltar der Allgöttin Natur erbaut haben. Und ſo friſch und jung erſcheinen alle Gebilde des vulkaniſchen Baues, daß wir unwillkürlich den Blick hinauf nach dem Gipfel richten, ob dort die Altarfeuer nicht noch lodern.

Zum Pik kehrt immer wieder das Auge von der Rundſchau zurück; er iſt die Krone dieſer majeſtätiſchen Schöpfung. Bei der einfachen Eleganz ſeiner Geſtalt kommt uns aber ſeine Größe nicht recht zum Bewußtſein, umſoweniger, als in dieſer Wüſte alle gewohnten Vergleichungsmittel fehlen, an denen wir ihn meſſen könnten; denn der einzige Anhaltspunkt, die Retamabüſche, werden in dieſer Entfernung ſo klein, daß ſie am Pik nur als Punkte ſichtbar ſind. Und ſo ſonnenklar und wunderbar durchſichtig iſt im Frühjahr, wenn die Schneefälle alle Staubtrübung niedergeſchlagen haben, die trockene, dünne Höhenluft, daß alle Luftperſpektive verſchwindet und ſtundenweite Entfernungen in täuſchende Nähe gerückt werden. Nur wenn wir die Retamabüſche in der Ferne immer kleiner und kleiner werden ſehen, ohne daß ſie durch die Atmoſphäre verſchwimmen und verblaſſen, bis ſie am Pik zu dunklen Punkten zuſammenſchrumpfen, ahnen wir die wahre Größe dieſer Landſchaft.

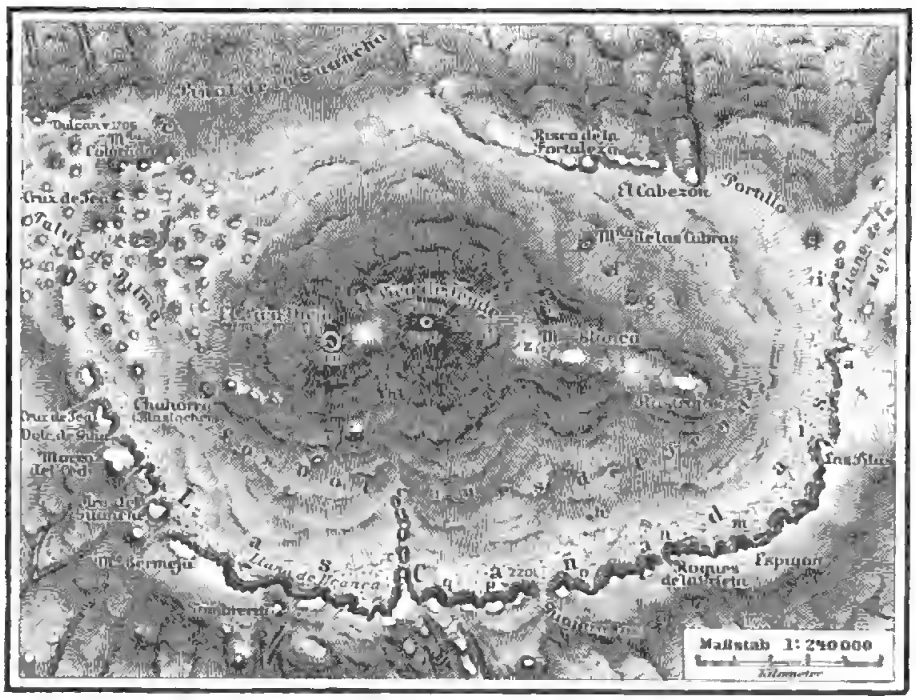
Der Pik iſt jetzt bis zur Hälfte ſeiner Höhe herab dicht beſchneit. Unterhalb des zuſammenhängenden Schneemantels löſt ſich die Schneedecke zu großen Schneefeldern, dieſe weiter unten zu Schneeflecken auf, deren Gruppen unſern Standort rings umgeben. Nur der oberſte Kegel, der Piton, ſchimmert hellgrau; er hat offenbar nur ſehr wenig Schnee. Aus der Schneedecke oben ragen aber die ſchwarzen, ſchmalen Bänder der Trachyt- und Obſidianſtröme heraus und winden ſich in langen Kurven über die Böſchungen zu Thal, gleich ſchwarzen Locken, die des

Berges bleiches Haupt umdunkeln. Zum größten Teil ſind dieſe Lavaſtröme rinnenförmig, und da die Höhlung der Rinne meiſt vom Schnee ausgefüllt iſt, ſo ſieht man faſt lauter ſchwarze, parallele Mauern den Berg herabkommen, die man viel eher für künſtliche Dämme als für die natürlichen, hohen Ränder der Lavaſtröme halten möchte. Am untern Teil des Pik miſchen ſie ſich mit den zahlloſen Lava- und Bimsſteinſtrömen, die den vielen kleineren und ganz kleinen ſekundären Eruptionskegeln und Hügeln entſprungen ſind, und wälzen ſich maſſig und breit, hoch gewölbt und tief zerriſſen in die Cañadasebene hinein. So füllen dieſe „Volcanes del Teyde“ ſie bei weitem den größten Teil der Ebene mit ihren dunkeln, erſtarrten, einſt feuerflüſſigen Fluten aus und laſſen nur auf der Südhälfte einen ſchmalen Saum ebener, heller Bimsſteinflächen am äußerſten Rand der Ebene frei, die eigentlichen Cañadas, auf denen der Pfad in dem Rieſenkeſſel dahinläuft.

Das ganze gewaltige Bild umrahmen aber die ſteilen Felswände des Ringgebirges, das bis zu 500 m hoch den Rand der Cañadas umgürtet und die Ebene erſt zu einem ungeheuren Keſſel macht. (S. umſtehendes Überſichtskärtchen.) Meiſt ſenkrecht und faſt überall mit horizontalen Schichtenlagen ſteigt dieſe Cirkusumwallung, genannt „Las Montañas de las Cañadas“, aus der Bimsſteinfläche empor, die Cañadas und den Pik umſchließend, wie die Somma das Atrio del Cavallo und den Veſuv umſchließt. Wie an der Somma ſo iſt aber auch an dem Cañadasringwall ein großer Teil zerſtört. Auf der Oſtſeite öffnet ſich im „Portillo“ eine breite Lücke, im Weſten ſind einige engere „Bocas“ in den Felſengürtel eingeriſſen, im Norden iſt die Ringmauer ganz verſchwunden bis auf die hochragenden Reſte der „Fortaleza“ und des „Cabezon“ im Nordoſten; und wo dieſe ſchützende Umwallung fehlt, da haben ſich die Laven des Pik und der vielen kleineren Cañadaskrater widerſtandslos über den Rand der Cañadas weg ergoſſen und zum Teil das Tiefland der Inſel mit fürchterlichen Verheerungen heimgeſucht.

Am höchſten türmen ſich die Cañadasberge in der breiten Guajarakuppe (2715 m) auf der Südſeite des dort ca. 2260 m hoch liegenden Cirkus empor; von dort ſenkt ſich ihr Oberrand in teils welligem, teils zackigem Linienzug nach Oſten und Weſten. Öſtlich unter der Guajarakuppe führt der meiſtbegangene Pfad des Hochlandes über den Guajarapaß (2436 m) vom Portillo nach Vilaflor auf die Südſeite von Tenerife hinüber.

Als wir nun auf ihm in die südlichen Cañadas hinein nach Westen ritten, erinnerte mich die Landschaft in dem welligen, graugelben Bimssteinterrain lebhaft an mehrere Wüstenstrecken Syriens und Palästinas. Zwar hat auch hier und bis hinauf zum Pik das organische Leben noch in Gestalt der Retamabüsche sich anzusiedeln vermocht, zwar zwitschert hier und da ein Steinschmätzer, flattert ein Pik-Kardinal, kreist ein Rabe, und huscht unter den Retamen ein Kaninchen, aber ihr Habitus



Übersichtskärtchen des Teydecirkus und der Pikregion.

a. Risco verde. — b. Cueva de los abejeros. — c. Lomo de Vega. — d. Alta vista. — e. Casilla de los pedreros. — f. Roque del peral. — g. Cueva del salitre. — h. Monton de trigo. — i. Cañadas de los guancheros. — k. Cañadas de Diojornante. — l. Cañadas de las pilas. — m. Cañadas de Dornajito. — n. Cañadas del carmelita. — o. Cañadas del montou de trigo. — p. Cañadas de los roquitos. — q. Fuente de la piedra. — r. Los azulejos. — s. Boca de Tauze. — t. Cañadas del tiro del guanche. — u. Paso de la cruz de tea. — v. La rambletta. — z. Lomo Tiezo.

verrät deutlich die Anpassung an die harten Daseinsbedingungen der Wüstenextreme. Typisch wüstenhaft mutet uns das Landschaftsbild an, trotz der riesigen Schneefelder, die den Pik weiß umkleiden, trotz der

zahlreichen Schneeflecken, die auf den Lavafeldern der Cirkusebene und in den Spalten und Simsen der Cañadaswände lagern. An die Wüste gemahnt das nackte, öde, gelbliche Geſtein, von dem die Sonnenſtrahlen in ihrer, von keiner dichteren Luftſchicht gemilderten Wärme- und Lichtfülle ſo ſtark zurückgeworfen werden, daß wir bald zu unſeren blauen Schutzbrillen greifen; der Wüſtencharakter äußert ſich in der eminenten Trockenheit der Luft, die uns in kurzer Zeit die Lippen aufſpringen macht, und in der erſtaunlichen Klarheit der Atmoſphäre, in welcher ſogar oben am Pik jede Einzelheit der Formation deutlich erkennbar iſt; und wüſtenhaft iſt die Seltenheit von Waſſer in dieſer Hochregion, das im Cirkus nur an der Sohle der Cañadaswände an einigen Stellen ſpärlich hervorſickert, bei Schneefall im Winter natürlich reichlicher als im trocknen Sommer.

Dunkle Lavahügel, nackte, ſteile Felsmauern, graugelbe Bimsſteinfelder, graugrüne verſprengte Retamaſträucher, heftige Sonnenſtrahlung, große Lufttrockenheit und -klarheit ſind alſo die Charakterzüge der Cañadaslandſchaft, und es iſt wunderbar, wie ſich die einzige Charakterpflanze des Teyde-Hochgebirges, die Retama, dieſem Standort angepaßt hat. Nirgends wächſt ſie in geſchloſſnen Beſtänden, ſondern meiſt ſtehen die grünlichen, klumpigen Büſche mehrere Schritte von einander entfernt, nirgends verhüllen ſie den kahlen, ſteinigen Boden, ſondern ſprenkeln den grauen Fels und das gelbe Geröll nur mit düſter grauen Flecken. Die vielgekrümmten Äſte kriechen dicht am Boden hin, wo ſie am Tag weniger von der trocknen Luft umſpült werden, in den meiſt kalten Nächten aber von der Wärme des tagsüber durchſonnten Erdbodens Nutzen ziehen. Ihre hellgraue Rinde reflektiert die austrocknenden Sonnenſtrahlen viel mehr, als es eine dunklere Rinde thun würde. Die zahlloſen dünnen Zweige ſteigen von den knorrigen Äſten ſenkrecht auf, ſo daß ſie der hochſtehenden Sonne möglichſt wenig Fläche zum Beſtrahlen darbieten, und ſind durch ihr dichtes Gewebe gegen die große Lufttrockenheit geſchützt. Aus demſelben Grund entwickeln ſie ihre Verdunſtungsorgane, die Blätter, nur in minimaler Größe und werfen ſie ſehr bald wieder ab, ſo daß die Sträucher den größten Teil des Jahres ihre blattloſen, graugrünen Ruten ſtarr und öde in die Luft ſtrecken. Wenn aber im Mai die Retama in Blüte tritt, dann verwandelt ſie mit ihren zahlloſen weißen Schmetterlingsblüten die Cañadas in einen berauſchend duftenden Blumengarten und zieht durch das ſtarke

Aroma Millionen von Bienen aus dem Unterland herbei, die das Geschäft der Pflanzenbefruchtung in kurzer Zeit besorgen, um dann die unwirtliche Wüste wieder zu verlassen.

Aber blicken wir nun auf von den Innenflächen der Cañadas zu ihrer mächtigen Umwallung, auf die wir jetzt zureiten. Zuerst, südöstlich vom Portillo, erkennen wir ihren Verlauf nur mit Mühe, denn ein Gewirr von jüngeren Eruptionshügeln, die im Cañadascirkus ausgebrochen sind, und mehrere Schlackenströme, die von der hier am oberen Wallrand ausgebreiteten kleinen Majaebene herabgeflossen sind, lehnen sich der Ostumwallung an und verdecken ihre Steilwände fast ganz. Sobald wir aber den an den Wall sich anschmiegenden schwarzen Aschenkegel „Arenas negras" hinter uns haben, über den von den Cañadas ein Pfad zur Majaebene hinaufführt, treten die Cirkuswände in stolzen Abstürzen frei hervor und begleiten uns in stets wechselnder Form und Farbe, bis wir sie im Guajarapaß überschreiten.

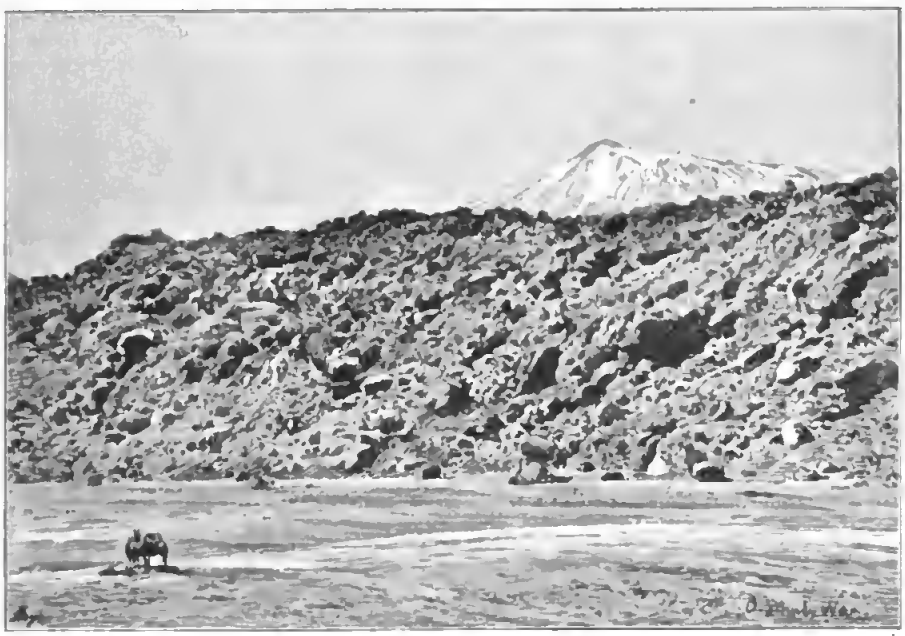
Von den Arenas negras ab erscheint die dort ca. 200 m hohe Cañadaswand zuerst nur gebändert und ganz glatt, aber näher kommend sieht man, daß sie sich in wechselnden Horizontallagen von mächtigen hellen Bänken weichen Bimssteintuffes und dunklen Schichten fester Basaltlaven stufenförmig aufbaut. Auf den über dem Tuff hervorstehenden Basaltschichten und an den die Wände durchsetzenden, ebenfalls basaltischen Gängen, die mauerförmig aus dem weichen, verwitterten Tuff herausragen, lagen lange Schneebänder, noch unberührt von Staub und Schutt. Der Wind, der bis zum Portillo aus N.O. angehalten hatte, war nun im Kesselgrund ganz niedergegangen, aber oben in den Zacken der Ringmauern sauste und pfiff der Steigungswind der südlichen Berghälfte kräftig aus Süden über den Kamm, wehte Staub herüber und rollte wiederholt von der Sonne gelöste Steintrümmer herunter, die sich auf den Schutthalden am Fuß der Umwallung ablagern. Droben in den Lüften aber, hoch über der noch durch das Portillo sichtbaren, aus N.O. heraufziehenden Wolkenregion des Passates, wanderten leichte Cirruswölkchen mit dem Antipassat aus S.W. nach N.O. Ihr Zug geht hoch über die Spitze des Pik weg, in etwa 4500 m Höhe. Es sind äußerst zarte Formen zwischen Cirrocumulus und Cirrostratus und so leicht und licht wie die Wolken auf einem Bild von Watteau. Von ihrem Erscheinen wird übrigens die Trockenheit der Luft in den Cañadas so stark beeinflußt, daß dabei der Taupunkt nach Smyth's Beobachtungen von 50 °

auf 25° fallen kann. Der gleichen Richtung wie die Cirruswolken folgen die feinen, dem Gipfelkrater des Pik entſteigenden Dampfwölkchen, die nun immer deutlicher wurden, je mehr wir uns dem Pik näherten. Ihre Sichtbarkeit aus dieſer Entfernung iſt von mehreren früheren Reiſenden beſtritten worden; ich habe ſie aber an dieſem Tag während der ganzen Tour durch die ſüdlichen Cañadas, am nächſten Tag vom Sombrerito aus und ſpäter bei meiner Pikbeſteigung wiederum von den öſtlichen Cañadas aus genau beobachten können und vermute deshalb, daß in dieſer Zeit die Dampfentwickelung im Pikkrater ſtärker geweſen iſt als während der Reiſen der früheren Beobachter.

Nach faſt zweiſtündigem Ritt vom Portillo aus paſſieren wir am Fuß der Felsmauern des „Risco verde“ (2173 m) eine mit einer rohgezimmerten Thür geſchützte, geräumige Lavahöhle, die bei Sturm und Schneewehen ſchon manchem Wanderer und manchem Laſttier das Leben gerettet hat. Denn wehe dem, der den wütenden Wettern dieſer Hochregion ſchutzlos preisgegeben iſt; mehrere auf Steinhaufen geſetzte Holzkreuzchen, an denen wir im Lauf des Nachmittags vorbeikamen, berichten, wie in unſern Alpen, ſtumm und doch beredt von den Wettergefahren auch dieſes Hochgebirges.

Aber auch jetzt bei Sonnenſchein und Windſtille iſt der Ritt durch die Cañadas kein heiterer Genuß. Eingeengt zwiſchen den mächtigen Felswänden zur Linken und den unzugänglichen, düſteren Lavafeldern zur Rechten, deren hohe Trümmerwälle unvermittelt und ſteil zu den ſchmalen Bimsſteinflächen abfallen (ſiehe umſtehende Abbildung), fühlen wir uns unfrei und beſchränkt, und es bemächtigt ſich unſer allmählich ein drückendes Gefühl in dieſer Wüſtenenge, das infolge der ſtarken Sonnenreflexe und Lufttrockenheit noch durch eine wachſende nervöſe Reizbarkeit vermehrt wird. Iſt doch hier ſchon die Lufttrockenheit in einem Pſychrometerſtand von tt 9°, tn 2½° ausgedrückt, während ich am Portillo noch tt 8½°, tn 7° abgeleſen hatte. Wir eilen darum mehr als bisher an den immer höher werdenden Felswänden entlang dem vor uns erſcheinenden, breit vorſpringenden Felſenpfeiler „Las Pilas“ zu, an deſſen Nordfuß wir bei 2156 m durch kurze Raſt und guten Trunk unſere Lebensgeiſter erfriſchen. Es iſt ein prächtiger Aufbau von Pfeilern, Türmen und Zinnen, in denen hier der Ringwall baſtionartig in die Cañadas vorſpringt. An ihm haben ſich die hellen Tuffmaſſen, die von der genannten Majaebene und dem ihr benachbarten Llano de los Infantes

ausſtrömten, geſtaut; weſtlich von den Pilasfelſen gibt es keine Majatuffe mehr. Die „Pilas“ ſelbſt ſind vorwiegend von dunklen Baſaltbänken aufgeſchichtet worden, aber weiter nach Weſten nehmen die trachytiſchen und phonolithiſchen Schichten zu, und vom „Eſpigon“ an herrſchen die hellen Phonolithmaſſen bis zum Guajarafels in mächtigen, 50 m dicken Bänken vor, wobei es einen eignen Farbenreiz erzeugt, wie die dunklen Baſalte der Pilaswände von hellen Phonolithgängen, die hellen Phonolithe der Eſpigonwände von dunklen Baſaltgängen nahezu rechtwinkelig durchſchnitten werden.



Bimsſteinebne bei den Cañadas de las Pilas und Lavawall der Volcanes del Teyde. (Im Hintergrund die Pickſpitze.)

An allen dieſen Felsmauern wie auch an den Lavawällen und -feldern im Innern des Cirkus haben die atmoſphäriſchen Kräfte raſtlos vordringend und zerſtörend gewirkt. Zu hohen, ſteilen Schutthalden iſt das durch die Sonne von den Wänden gelöſte Geſtein aufgeſchichtet, und an den liegenden Trümmern ſind durch die ſtarke Inſolation des Tages und die nicht minder große Erkaltung der Nacht ganze Schichten zuſammenpaſſender Splitter abgeſprengt, die, loſe aufliegend, vom nächſten heftigen Windſtoß abgetragen werden. Solche Erſcheinungen der Deflation reichen in mannigfacher Geſtalt bis zum Gipfel des Pik hinauf.

An einem weiteren Felsengebilde von packender Großartigkeit, den „Roques de la Grieta“, reiten wir bei 2198 m unter dem Espigongipfel vorbei, wo mich die wilde Zerklüftung und Erosion, das wundervolle Farbenspiel in allen erdenklichen vulkanischen Tönen, die vielen die horizontalen Schichten vertikal durchsetzenden, ausgewitterten Gangmauern lebhaft an die Felswände des Mawensi auf dem ostafrikanischen Kilimandscharo erinnerten. In der Ebene um uns strahlt das tanzende Sonnenlicht blendend vom Neapelgelb des Bimssteins und vom Weiß der verdorrten Retamaskelette zurück, und die Cañadaswände werfen so dunkle und doch so transparente Schatten in dieses sonnige Farben- und Lichtspiel, daß man ein Landschaftsbild Rembrandt's oder Turner's verwirklicht zu sehen glaubt. Am Fuß des Espigongipfels erquickte bis vor kurzem ein rieselnder Quell, die Fuente de la Grieta (2187 m), den durstigen Wanderer; jetzt ist er verschüttet, und damit ist gegenwärtig der Wassermangel in dieser Öde absolut bis zum Guajarapaß hin, denn die zu Zeiten an den Arenas negras und an den Angosturafelsen hervorsickernden Wässerchen sind ebenfalls versiegt. Dafür wird hier aber der Reisende ästhetisch entschädigt durch den Anblick des Pik, der nun erst in seiner ganzen Größe und Hoheit erscheint, weil sein Fuß nicht durch vorliegende Lavawälle verdeckt ist. Der photographische Apparat trat hier in ausgiebige Thätigkeit, aber ich beklagte, daß nur das Weitwinkelobjektiv die gewaltigen Formen des Berges auf eine Platte zu zwingen vermochte, wodurch im Bild natürlich die Größenverhältnisse unrichtig verkürzt werden. Der Aplanat hingegen erforderte zwei Platten und verschob hierdurch die Formen in dem zweifachen Fokus nicht minder.

Wie seinerzeit am Kilimandscharo so machte ich auch hier die Beobachtung, daß man in dieser klaren, dünnen Höhenluft die Expositionszeit nicht kurz genug bemessen kann. Die chemische Kraft der Sonne wächst mit der Bergeshöhe. Anderseits habe ich anfangs im Küstenland, getäuscht durch die klare Luft, bei Aufnahmen entfernter, deutlich sichtbarer Objekte viel zu kurz exponiert, denn die chemische Strahlenwirkung erleidet durch die Atmosphäre eine weit stärkere Zerstreuung und Schwächung als die optische. Was man z. B. an fernen Bergen noch ganz deutlich mit dem Auge sieht, das bringt die chemische Platte nach langer Exposition nur unklar zum Vorschein.

Gern wäre ich an den Felsen des Ringwalles hinangeklettert, um von dort aus eine noch freiere Übersicht zum Photographieren zu ge-

winnen, aber José, dem der Aufenthalt schon viel zu lang gedauert hatte, drohte, daß wir bis nach Vilaflor, in dessen Nähe der Pfad sehr schlecht sei, tief in die Nacht hinein kommen würden, und so ritten wir weiter, vorüber an den senkrechten Trachytwänden des „Risco del Fraile" und des „Risco del Carmelita", wo nun das Terrain der Cañadas sich schneller zu heben beginnt, denn vom Pik her reichen einige schutt- und bimssteinbedeckte Lavaströme bis an die Cirkusumwallung selbst und müssen überschritten werden.

Je weiter wir nach Süden vordringen, je weniger also die Cañadaswände der Sonnenstrahlung ausgesetzt sind, und je höher das Terrain ansteigt, desto dichter wurde an ihnen die Schneebedeckung, am dichtesten an den Hängen und Halden des Guajarapasses, zu dem endlich unser Pfad steil bergan führte. Dreieinhalb Stunden waren wir durch die Cañadas geritten, dreieinhalb Stunden hatten wir von Orotava bis zum Portillo gebraucht, und ein dreieinhalb Stunden langer Ritt lag noch vor uns bis hinunter nach Vilaflor.

Am Fuß der Guajarawände sammeln sich in den Cañadas rieselndes Quellwasser und die Schmelzwässer des Schnees bei 2260 m in der kleinen Laguna del „Monton de Trigo" (Lagune des Getreidehaufens), so genannt nach einem dahinterstehenden hellen, einem Getreidehaufen nicht unähnlichen Hügel. Ihre stillen Gewässer waren aber so trübe und wenig einladend, daß wir auf einen Trunk verzichteten und auch die Mulos davon zurückhielten. Lieber ließen wir die Tiere an dem reinen Neuschnee lecken, der nun von 2280 m an zum Paß hinauf die Böschung mit einer $^1/_2$ m hohen, zusammenhängenden Schicht bedeckte. Er war so weich, daß die Maultiere bei jedem Schritt bis über die Kniee einsanken, aber vorsichtig und langsam leiteten wir sie im Zickzack zur Höhe und kamen um vier Uhr ohne Zwischenfall auf dem Paß an, wo uns ein frischer Steigungswind aus Süden (tt $6^1/_2{}^0$, tn $1^1/_2{}^0$ entgegenwehte.

Hier stehen wir 2436 m hoch über dem Meeresspiegel, aber nur etwa 180 m über der Cañadasfläche, die unterhalb der „Guajara" ihre höchste Erhebung im ganzen Cirkus hat. Der Guajaragipfel (2715 m) selbst dagegen thront als eine breite, runde Kuppe zu unserer Rechten fast 300 m über dem Paß und ca. 450 m über dem Boden der Cañadas; er ist der höchste Gipfel der Cañadasberge. Wie am Espigongipfel im Südosten der Cirkusumwallung leuchten auch hier wieder vorwiegend

helle, mächtige Phonolithbänke an dem riesigen Schichtenprofil der Felswände hervor, und gerade zuoberst lagert wie ein heller Hut eine kolossale Phonolitschicht auf einer dunkleren Unterlage von Tuff, Bimsstein und Obsidian. Darüber ausgegossen war aber ein Meer von goldenem Licht, das die schon tief stehende Sonne aus Westen herübersendete.

Im Norden stand der Pik, schon von breiten violetten, durchsichtigen Schatten umwoben. Nicht mehr trennten die grellen Lichtreflexe und dunklen Schlagschatten der Tagessonne seine einzelnen Teile von einander, sondern in milden violetten Tönen verschmolzen alle Einzelheiten zu einem einzigen abgeschlossenen Ganzen von jener überwältigenden Großartigkeit, von jener Tiefe des Eindrucks, die sich ebensowenig schildern läßt wie ein vollendetes Kunstwerk. Man müßte denn den Eindruck zerpflücken und zergliedern, dessen ganze Übermacht doch gerade in seiner Einheit besteht. Bei der Versenkung in die Erhabenheit und Schönheit dieser doch so unendlich einfachen Formen, Farben und Linien, und bei der Vorstellung der allgewaltigen Naturkräfte, die in unermeßlichen Zeiträumen dieses Wunder geschaffen haben, genießen Geist und Gemüt die reinsten Freuden. Der Wille ringt nach Freiheit aus all den tausend Fesseln und Banden unsres Kulturlebens, die Seele sehnt sich nach einer höheren Einheit und fühlt „dem Weltgeist näher sich als sonst“. Man wird von wahrhaft religiöser Weihe ergriffen, und das ist doch das größte, was dem Menschen die Naturbetrachtung bescheeren kann.

José riß mich gewaltsam los. Er deutete auf die zum Untergang sich neigende Sonne und murmelte: „Noch dreieinhalb Stunden bis Vilaflor“. Doch noch einen Rückblick auf die Cañadas, durch die wir herübergekommen, mußte er gestatten. Bestrahlt vom rosig-goldenen Abendlicht und klar wie ein Kartenrelief lagen sie hinter und unter uns. Wir übersehen nun das vielfach gegliederte Band der Cañadas am Fuß der Umwallung. Dort schieben sich die Lavaströme des Pik weit vor und engen die Cañadas zu einem schmalen Saum ein (s. umstehende Abbildung), hier treten die Piklaven weit zurück und geben den Cañadas Raum zu einer breiten, buchtförmigen Ausdehnung, an dritter Stelle springen von der anderen Seite die Felsen des Ringwalles wie Vorgebirge in die Cañadas vor, auch ihrerseits Buchten und Baien bildend, so daß die ganzen Cañadas wie eine Reihe von zahlreichen großen und kleinen Kesseln erscheint,

die durch enge Kanäle miteinander verbunden ſind. Dabei iſt an den Ausbuchtungen des Ringwalles die Erſcheinung zu beobachten, daß ihre in die Cañadas hineinragenden Vorſprünge ſtets auch die höchſten Gipfel des vielgewellten und zackigen, oberen Wallrandes tragen, den Risco Verde, den Gipfel der Pilas, die Roques de la Angoſtura, den Eſpigon, den Risco del Frayle, den Risco del Carmelita, die Kuppe La Guajara und manche kleinere andere zwiſchen ihnen. Und ſchauen wir genauer zu, ſo er-

Blick vom Guajarapaß auf die Südſeite des Pik und die Lavafluten des Teydecirkus. (Links im Hintergrund der ſtumpfe Kratergipfel des Pico Viejo.)

kennen wir, daß es überall die Trachyt- und Phonolithfelſen, namentlich in Geſtalt der ſenkrecht ſtehenden Gangmauern, ſind, welche dieſe hochragenden und vorſpringenden Eckpfeiler bilden, während die Wände der zurücktretenden Buchten aus Baſalten beſtehen. Sind dieſe Baſaltwände meiſt glatt oder doch ohne tiefe Spuren der Eroſion und Denudation, ſo ſtellen die bis ins innerſte geſpaltenen Trachyt- und Phonolithfelſen der Vorſprünge die letzten Reſte ſolcher einſt ausgedehnterer Geſteinsmaſſen dar und werden in geologiſch kurzer Zeit dem unaufhörlich wirkenden Angriff von Sonne, Wind und Wetter zum Opfer fallen.

Im letzten Sonnenlicht machte ich vom Paß aus noch einige photographiſche Aufnahmen mit 2 Minuten langer Expoſition, die ſich doch

noch genügend erwies, und wendete mich dann zum Abſtieg nach Süden. Aus ſchwindelnder Tiefe gähnte uns dort der weite Barranco del Rio entgegen, und ich ſah, daß der breite Guajarapaß nichts weiter iſt als das oberſte Ende dieſes Bachthales, das ſich einſt, vor der Entſtehung des großen Teydecirkus, offenbar noch ein gutes Stück über die jetzige Cirkusumwallung hinaus an der damaligen centralen Bergkuppe hinauf erſtreckt hatte, dann aber, als der Cirkus entſtand, in die Tiefe des Cirkus verſunken iſt. Wir kommen ſpäter auf dieſe merkwürdige Erſcheinung zurück. Einige hundert Meter unter uns war jetzt der düſtere Barranco von wehenden Nebeln umzogen, aus denen uns von den Rändern der Schluchten her die erſten Pinien geſpenſtig entgegenwinkten. Über dem weißen Nebelmeer aber ſtand draußen hoch am Horizont auf einem Streifen des dunkelblauen Oceans die lichtblaue, ſchön geſchnittene Silhouette der Inſel Gran Canaria, auf deren ſcharfer Cumbre ich kurze Zeit zuvor entlang gewandert war. So eben und glatt zog ſich die unter uns liegende Wolkendecke dorthin, daß man darauf nach der Nachbarinſel hinüberwandern zu können glaubte.

Vom Paß aus windet ſich der Pfad, zuerſt noch ein Stück anſteigend, an 20 m hohen, hellgrauen Tuffſchichten entlang um die Südſeite der Guajarakuppe herum und erreicht in 2473 m Höhe ſeinen höchſten Punkt. Kaum waren wir um dieſe Tuffwände herumgebogen, da ſtand auch ſchon, nur wenige Meter unter der Paßhöhe, bei 2430 m die erſte ſtolze, canariſche Fichte zwiſchen zahlreichen Schneeflecken vor uns, und ſchnell mehrte ſich ihre Zahl. Ich maß hier um 6 Uhr eine Temperatur von tt 6°, tn 2°. Ohne alles Unterholz oder gar Gras und Moos ſtehen die prächtigen, meterdicken und haushohen Wetterbäume, die gerade hier den Arven unſrer Hochgebirge im Habitus außerordentlich ähnlich ſind, auf dem nackten Lava- und Aſchenboden, ein Wunder der vegetativen Kraft und Zähigkeit. Retama- und Codeſoſträucher reichen noch in die Pinienregion hinein, bringen es aber nicht zu einer eigentlichen Vegetationsformation wie auf der Nordſeite der Cañadas. Bei 2302 m über einen kohlſchwarzen und kugelrunden Aſchenhügel thalwärts reitend, laſſen wir den letzten Schneefleck hinter uns, aber der Pinal wird nun dichter; 20—30 m ſtehen die alten vom Wetter zerzauſten Baumrieſen von einander entfernt, mit durchſchnittlich 1½ m Stammesdicke und 20 m Wipfelhöhe. Erſt jetzt verſtand ich die ehrfurchtsvolle Bewunderung eines Humboldt und L. v. Buch beim Anblick der oberſten canariſchen Pinien-

wälder. Wie herrlich mag aber erſt der Laubwald an der klimatiſch begünſtigten Nordſeite geweſen ſein, ehe dort die erbarmungsloſe Menſchenhand der Natur unheilbare Wunden ſchlug.

Bei 2018 m betraten wir ein langes, gänzlich vegetationsloſes Aſchenfeld, an deſſen Grenze die letzte d. h. unterſte Retama an einer roh hergerichteten, hölzernen Waſſerrinne ſtand, die vom Guajaragipfel herunter das lebenſpendende und lebenerhaltende Quellwaſſer einigen Hütten von Ziegenhirten zuführt. Und dank der Waſſerzufuhr liegt neben dieſen in 1862 m Höhe ſchon das oberſte, gerade keimende Wicken- und Gerſtenfeld, alſo 600 m höher als auf der ſtets feuchten, aber auch viel kühleren Nordſeite. Dann verſanken wir in die Region der Wolkenbänke, die uns gleich mit einer ſo feuchten Kälte empfingen, daß ich mich in meinen Regenmantel und Joſé in ſeine wollene Manta hüllte. Die umherſtehenden Pinien trieften von der Feuchtigkeit der Nebel, ohne daß es geregnet hatte, und führten das von den langen Nadeln tropfende Naß in großen Pfützen ihren Wurzeln zu, während ringsum der Boden und die Steine vollſtändig trocken waren. Der Nebel genügt alſo vollkommen, um in dieſen trocknen Höhen die Pinien zu bewäſſern.

Mit dem Eintritt in die Nebel wurde es ſchnell dunkel, und ſchemenhaft dämmerten die bei 1790 m auftretenden Escobonſträucher, die auf der Südſeite die Erikaregion der Nordſeite vertreten (Erika wächſt nur wenig zwiſchen ihnen), aus dem nächtlichen Grau. Der Pfad klettert nun über Felswände und durch Schluchten thalwärts und nimmt allmählich eine in der Finſternis unheimliche Steilheit und Steinigkeit an, aber es blieb mir nichts anderes übrig, als mich blind der erprobten Sicherheit meines braven Moreno anzuvertrauen, der mit verhängtem Zügel äußerſt vorſichtig ſich weiter taſtete. Joſé auf dem Packtier folgte dem ſicheren Führer, ohne ihn durch einen Zuruf in ſeiner ſchwierigen Arbeit des Pfadfindens zu ſtören. Ein Ritt zu Pferde wäre hier im Dunkeln abſolut unmöglich!

Nach zweiſtündigem Rutſchen und Stolpern, aber ohne einen einzigen Fall, ſahen wir endlich ſteil unter uns einige Lichtpunkte aufleuchten und langten bald nachher in der ſtillen, dunklen und ganz einſamen Straße von Vilaflor (1476 m), dem höchſten Dorf der Inſel und des ganzen Archipels, glücklich an. Eine Fonda oder Venta gibt es in dem kleinen Ort nicht, aber ein Empfehlungsbrief des liebenswürdigen Dr. Dolkowsky in Santa Cruz öffnete mir die Thüre des Don Ramon

Oliva, der Hauptperſon in Vilaflor, der mir bereitwilligſt nicht nur eine Lagerſtatt, ſondern auch eine warme Suppe bot, und ſo fand der Tag einen ebenſo guten Abſchluß, wie er begonnen und verlaufen war.

Die Nacht war bei nur +2° Minimumtemperatur in dieſem hoch gelegenen Ort ſo kühl, daß ich mich tief in die wollenen Decken verkroch. In aller Frühe des nächſten Morgens weckte mich ein dumpfes, röchelndes Gebrüll. Vor das Haus tretend ſah ich zu meinem Erſtaunen einige Kamele, die Holz ſchleppten; ein untrügliches Zeichen für das halbafrikaniſche, trockene Klima der ſüdlichen Inſelhälfte, denn auf der feuchten Nordſeite Teneriffes gedeiht das Kamel nicht, außer im trockenen Nordweſten. Gezüchtet wird das Kamel jedoch auch hier auf der Südſeite nicht, ſondern es kommt von der dem afrikaniſchen Kontinent näheren Inſel Lanzarote herüber, wo es ganz die Exiſtenzbedingungen ſeiner nordafrikaniſchen Heimat findet. Aber auch die Flora von Vilaflor bezeugt, daß hier in 1476 m Höhe ein ganz anderes, viel wärmeres Klima herrſcht als in der gleichen Höhenlage der Nordſeite. Bei 1476 m liegt auf der Nordſeite die Mitte der Erikaregion, ca. 200 m über der dortigen Kulturengrenze (1266 m). Hier dagegen ſind die Häuſer von Gärten umringt, in denen jetzt die Mandeln und Pflaumen blühen und kräftige Weinreben, Kaſtanien-, Nuß-, Äpfel-, Birn-, Pfirſich-, Feigen-, Citronen- und Orangenbäume ſtehen; ſie alle noch unbelaubt bis auf die immergrünen Citronen- und Orangenbäume, die ſich unter der Laſt ihrer goldgelben Früchte beugen. Und auf den Feldern prangen Weizen, Gerſte, Linſen und auch ein wenig Roggen im jungen Grün. Über die Höhe von Vilaflor hinaus gehen aber nur Kaſtanien und Mandeln von den Gartengewächſen und auch dieſe nur noch bis 1662 m, wogegen von den Feldfrüchten die Linſen noch bis zu 1690 m vordringen, und einige kleine Roggenfelder ſogar noch bei 1900 m am Sombreritogipfel, alſo nahe unter den Cañadas, ihre Sommerfrüchte zur Reife bringen.

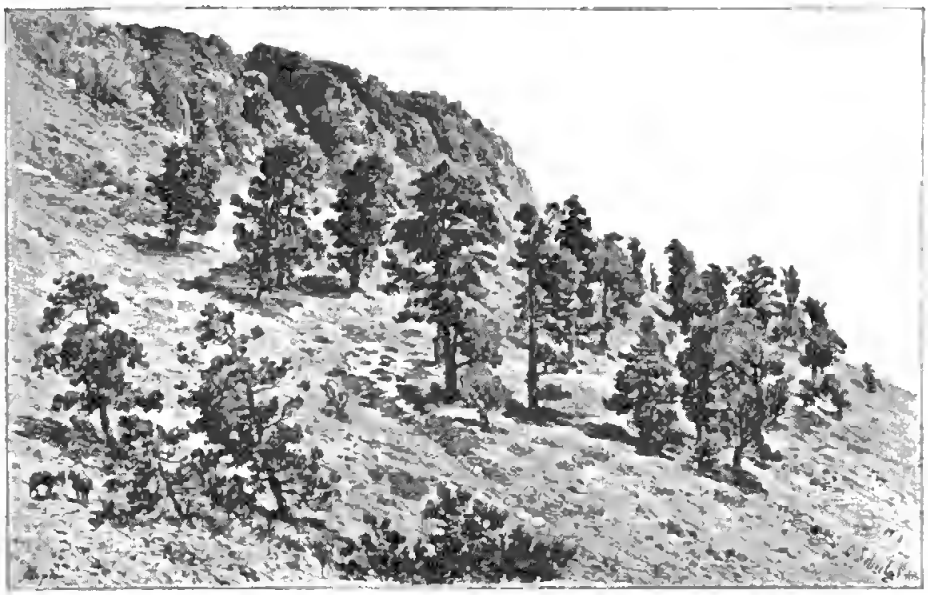
Dorthin zu den Cañadas am Sombreritogipfel, der nordweſtlich über Vilaflor, oberhalb des dunklen Pinienwaldes, wie ein breiter, runder Hut (daher Sombrerito d. h. Hütchen) emporragt, ging nun unſere Reiſe, denn es lag mir daran, auch die Südweſtſeite des große Teydecirkus und die Südweſthänge des Pik, die von dort oben weit zu überſchauen ſind, bei hellem Tageslicht zu ſehen und zu photographieren.

José und die Maultiere waren guter Dinge trotz der Anſtrengung des vorherigen Tages, und da wir diesmal kein größeres Gepäck mitzunehmen

hatten, ging das Bergklettern leicht und flink von ſtatten. Als wir uns gegen 8 Uhr in Bewegung ſetzten, hatte ſich die Luft ſchon auf tt 9°, tn 8½° erwärmt, und aus dem Unterland zogen mit dem leichten ſüdlichen Steigungswind lockere Nebelſchleier heran. Unmittelbar über Vilaflor, das in einen Thalkeſſel eingebettet auf einem Hochplateau liegt, nahm uns der Pinienwald auf, deſſen geſchloſſene Beſtände hier ihre untere Grenze haben. Am Waldrand ſtehen neben der den Keſſel durchfurchenden Bachſchlucht einige mächtige, prachtvoll gewachſene Pinien (Los pinos grandes) von 2 m Stammſtärke, 35—40 m Höhe und 6—7 m Aſtlänge, vorgeſchoben wie drohende Schildwachen, die den gefährdeten Wald vor dem menſchlichen Feind beſchützen ſollen. Freilich hat dennoch der Köhler und Holzſchläger ſchon tiefe Breſchen in die Gehölze geſchlagen. Wie oben unter dem Guajarapaß ſo ſtehen die Pinien auch hier und bis hinauf zum Sombrerito auf dem nackten, humusloſen Lavafels, ſo daß man nicht begreift, woher ſie ihre Nahrung nehmen. Nur da, wo der Menſch den Wald nicht zu ſtark gelichtet hat, hat dieſer ſich ein weiches, dickes Nadelpolſter zu ſeinen Füßen bereitet, das die niedertropfende Feuchtigkeit feſthält und einer ſpärlichen Kräuterflora Stand gewährt. Sonſt fehlt alles Unterholz bis auf zerſtreute Escobon- und Codeſoſträucher in den höheren Regionen.

In dieſen dichteren, nadelbeſäeten Waldſtrecken, wo der Hufſchlag der Maultiere lautlos verklingt, wurde mir ganz oberbayeriſch zu Mute, aber die ſchöne Stimmung verflog ſchnell, als uns plötzlich dicker Nebel umfing, in dem wir in kurzem den ohnehin kaum ſichtbaren Pfad verloren. Dreiviertel Stunden lang irrten wir nun auf halsbrecheriſch ſteilem Lavageröll umher, durch nichts weiter geleitet als durch die zunehmende Hebung des Terrains, die uns doch endlich nach oben führen mußte. Bei einem Straucheln des Packtieres fiel der Proviantkorb, ſo daß die Brote und Orangen in großen Sprüngen bergab im Nebel verſchwanden, und ſchon plante ich Umkehr, als vor uns eine aus Pinienſtämmen roh gezimmerte Waſſerleitung auftauchte, deren Inhalt, wie José wußte, oben am Sombrerito entſpringt. Da erſchien auch wieder eine Spur eines Pfades, und als ſich gleichzeitig der Nebel lichtete, leuchtete uns von oben die helle, runde Kuppe des Sombrerito entgegen. Anderthalb Stunden ging es weiter über hellgraues, ſchieferiges Phonolithgeröll, von dem die Sonne brennend zurückſtrahlte; die Pinienbeſtände wurden immer offener, die Codeſoſträucher häufiger, und in

einem Barranco bei 2190 m, wo ich um 11 Uhr eine Temperatur von tt 11°, tn 6½° maß, lag das erste, 1½ m lange Schneefleck. In 2407 m Höhe am Fuß des Sombrerito verloren sich die obersten, vom Wetter zerzausten Pinien und letzten Codesosträucher in den ersten Retamabüschen, deren alleinige Region hier beginnt, während vereinzelte Exemplare in die Codesozone bis 2340 m hinunterreichen. Das Wachstum der Pinien in dieser oberen Grenzregion ist aber sehr charakteristisch. Die jungen Pflanzen wachsen erst in breiten, runden, polsterförmigen



Die obersten Pinien am Sombrerito, bei 2400 m.

Büschen, so daß ihnen Sturm und Schneedruck nichts anhaben können. Erst wenn der Halt der jungen Pflanze genügend gesichert ist, schiebt sich aus der Mitte ein kräftiges Stämmchen hervor. Anfangs steht es kerzengerade, aber je älter der Baum wird, desto mehr neigt sich sein Stamm unter dem Druck des tagtäglich vom Unterland heraufwehenden starken Steigungswindes. Alle größeren Pinien dieser Hochregion, lauter verwetterte Prachtgestalten (s. obenstehende Abbildung), sind infolgedessen nach Norden übergeneigt.

Zwischen den Retamabüschen über dem Pinal lag der Schnee dichter als zwischen den offenen Piniengruppen, am dichtesten und bis ½ m hoch an der Nordseite des Sombrerito in einer gegen den Stei-

gungswind und die Mittagsſonne geſchützten Eroſionsmulde, die dieſe Kuppe vom Rand des Cañadaswalles trennt. Von hier iſt an den horizontalen Schichten der ſchroffen Wände des Sombrerito ſogleich zu erkennen, daß dieſer jetzt ſelbſtändige Gipfel nur ein Teil des Ringwalles iſt, von dem er durch die Eroſion losgelöſt worden iſt. Sein rundes Gipfelplateau überragt aber den Oberrand der Cañadas ſo wenig, daß wir ihn umgehend behufs freierer Ausſicht auf den Teydecirkus direkt zum ſüdweſtlichen Cañadasrand (2480 m) hinaufſtiegen, und dort wurde allerdings unſre Hoffnung durch das herrlichſte, klarſte Panorama erfüllt. Zur Rechten thront der Guajaragipfel mit ſeinen Steilabſtürzen wie ein vorgeſchobenes, eingedecktes Fort, und hinter ihm ziehen ſich im rieſigen Bogen die ſüdlichen Cañadas nach Nordoſten ſichtbar bis über den Pilafels hinaus, wo ſich dann die ſüdöſtlichen Vorberge des Pik, die Rajadas, vorſchieben und die Cañadas des Portillo verdecken.

Wie ungeheuer groß liegt hier wieder der Teydecirkus unter uns, aber wie winzig klein erſcheinen die mächtigen Abſtürze ſeines Ringwalles gegen den uns gegenüber aufgetürmten Pik. Je weiter wir am Tag vorher von Oſt nach Weſt vorgeſchritten waren, deſto mehr war ſeine Kegelgeſtalt in die Breite gewachſen, und nun ſteht er als ein langgezogener Bergrücken da, als ein durch einen breiten Sattel verbundener Doppelberg, denn im Weſten lehnt ſich an ihn der alte Vulkan Montaña Wenze oder Pico Viejo, der als neue Erſcheinung jetzt unſer Hauptintereſſe erweckt. Er erſcheint von hier nicht beträchtlich niedriger als der Pik, da er uns etwas näher ſteht als jener; in Wirklichkeit iſt er aber faſt 600 m kleiner. Mit ſeiner breiten, ſtumpfen Kuppe, deren Geſtalt den Eruptionskrater ſofort erkennen läßt, ragt er nur wenig über die Weſtecke des Kammes empor, und in langer Böſchung ſchwingt ſich von ihm der Verbindungsſattel zur Rambletta des Teydegipfels hinauf. Auch der Pico Viejo und der Sattel leuchten in den oberſten Teilen weiß von dichten Decken neuen Schnees, der auch hier in immer weiterer Zerteilung und Fleckenbildung bis zum Fuß in die Cañadasebene herunterreicht.

Der Fuß dieſer Südweſtſeite des Teydegebirges iſt auffallend enger begrenzt als im Süden und Oſten, denn die Lavaſtröme des Pik ſind hier viel weniger weit in die Cañadas vorgedrungen als dort und haben eine ausgedehnte Fläche offen gelaſſen, den Llano de Ucanca, der das größte, ebene Rapillifeld des ganzen Teydecirkus darſtellt. Der

Boden des Llano iſt aber nicht mehr vornehmlich aus Bimsſtein gebildet wie in den öſtlichen Cañadas, ſondern hauptſächlich aus Splittern und Geröll der Cañadaswände und der Pikgeſteine. Von Oſt nach Weſt nehmen die Bimsſteine in den Cañadas immer mehr ab, von der Guajara an überwiegen ſchon ſtark andere Geſteine, und fragen wir uns nach dem Grund dieſer Anhäufung der Bimsſteine im Oſten und Nordoſten, ſo entdecken wir ihn einerſeits in der Windrichtung des Antipaſſates, der, in den oberſten Regionen aus Südweſten wehend, während der Bimsſteinausbrüche des Pik das leichte Material nach der Oſtſeite hingetragen hat; andernteils darin, daß die im Oſten des Pik gelegene Montaña blanca ein Hauptherd der Bimsſteineruptionen iſt, von dem natürlich durch die bezeichneten Winde nichts nach Weſten hin geführt werden konnte.

Im Oſten und Weſten ſehen wir den Llano de Ucanca von den dunklen, rieſigen Volcanes del Teyde flankiert, zwiſchen denen die Ebene mit einem ca. 50 m tieferen Niveau eingebettet liegt. Als das merkwürdigſte Gebilde an dem Llano de Ucanca fällt uns aber an ſeiner Oſtgrenze, unmittelbar vor den Lavaſtrömen des Pik ein mitten durch den Cirkus laufender Zug von ſonderbar geſtalteten Felszacken, genannt Los Azulejos, auf, die in teils hellgrauen, teils roten, teils blaugrünen Farben ſchimmern und aus der Geröllfläche hervorragen wie die Spitzen eines im Meer verſunkenen, von den Wogen zerriſſenen Gebirges. Ihre Schichten liegen aber alle horizontal wie die der benachbarten Cañadaswände; nichts iſt daran geſtört. Von Oſten her ſind die Lavaſtröme des Pik gegen ſie angeflutet, haben ſich an ihnen geſtaut und ſind teilweiſe zwiſchen ihnen entlang gefloſſen, aber von Weſten geſehen ſteht die ſonderbare bunte Felſenmauer frei und ſtarrt bis 80 m hoch über den Llano de Ucanca empor. Sie ſind eine wirkliche Lavenſcheide in den Südcañadas, wie es in viel größerem Maßſtab die Fortaleza am öſtlichen Ringwall für die nach der Orotavamulde einerſeits, nach der Icodmulde anderſeits hinabfließenden Lavaſtröme iſt. Und blicken wir nach links, ſo ſehen wir unter uns vom Ringwall aus eine ähnlich geſtaltete kleinere Felſenkette, Los Roquitos, in die Cañadas vorſpringen, die auch aus lauter horizontalen, ungeſtörten Schichten aufgebaut iſt und ebenfalls das Ausſehen eines verſunkenen Gebirgskammes hat. Thatſächlich aber ſind die Azulejos und die Roquitos nicht die Spitzen verſunkener Berge, ſondern ſtehen gebliebene Pfeiler, um die das übrige Terrain in den leeren

Raum geſunken iſt; ſie ſind weit in den Cirkus vorſpringende Sporne des Ringwalles, die bei der Entſtehung und Ausbildung des Cirkus ſtehen geblieben ſind und nun von der Eroſion und Denudation immer mehr ausgezackt werden, bis auch ſie in nicht ferner geologiſcher Zeit ausgeebnet ſein werden.

Wie aber haben wir uns die Entſtehung des Teydecirkus ſelbſt zu denken? Das iſt die Frage, die ſich uns hier immer wieder aufdrängt. Am Schichtenbau des ganzen Gebirges iſt wie an einem Modell zu ſehen, das der Teyde das Produkt zahlloſer einzelner vulkaniſcher Eruptionen iſt. Der Cirkus kann alſo erſt nach der Beendigung dieſes allmählichen Aufbaues des Gebirges entſtanden ſein, da andernfalls weder er ſelbſt noch der Oberteil des Gebirges ſo regelmäßig geſtaltet ſein könnte. Ganz untrüglich weiſen aber die nur wenig nach außen geneigten Schichten und die horizontal laufenden Schichtenköpfe des Ringwalles darauf hin, daß die abgebrochenen Schichten ſich einſt nach der Richtung des Keſſels hin fortſetzten, daß da, wo jetzt der Teydecirkus eingetieft liegt, ehemals ein ziemlich flacher Bergkegel geſtanden hat, aus deſſen Gipfelkrater alle die umliegenden Laven gequollen ſind. Und thatſächlich ſind ja noch Reſte dieſes urſprünglichen, wenig anſteigenden Gipfels vorhanden im Llano de la Maja, im Llano de los Infantes, in den flachen Kuppen der Fortaleza, der Pilas, Guajara, des Sombrerito u. a. m. Dieſe im Oſten am ausgedehnteſten Reſte zeigen aber auch, daß der Cirkus nicht genau die Stelle des alten ganzen Gipfelkegels einnimmt, ſondern im Weſten auf die äußeren Abhänge des Berges hinausreicht. Und auf dieſelbe Thatſache deuten die tiefen Einſchnitte im weſtlichen Ringwall hin, denn vor der Entſtehung des Cirkus hatte das von der Bergkuppe abfließende Waſſer allmählich zahlreiche, thalwärts immer tiefer werdende Riſſe in die Abhänge eingeſchnitten, und als nun auf dem Gipfel ein großer Keſſel entſtand, blieben natürlich die Waſſerriſſe als Einſchnitte im Keſſelrand ſtehen, am tiefſten ſelbſtverſtändlich da, wo der Keſſel am weiteſten in niedere Teile des Berghanges übergriff, alſo im Weſten.

Daß dieſer Rieſenkeſſel, der ein Areal von 188,5 qkm einnimmt, während der analoge Teil des Ätna (Valle del Bove) nur 31,0 und der des Veſuv (Somma) ſogar nur 10,7 qkm mißt, ein Ausbruchskrater ſei, iſt ſchon wegen ſeiner Größe undenkbar und wegen der Lage und Richtung der Schichten in den Ringmauern unmöglich. Es bleiben alſo noch als

mögliche Urſachen ſeiner Entſtehung: Exploſion, Einbruch und Eroſion. Von dieſen drei Faktoren hat ſicherlich die Exploſion die geringſte Rolle geſpielt, denn in der Umgebung, auf dem obern Rand der Cañadaswälle und auf den nächſten äußeren Abhängen der Cañadasberge finden ſich nur geringe Maſſen von Trümmergeſteinen, die ſonſt den Exploſionsgebilden niemals fehlen. Viel wirkſamer waren offenbar umfangreiche Verſinkungen von Teilen des Gipfels in die Tiefen der Eruptionskanäle, aus denen die Laven aufgeſtiegen waren; und nicht viel weniger wirkſam wahrſcheinlich die ſich ſummierenden Kraftäußerungen der Waſſereroſion, die ſich mit den beiden anderen Faktoren von Anbeginn verband. Und ſie alle drei haben Jahrtauſende gearbeitet, ehe der Pik entſtand.

Vor der Entſtehung des Pik war der Keſſel viel tiefer als nachher; erſt die Laven des im Keſſelgrund aufſteigenden Teyde haben ſeinen Grund allmählich höher gelegt und ausgeebnet. Mag nun der Keſſel vor der Entſtehung des Teydegebirges teilweiſe von Waſſer gefüllt geweſen ſein, oder mag er zeitweilig von Waſſereruptionen ausgewaſchen worden ſein, jedenfalls ſind ſeine Gewäſſer durch alte Thaleinſchnitte nach Norden in die Orotava- und Icodmulden abgefloſſen, wodurch die Klüfte am Portillo und über der Icodmulde immer tiefer und weiter erodiert wurden, ſo daß ſie ſpäter den flüſſigen Laven des nachmals entſtandenen Pik und ſeiner Nebenberge als wohlbereitete Abzugskanäle dienen konnten. Im großen ganzen wird alſo der Keſſel ſehr ähnlich der einſtigen Somma des Veſuv geweſen ſein; auch ſie war ein vollkommener Cirkus, ehe der große Ausbruch in den Tagen des Plinius den Veſuvkegel erhob und den Sommacirkus auf der Seeſeite einriß.

Von der ausſichtsreichen Höhe unſeres Standortes (2480 m) konnte ich eine ganze Reihe photographiſcher Aufnahmen und topographiſcher Peilungen machen. Bei den Temperaturmeſſungen ergab ſich dann der intereſſante Umſtand, daß die Bodentemperatur nachmittags ½3 Uhr 1 cm unter der Oberfläche + 34° betrug, während am Pſychrometer nur tt 6½° und ſogar bloß tn — ½° abzuleſen waren, bei ſtarkem, vom Unterland heraufwehenden Südwind. Es begreift ſich alſo, daß die Retama, Codeſo und Pinien durch die ſtarke Inſolation hier noch für ihre Entwickelung genügende Bodenwärme finden, die ſie denn auch durch ihr „bodenkriechendes" Wachstum nach Möglichkeit auszunutzen ſuchen. Weiter unten am Berg, wo die Lufttemperatur ausreicht, thun

dies die Pinien nicht mehr, ſondern richten ſich immer weiter vom Boden auf. Im Hochſommer ſind natürlich die Temperaturen hier oben noch viel extremer. Piazzi Smyth las hier Mitte Juli am geſchwärzten Thermometer 67° C ab bei 6° Lufttemperatur, am 4. Auguſt ſogar 87° Sonnenſtrahlung bei $1\frac{1}{4}$° Luftwärme, alſo $85\frac{3}{4}$° C Differenz. Am ſtärkſten iſt die Strahlung, wenn gleichzeitig die Schattentemperatur am niedrigſten iſt. Geringer als die letztere iſt ſie aber bei Sonnenaufgang und des Nachts. Nacht und Tag ergeben für die Strahlung im Auguſt Temperaturunterſchiede von 103° C. Im gleichen Monat differiert die Temperatur des naſſen Thermometers von der des trockenen um mehr als 11°.

In naſſen, kalten Nebeln kehrten wir am Nachmittag nach Vilaflor zurück, und in Mäntel und Decken gehüllt verbrachten wir den Abend plaudernd mit Don Oliva in dem, wie in Vilaflora überall, ofenloſen Wohnhaus. Nur ein kleines, von einem engliſchen Geiſtlichen aus Puerto Orotava neben Don Oliva's Behauſung erbautes Häuschen erfreut ſich eines ſoliden Kamins, da der Engländer den Sommer hier mit ſeiner kränklichen Frau in Geſundheitsſtation zubringen will, wozu ſich das hochliegende Vilaflor vorzüglich eignet. Don Oliva iſt aber nicht der Meinung, daß ein Ofen eine zweckmäßige Einrichtung ſei, und hofft ſehr, daß die Zeiten noch fern liegen, wo auch das ſtille, weltentlegene Vilaflor in die Reihe der canariſchen Schwindſuchtsanſtalten aufgenommen werde. Wer könnte ihm das verdenken?

8. Die Südseite (Bandas del Sur).

Von Vilaflor über Arona nach Adeje und Guia.

Die meisten Besucher der Insel Tenerife begnügen sich, vom Hafenplatz Santa Cruz aus auf der schönen, bequemen Fahrstraße über Laguna nach den herrlichen Gefilden der Nordküste zu wandern, besten Falles noch zu den Höhen des Pico de Teyde emporzusteigen. Das ist erklärlich, denn Tenerife hat nichts Schöneres als diese Landschaften. Aber fälschlich schließen jene Besucher gemeinhin aus der Wunderpracht dieser Glanzpunkte auf eine gleiche Beschaffenheit der ganzen Insel und preisen dann die Glückliche Insel als ein einheitliches Paradies.

Eine geringere Zahl der Tenerifereisenden weicht auch gelegentlich ab von der Heerstraße und klettert in die Berge von Anaga, vielleicht sogar in die Tenoberge hinein, wo sich ihren staunenden Blicken eine ganz anders geartete, viel wildere Natur des Landes erschließt, als sie vermuten konnten. Aber nur sehr wenige lenken ihre Schritte auch nach der abgelegenen Süd- und Südwestseite der Insel, nach den „Bandas del Sur" und erkennen dort, daß auch die glücklichste der Glücklichen Inseln ihre Schattenseite hat, so düster, daß, wer sie allein sehen würde, Tenerife für ein „Malpays" (Ödland) schlimmster Art halten müßte. Doch wie das Sonnenlicht erst neben dunklen Schatten am hellsten strahlt, so leuchtet erst im Gegensatz zur Südküste die Nordseite Tenerifes in ihrer ganzen Schönheit.

Der wahrhaft naturliebende Reisende bedarf indessen dieses Rückblickes auf die herrlichen Nordküsten nicht, um die Bandas del Sur besuchenswert zu finden. Um ihrer selbst willen wird er sie aufsuchen, und sein Bemühen um weitere Erkenntnis wird dort reichlichen Lohn finden. Von der Guimarmulde, wo der Sockel des Pik auf dieser Seite beginnt, um die ganze Südwesthälfte des unteren Teydegebirges herum bis nach dem Valle de Santiago an der Südgrenze der Tenoberge

durchſtreift er ein immenſes jüngeres Tuff- und Lavagebiet von großartiger, grauer Einförmigkeit. Es iſt das eigentliche Baſisgebirge des Pico de Teyde, eine ungeheure ſtumpfe Pyramide, die vom Meer an in unabſehbaren, erſt leicht und dann immer ſteiler geneigten, vulkaniſchen Hängen zu durchſchnittlich 2200 m aufſteigt, wo ſie breit abgeſtumpft in dem weiten Cirkus der Cañadasebene ihren Abſchluß findet. Aus der Mitte der letzteren, unſichtbar dem in den Bandas del Sur Reiſenden, ſtrebt ſchließlich der Eruptionskegel des Pico de Teyde empor.

Die unteren, nur ſtellenweiſe beſiedelten Südabhänge der breiten Pikbaſis ſind die eigentlichen Bandas del Sur. Wiewohl „banda“ im allgemeinen eine Seite eines Gebirges bezeichnet, ſo daß man nach der geographiſchen Lage ebenſogut von den bandas del este wie von den bandas del norte ſprechen kann, iſt doch im Volksmund auf Tenerife die Bezeichnung bandas del sur auf die genannten jung-vulkaniſchen Flanken des Pikſockels beſchränkt, die auch auf die Weſtſeite der Inſel herumreichen, während die Südoſtſeite Teneriſes von Guimar bis Anaga, die von rechtswegen bandas del sur-este genannt werden könnte, keinen gemeinſamen Namen hat.

Auf dieſen ganzen Bandas del Sur bemerken wir keine weiten Thäler, wie ſie ſich uns in den alten Anaga- und Teuobergen öffnen, keine hohen, langen Felſenrücken und kein kräftig ausgearbeitetes Relief wie an dem großen, centralen Cumbregebirge der Inſel, denn die Laven ſind hier dünnflüſſig in die Breite gelaufen, und das Land iſt noch ſo jung, daß die Denudation an ſeinen urſprünglichen Formen noch ziemlich wenig geändert hat. Wir begegnen auch keiner dichten, friſchen Vegetation wie auf dem größten Teil der Nordſeite, nicht einmal einer ſo vielfach durchlöcherten Pflanzendecke wie auf der Südoſtſeite zwiſchen Anaga und dem Valle de Guimar, ſondern nur ſehr geringem Pflanzenwachstum, denn die Bandas del Sur ſind nicht allein durch ihre ungeheuer ausgedehnten Tuffdecken und durch ihre jungen, harten und nur wenig verwitterten Laven höchſt unfruchtbar, ſondern auch klimatiſch außerordentlich benachteiligt. Die feuchten, nördlichen Paſſatwinde können hierher am allerwenigſten vordringen, weil die Rieſenmaſſe des Pikgebirges einen unüberſteigbaren Windfang bildet; und ebenſowenig bringt der den Norden der Inſel beſpülende Zweig des Golfſtromes hierher vor. Faſt das ganze Jahr hindurch ſtrahlt ein wolkenloſer Himmel über dieſem ſüdlichen Niederland, und die beſtändige Inſolation erhitzt

die öden Tuffe, die harten Baſalte oder Breccien in außerordentlich hohem Grade.

So bekommen die Bandas del Sur gar keine befruchtenden Regen vom Nordoſt- oder Nordweſtpaſſat wie die Nordſeite. Nur die Steigungswinde, die täglich mit wachſender Bodenerwärmung ringsum am Gebirge hinaufwehen, führen vom Meer her Waſſerdampf in die Höhe, der ſich in der Kühle droben zu Nebeln verdichtet und in feinem Sprühregen die oberſten Gebirgsteile berieſelt. Dem Unterland aber bringen nur außergewöhnliche barometriſche Störungen vorübergehend ſtarke Niederſchläge. Wenn jedoch die ſüdweſtliche Antipaſſatſtrömung, die gewöhnlich ein gutes Stück über den Cañadas hinzieht und nur die obere Hälfte des Pikkegels umſpielt, ſich unter ihr übliches Niveau ſenkt, was nicht gar ſelten vorkommt, dann gehen auch in den von ihr betroffenen höheren Regionen der Bandas del Sur heftige Regengüſſe nieder. Namentlich ihre plötzlich zu Thal eilenden Waſſermaſſen ſind es, die in den Tuff- und Lavafeldern des trockenen Unterlandes durch mitgeführtes Geröll und Trümmergeſtein tiefe, enge Klüfte ausgeſchliffen haben und immer mehr ausſchleifen, deren Seitenwände um ſo ſteiler werden, als ſie im regenarmen Unterland keine ſeitliche Abſpülung erleiden. Dieſe tiefen Barrancos entſtehen alſo ganz wie in Nordamerika und anderwärts die Cañons, wo auch aus einem regenreichen Gebiet die erodierenden Gewäſſer weithin durch regenarme Landſtrecken fließen. Gerade ihrer Trockenheit halber haben alſo die Bandas del Sur ſehr viel zahlreichere und engere Barrancos als irgend ein anderer Teil von Tenerife. Am tiefſten ſind ſie natürlich da, wo die Gewäſſer am längſten erodiert haben, nämlich in dem relativ älteſten Teil dieſes jungen Gebirges, der von der Guimarmulde um die Südſpitze der Inſel herum bis über Adeje hinaus auf die Weſtſeite reicht. Dann haben von Guia an bis nach Santiago ganz junge Laven die älteren Gebirgshänge überſtrömt und ein einziges rieſiges Lavafeld ausgebreitet, worin zwar ſehr viele, aber wegen ihres noch jungen Alters nicht ſehr tiefe Barrancos eingefurcht ſind.

Dieſer Beſchaffenheit des Bodens und dieſen klimatiſchen Verhältniſſen entſpricht auch die Vegetation in den Bandas del Sur. In dem von Guimar bis über Adeje hinausreichenden älteren Teil begegnen wir, wo keine öden Tuffe den Boden bilden, noch einem leidlichen Pflanzenwachstum. Wenigſtens in den höheren Regionen umgürten noch ſchöne Pinales, ihres offnen Standes wegen viel mehr Pinien-

haine als Pinienwälder, die Gebirgshänge, aber das trocknere Unterland gehört der an die benachbarte afrikaniſche Küſte gemahnenden Flora, den Euphorbien, Opuntien, Aloës, den Tamarisken, Plocama u. ſ. w., die alle entweder durch Saftreſervoire oder durch verkümmerte Blatt- und Zweigentwickelung und durch Stachel- oder Dornbildung gegen langdauernde Hitze und Dürre geſchützt ſind.

Dieſe baumloſe, ſtrauch- und ſtaudenförmige Vegetation iſt auf dieſer Gebirgsſeite noch von mehreren größeren Kulturflächen unterbrochen, wo die belebende Kraft des Waſſers ſich mit dem eiſernen Fleiß der Menſchen paart, um ſchöne Getreidefelder und ſchattige Fruchtgärten hervorzubringen. Am beſten ſieht es in dieſer Beziehung bei den etwa 600 und mehr Meter hoch gelegenen Orten Granadilla, San Miguel, Arona und Vilaflor aus; ja der Tabak z. B. gedeiht auf Tenerife nirgends beſſer als in Granadilla und San Miguel. Jenſeits dieſer älteren Gebirgsteile dagegen, auf den größtenteils von jungen Laven überſtrömten ſüdweſtlichen Flanken des Pikſockels zwiſchen Adeje, Guia und Santiago iſt das Land eine faſt ganz vegetationsloſe, ſchwarzgraue Steinwüſte. Bloß in der hohen Nebelregion wachſen dünne Beſtände von Erika und Pinien und ziehen den ſehnſüchtigen Blick des hier unten Reiſenden immer wieder auf ſich. In mittlerer Höhe der weiten Lavadächer hat jedoch auch in dieſer Wüſte die menſchliche Zähigkeit einige kleine grüne Oaſen geſchaffen, die in den Ortſchaften Tejina, Guia, Chio, Arguayo einigen Hundert Menſchen ein wenn auch mühſeliges Daſein ſichern. Das tiefere Unterland iſt ganz wüſt bis auf die Schluchten und Bäume der auch meiſt ausgetrockneten Barrancos, wo die Euphorbien und Opuntien, ſtellenweiſe auch einmal ein verkrüppelter Feigenbaum im harten Kampf ums Daſein ringen. Kein Wunder, daß alle dieſe auf dem Landſtrich laſtenden natürlichen Mängel, die Öde der Tuffe und der jungen Lava, die große Hitze, Lufttrockenheit, Regenloſigkeit auch für die ſorglich gepflegten Kulturpflanzen eine ſo ſtarke Verſchiebung ihrer Vegetationszonen nach oben hin verurſachen, daß man hier den Standort beſtimmter Pflanzen 1000 und mehr Meter höher oben am Berg beobachtet als auf der feuchteren und kühleren Nordſeite der Inſel.

Und wie die Pflanzen ſich dieſen beſonderen Verhältniſſen angepaßt haben, ſo auch die Tiere. Abgeſehen von der ſyſtematiſchen Verſchiedenheit der Species ſelbſt iſt vor allem die außerordentliche „Schutzähnlichkeit“

ihrer Individuen, die Anpassung ihrer Gestalt und Farbe an den sonst so wenig Schutz gewährenden vegetationsarmen Boden auffällig. Und wem das nicht in die Augen springt, der hat schon allein in der Erscheinung des afrikanischen Kamels, das auf Tenerife nur in den Bandas del Sur und in dem ebenfalls trockenen Küstenstrich des Nordwestens gedeiht, den sichtlichen Beweis vor sich, daß hier das wahre Steppenklima herrscht.

Von diesem allgemeinen Charakter dieser Landstriche macht auch der Mensch keine Ausnahme. Die in den Oasen der Bandas del Sur lebenden Isleños sind dunkelhäutiger, sehniger, zäher und ausdauernder als die Bewohner der Nordseite. Da die spanischen Eroberer und Kolonisten diese unwirtlichen Gegenden viel weniger besiedelt haben als den fruchtbaren Norden, hat sich hier das alte Guanchenblut noch reiner erhalten als dort. Rotblondes Haar ist auf der Südseite Teneriffes, namentlich in den höher gelegenen Ortschaften, häufiger als anderswo auf der Insel, und in der Geradheit und Zuverlässigkeit ihres Charakters stehen die Südbewohner obenan unter den Isleños. Ihr größerer Ernst und ihre stillere Verschlossenheit ist wohl namentlich auf die Schwere ihres Lebens, das ein beständiger Kampf gegen eine feindliche Natur ist, zurückzuführen. Auch ihre Abgelegenheit vom Strom des Verkehrs hat ihnen ihre Eigenart reiner erhalten als den Nordbewohnern.

Diese vor allem in der Natur des Landes begründete äußere und innere Verschiedenheit zwischen Nord- und Südleuten von Tenerife führt sogar zu einer bewußten Rivalität zwischen beiden Inselbewohnern. Aber die Eifersucht jeder Landschaft gegen jede andere geht noch viel weiter und ist dann ein wahres Erbübel der Isleños. Wie die natürliche Abgeschlossenheit der Landschaften von einander schon zur Guanchenzeit die Ursache eines übertrieben hohen Selbstgefühls jedes Stammes und des fehlenden Gemeinsinns der Insulaner gewesen ist, so ist sie noch heute der Grund, daß sich jede Gemeinde für die beste der ganzen Insel hält, daß sie mit naiver Geringschätzung auf die anderen Landesteile herabblickt, und daß der Mann von Adeje oder von Guia es als eine persönliche Beleidigung ansieht, wenn man die Felder von Granadilla oder die Obstgärten von Orotava lobt, und umgekehrt sich der Bewohner von Icod oder von Guimar im Innersten gekränkt hätte, wenn man die Vorzüge von Santa Cruz erwähnt und

die landschaftliche Schönheit von Taganana bewundert. Die enge geographische Beschränktheit des Gesichtskreises hat die einzelnen Gemeinden niemals zu einer freien Auffassung und richtigen Erkenntnis der Verhältnisse gelangen lassen; nirgends stößt die Staatsverwaltung auf größere Schwierigkeiten als da, wo es sich um gemeinsame und allen Teilen gleich förderliche Einrichtungen handelt. Einst bestand diese Abgeschlossenheit auch von Insel zu Insel. Bevor die Europäer im 15. Jahrhundert ins Land kamen, gab es absolut keinen Verkehr unter den Canarischen Inseln und später fast nur feindliche Begegnung. Das ist durch den wachsenden Verkehr anders geworden, namentlich hat sich die gegenseitige Stimmung seit Einrichtung der interinsularen Dampferlinie gebessert. Und so ist zu erwarten, daß auf Tenerife durch die Ausdehnung des Verkehrs und besonders durch den Ausbau der großen Fahrstraße sich auch das Verhältnis der Gemeinden untereinander bessern wird. Ich glaube aber kaum, daß der Gegensatz zwischen Nord- und Südleuten ebenso bald schwinden wird, denn hier ist der geographische Unterschied zwischen Nord- und Südseite der Insel zu groß, als daß sein langer und tiefer Einfluß auf die Bewohner durch einen mehr äußeren Anlaß verwischt werden könnte.

Im großen Ganzen sind also die Bandas del Sur den östlichen Inseln der canarischen Gruppe, Lanzarote und Fuerteventura, verwandter als den Westinseln Gomera, Palma und Hierro. Sie sind mehr afrikanisch als oceanisch, während von den Gebieten der Nordseite das Gegenteil gilt.

Die wenigen Schilderungen der Bandas del Sur, die, mit Ausnahme der klassischen Beschreibung des Barranco del infierno durch Leopold von Buch, überdies noch höchst mangelhaft sind, hatten mich sehr gespannt auf diesen Landstrich gemacht. Als wir am Morgen um ¾6 Uhr kurz vor Sonnenaufgang in Vilaflor (1476 m) die Mulos zur Weiterreise sattelten, war es unserm Empfinden nach bitterkalt; das feuchte Psychrometer stand auf + 1°, das trockene auf + 2½° und das Minimumthermometer von der Nacht her auf + 1½°. Mit Vergnügen strebten wir deshalb den tieferen, wärmeren Regionen zu. Heute schreckte uns kein kalter Nebel mehr, denn als sich die Wolken wie gewöhnlich gegen 9 Uhr über Vilaflor zusammenzogen, waren wir schon weit unter der Nebelgrenze im trockenen Tiefland auf dem Weg nach Arona. Eine halbe Stunde lang läuft der anfangs vom berüchtigten canarischen

Pflaſter belaſtete Weg ziemlich eben über breite Tuff- und Geröllflächen, wo auf ſteinigen Linſen-, Gerſten- und Weizenfeldern die Saat im erſten Grün des Frühlings keimte. Der Pinienwald hört unmittelbar bei Vilaflor auf, reicht aber im Oſten und Weſten noch einige hundert Meter tiefer am Berg herab. Hier unter Vilaflor ſtehen nur vereinzelte Pinien und Escobonſträucher, machen aber bald ganz den Euphorbien und Opuntien Platz, die in den Trockenbetten der Bäche vereinzelt ſogar bis nach Vilaflor ſelbſt hinaufwandern.

Auf dem immer noch faſt ebnen Terrain tauchen nun einige neuere rotaſchige Kraterkegel, die Montañas de Guayero auf, an deren Fuß (1284 m) viele Weinberge ſich terraſſenförmig aufbauen. Nach dieſen jungen, teilweiſe brandroten Aſchenhügeln heißt die ganze Ebene Llano de los Quemados (Ebene der Verbrannten), und die Hügelreihe bildet ihre ſüdliche Grenze, von der aus der Gebirgsabhang ſchnell in mehreren Terraſſen zum Unterland von Arona niederſteigt. Hier am Südrand der Quemadosebene bekommt man, zurückſchauend, erſt die richtige Vorſtellung von der eigenartigen Hochfläche von Vilaflor. Ein urſprünglicher Abſatz des alten Gebirges, das hier unter jüngeren Laven begraben liegt, iſt durch die Quemadoshügel viel verbreitert worden. Im Süden, Weſten und Oſten umſtehen ſie die Mulde von Vilaflor und haben die vom Hochgebirge her und aus ihnen ſelbſt ausſtrömenden Eruptions- und Schwemmmaſſen angeſtaut und zu der ſchiefen Ebene ausgebreitet, deren fruchtbarem Boden vor allem Vilaflor ſeine oaſenhafte Üppigkeit verdankt. (S. umſtehende Abbildung.) Geſchützt in dieſer Mulde liegend, aber doch gerade noch von den feuchten Nebeln der Höhe berührt, zeitigt Vilaflor in 1476 m Höhe noch alle jene früher genannten Früchte, die nicht nur auf der Nordſeite Teneriffes größtenteils erſt 500 m tiefer angetroffen werden, ſondern auch auf den übrigen Bandas del Sur dieſe Bergeshöhe nicht wieder erreichen. Vilaflor iſt dank ſeiner Schutzlage nicht nur das höchſt gelegene Dorf Teneriffes, ſondern der Canarien überhaupt.

Vom Plateaurand der Quemados ſüdwärts gewendet, überſchauen wir mit einem einzigen Blick die ganze Südhälfte der Bandas del Sur. Die Luft iſt von unermeßlicher Klarheit. Unter uns der ſteile Stufenabſtieg des Gebirges mit den weißen, kirchturmgeſchmückten Städtchen Escalona und Arona, grünende Felder in weiter Verſtreuung, aber nirgends ein Hain, nirgends ein hochragender Baum außer einigen

Dattelpalmen, die den afrikaniſchen Klimacharakter der Landſchaft weithin verkünden. Und unterhalb Arona nach Süden hin die letzte hohe Terraſſenſtufe, unter der ein breites Vorland junger, von kleinen Kraterhügeln beſäeter Lavaſtröme leicht geneigt ſich weit ins Meer hinaus erſtreckt. Dort liegt ein Schimmer brauner oder grauer Vegetationsarmut auf den rieſigen Lavaflächen, nur nach Oſten hin ſchmückt ſich das Land ſtellenweiſe mit lichtem Feldergrün; aber überall ſäumt die in wechſelreichen Zungen und Buchten vor- und zurückſpringende

Vilaflor, mit ſeinen Gärten und Pinienwäldern.

Südküſte ein zarter weißer Streif der anrollenden Meeresdünung. Die großartige Brandung, die die Steilküſten der Nordſeite Teneriffes ſo dramatiſch belebt, hat die klippenarme, dem Nordoſtpaſſat abgelegene Südweſtküſte nicht, aber die innere Bewegung in den Gewäſſern des Atlantiſchen Oceans iſt immer und überall ſo ſtark, daß ihre Dünung auch am flachen Strand der Bandas del Sur ſich leicht ſchäumend bricht. Das iſt aber auch der einzige große Zug bewegten Lebens in dieſer Landſchaft. Im übrigen liegt eine das Gemüt des Beſchauers tief ergreifende Ruhe und Stille auf den unendlich einförmigen, pflanzen-, tier- und menſchenarmen Bandas del Sur. Auf dem unabſehbaren

hellblauen Meer wiegt ſich hier kein Segelboot, kein Dampfer ankert am öden Geſtade, denn die Bandas del Sur haben keinen einzigen Hafenort, der mit der Außenwelt in Verkehr ſteht. Sie ſind eine abgeſchloſſene Welt für ſich. Und was die wenigen Ortſchaften erzeugen oder verbrauchen, das geht oder kommt auf dem Landweg, vielfach ſogar über die unwegſamen Cumbres und Cañadas hinweg, von oder zu ihnen. Vom fernen Meereshorizont grüßt im Morgenlicht die dunkelblaue Inſel Gomera mit ihren maſſiven Bergformen aus Weſten herüber, aber auch von dort gibt es keinen Verkehrsweg über das Meer hierher. Nur hoch oben am Himmel ziehen milchweiße, federige Cirruswolken mit dem Antipaſſat aus Südweſten heran und beleben mit ihren leichten Schatten die lichtblaue Meeresfläche in reizvollem Spiel.

Von ihnen kehrt das Auge zum graubraunen Küſtenland zurück. Es wird gefeſſelt von einem bisher unbeachteten kleinen Bergkamm, der im Südoſten von Arona aus dem Flachland aufſteigt, und bemerkt hinter ihm einen zweiten ebenſo zackigen Höhenrücken, der wie ſein Nachbar von Nord nach Süd läuft und gleich ihm in hohem Grad an die zerfurchten Bergformen von Anaga und Teno erinnert. Sie ſind ganz baumlos und kahl. Und in der That ſind dieſe beiden Felſenkämme von San Lorenzo und San Miguel ein Gegenſtück zu den Anaga- und Tenobergen, der Reſt eines alten Gebirgsſtockes, der von dem jüngeren Teydegebirge zum größten Teil verſchüttet worden iſt, aber vorher wahrſcheinlich vermittels der Adejeberge (ſ. S. 209) mit Teno zuſammengehängt hat. Die Teydelaven haben ſich an der Nordſeite dieſer Höhen gebrochen, haben den Nordteil ganz begraben und ſind rechts und links von den beiden Felſenrücken bergab geſtrömt, ſo daß zwiſchen ihnen eine Thalmulde frei geblieben iſt, das Valle de San Lorenzo (383 m), deſſen Boden ca. 200 m tiefer liegt als die Teydehänge rechts und links von den beiden Bergkämmen. Zum Teydegebirge hin ragen dieſe alten Felſenwälle kaum 100 m über den großen Gebirgsabfall heraus, während ſie auf der Seeſeite mehrere 100 m hoch ſteil aus den jungen Laven emporſtarren. Ihre höchſte Spitze trägt der öſtliche Kamm in der Montaña de Jama (720 m), und durchweg ſinken ihre durch die tiefe Denudation bloßgelegten Lavabänke mit 6—8° nach Süden hin ab, ſo daß wir im Geiſt ihrem Verlauf zurückfolgen können und ihren Urſprungsherd vielleicht gerade unter dem Llano de los Quemados zu ſuchen haben, deſſen Eruptionskegel eine tiefe Erdſpalte anzeigen.

Die Lorenzoberge ſind aber nicht die einzigen Reſte des alten Gebirges, denn wie wir uns nun zum Weiterritt nach Weſten wenden, taucht auch dort, wo unſer Weg hinführt, ein durch einen tiefen Sattel zerſchnittener, zackiger Felsgrat aus der Gebirgsabdachung des Teydemaſſivs empor. Es ſind die Berge von Adeje, die wir bald aus nächſter Nähe betrachten werden.

Eine Strecke weit geht es aber erſt noch nach Süden hinunter. Bald ſind wir zwiſchen den blendend weiß geſtrichnen Steinhäuschen des Ortes Escalona (1143 m), wo es wieder eine Venta de vino gibt, die uns die erſten in Maisblatt gehüllten Cigarretten der Bandas del Sur liefert, einen ganz aromatiſchen Tabak. Große Weizenfelder erquicken in der Umgebung das Auge, deren Halme hier ſchon 3 cm länger geſprießt ſind als oben im kühlen Vilaflor. Linſen, die in Vilaflor eine Hauptfrucht ſind, wachſen hier nicht mehr, dagegen erſcheint bei 1050 m das oberſte Flachsfeld. Die Temperatur iſt inzwiſchen auf tt 9°, tn 8° geſtiegen. Durch dieſes fruchtbare Stufenland ſteigen wir zum ſauberen Städtchen Arona (670 m) hinab, ſtets im herrlichen Ausblick auf die immer farbiger leuchtende See, wo nun ſüdweſtlich hinter Gomera in duftiger Ferne auch die Berginſel Hierro zum Vorſchein kommt. Es iſt ein ſtolzer, maſſiger Grenzpfeiler, dieſes Hierro, das Jahrhunderte lang als der äußerſte Weſtpunkt der alten Welt angeſehen wurde. Deshalb hatte bekanntlich Ludwig XIII. von Frankreich 1634 über Hierro (Ferro) den erſten Meridian gezogen und damit die kleine Berginſel zum Ausgangspunkt aller geographiſchen Längenbeſtimmungen gemacht, bis ihr dieſe wichtige Rolle von der Greenwicher Sternwarte abgenommen wurde.

Oberhalb Arona liegen bei 940 m die oberſten Kartoffelfelder dieſer Gebirgsſeite am Weg. Während ſie der ſorgfältigſten Bewäſſerung bedürfen, entwickeln ſich die Feigenbäume hier ohne menſchliche Beihilfe zu koloſſaler Größe. Stämme von ¾ m Durchmeſſer ſtehen zu Dutzenden an den Feldrainen, und ihre unteren Äſte decken, am Boden hinkriechend, einen Kreis von 12 bis 15 m Radius. Die meiſten wachſen mehrſtämmig aus einem Wurzelſtock, und alle ſind überſäet von jungen Früchten, während das Laub eben erſt ſich zu entfalten beginnt. Andere Fruchtbäume gibt es ſehr wenig. Aber eine mächtige Dattelpalme und eine hohe italieniſche Pappel, die am Eingang des Städtchens Wacht halten, geben hier bei 694 m die oberſte Verbreitungsgrenze dieſer

Pflanzen an. Immerhin war die Wärmezunahme in dieſer tieferen Region nicht ſo groß, wie ich erwartet hatte; das Pſychrometer zeigte um 10 Uhr nur tt 14°, tn 12°. In dem kleinen Neſt könnte ich, ſo wurde mir in Vilaflor geſagt, einen blechernen Trinkbecher kaufen als Erſatz für meinen verlorenen. Ich wurde denn auch in die einzige „tienda“ (Kaufladen) des Ortes gewieſen und fand da in dem düſteren, ſtinkenden Gelaß zu meiner Uberraſchung einen alten Chineſen als Händler, der unter hunderterlei Kram wirklich den gewünſchten Gegenſtand hervorzog. Der ſchmierige Aſiate war vor langen Jahren von Cuba als Krämer hierher verſchlagen worden und hängen geblieben. Seinem alten Beruf war er treu geblieben, nicht aber ſeiner Nationalität, denn er kleidete ſich wie ein Isleño und hatte ſogar, was ich nach meinen in China ſelbſt und an den Chineſen andrer Kolonialländer gemachten Beobachtungen nicht für möglich gehalten hätte, ſeinen Zopf, das Ehrenbehältnis jedes echten Chineſen, abgeſchnitten. Seine Exiſtenz in dieſem entlegenen Erdwinkel erinnerte mich ſehr an meine einſtigen Reiſen in den ſpaniſchen Philippinen und auf Java, wo ich in jedem größeren malayiſchen Dorf einen Chineſen als den einzigen Krämer antraf. Der Begriff „Chino“ und Ladenkrämer iſt in den Philippinen ſogar ganz identiſch.

Unter Arona flacht ſich bei ca. 600 m Höhe die letzte Stufenterraſſe des Gebirgsabhanges breiter aus als die oberen. Es iſt eine höchſt willkommene Erholung, daß nun das ſtoßende Bergabreiten auf den greulichen Steinpfaden aufhört. Eine kurze Weile geht es noch zwiſchen grünen Kartoffel- und Weizenfeldern hin, dann aber ſteigen wir am letzten Stufenabſatz ins Küſtengebiet hinab, wo ſich vor uns eine um ſo troſtloſere Landſchaft öffnet. Auf den dunklen Laven des Flachlandes lagern breite Decken von hellen Bimsſteintuffen, da und dort durchbrochen von kleinen Schlackenkegeln. An vielen Stellen ſind die Tuffbänke und Lavabrocken mit dünnen weißen Kalkkruſten überzogen, die das grelle Sonnenlicht blendend zurückſtrahlen. Sie ſtammen von den gelegentlichen Regengüſſen des Winters und Frühjahrs her, deren Waſſer in Pfützen ſtehen bleibt und auf dem von keiner Pflanzendecke geſchützten Boden ſchnell verdunſtet und die gelöſten Kalkteilchen abſetzt, die den Tuff und die Steintrümmer zu einer kalkigen, toscaartigen Breccie verkitten.

In dieſer Steinwüſte ſpendet uns kein Baum, kein Buſch den erwünſchten Schatten. Nur niedrige, hängende Balosſträucher raſcheln

im Wind, der glücklicherweiſe zur Erfriſchung des Reiſenden von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang an den erwärmten Berglehnen hinaufweht. Sonſt trifft das Auge nur auf graugrüne Euphorbien und gelbliche, ſtachelige Opuntien. Dieſe Sukkulenten gedeihen aber hier in wahren Prachtexemplaren, teils vereinzelt, teils zu fürchterlichen Dickichten zuſammengeſchloſſen. Namentlich die Tabayba (Euphorbia Regis Jubae) wächſt zu baumigen Stauden von doppelter Mannshöhe und ſchenkeldickem Stamm aus, und an ihren Blüten flattern die nächſten Verwandten unſeres Diſtelfalters und unſeres Taubenſchwänzchens, während zuweilen aufgeſcheuchte Felſentauben pfeilſchnell über die grauen Geſteine ſtreichen. Die Opuntien, deren vollſaftige Stengelſcheiben oft von einem weidenblätterigen Schmarotzer umrankt ſind, haben überall ihre dunkelroten Früchte (Kaktusfeigen) angeſetzt und bringen damit einige kräftige Farbentöne in das Bild. Von den Kaktusfeigen nähren ſich zur Zeit ſchöne Frankoline, die bei unſerm Nahen flüchtig in das nächſte Euphorbiendickicht ſchwirren, und Schwärme von Fliegen, von denen für unſer Wohlbefinden leider nur zu wenige den lauernden ſteingrauen Eidechſen zur Beute werden. Auch die Wüſte hat ihr reizvolles Leben, ſo feindlich ſie auch hier dem ſeinen Lebensunterhalt ſuchenden Menſchen iſt. Dem Reiſenden iſt ſie ein reiches Gebiet intereſſanter Naturphänomene, voll von feſſelnden Erſcheinungen aus dem erbitterten Kampf zäher Organismen gegen den trotzigen Widerſtand einer mächtigen anorganiſchen Natur.

Da wir immer oberhalb der letzten Terrainſtufe am Berggehänge hinreiten, ſo bleibt uns während des ganzen Rittes durch die Bandas del Sur die Ausſicht nach links auf das funkelnde Meer offen, das in langſamen, großen Bewegungen auf- und abſchwillt. Allmählich holen wir ein paar nette Landmädchen ein, die auf ſchwer bepackten Laſteſeln ihre erſte Kartoffelernte nach Adeje bringen, und haben nun für einige Stunden freundliche Geſellſchaft. Die hübſchen Kinder verhüllen aber bald ihre Geſichter mit weißen Tüchern über Mund und Naſe bis an die Augen, ſo daß ſie wie regelrechte Muhammedanerinnen ausſehen, aber nicht aus Scheu vor dem Blick der Männer, ſondern zum Schutz gegen die Reflexe der Sonne, die in der trockenen Steinwüſte ſtechend brennt; alſo eine echte Wüſtenſitte, die ſich in der ganzen Welt wiederholt. Die Lufttrockenheit dieſes Gebietes verriet ſich auch am Pſychrometer, das um 1 Uhr auf tt $21\frac{3}{4}^0$, tn $15\frac{1}{2}^0$ ſtand.

Durch einen tiefen und ziemlich breiten Barranco, wo der Weg in 113 m Höhe das niedrigſte Niveau auf den ganzen Bandas del Sur erreicht, ſteigen wir nun nach Nordweſten an und nähern uns dem Südabſturz der ſeltſamen Adejeberge, in deren verwitterten und zernagten Kämmen wir ſchon von weitem ein Seitenſtück zu den Lorenzobergen erkannt haben. Höher und ſtolzer als jene ragen ſie inſelartig aus dem langen Abhang des Teydeſockels heraus. Ein weiter Sattel ſcheidet den ſüdlichen Roque de Yo vom nördlichen Roque del Carasco, ohne ſie ganz voneinander zu trennen. Einſt bildeten ſie ſicherlich mit den Lorenzobergen zuſammen ein größeres Gebirge, wahrſcheinlich den ſüdlichen Ausläufer der jetzigen Tenoberge. Die große Aufſchüttung des Teydegebirges hat ſie dann zum größten Teil begraben und iſoliert, aber immer noch ſtarren ſie ca. 1000 m hoch und 2½ km breit aus den ſie umflutenden jüngeren Laven empor. Die Jahrtauſende lange Zerſtörungsarbeit von Waſſer, Sonne und Wind haben die Geſteine ihrer Flanken losgeriſſen und am Fuß zu mächtigen Schutthalden aufgetürmt, über denen das alte Felſengerippe nach allen Seiten ſeine flach liegenden Schichtenbänke hervorſtreckt. In hohem Grad erinnerte mich dieſes Bergbild an die Verwitterungsformen der zahlloſen „Kopjes“ und kleinen Tafelberge Südafrikas, nur daß dort die Schichten nicht vulkaniſch ſind und ganz horizontal liegen, während ſie hier mit geringer Neigung ſich küſtenwärts ſenken. Hier wie dort ſind die Euphorbien ihre vorwiegende Vegetation.

Wieder haben wir einen ca. 200 m breit auslaufenden Barranco zu durchreiten, der ſich weiter oben am Weſtfuß der Adejeberge, uns noch unſichtbar, als der vielgerühmte Barranco del Infierno in die Felſen einſchneidet, und plötzlich tauchen vor uns auf einer abgeflachten Terrainſtufe die im grellen Sonnenlicht blendend leuchtenden, weißen Häuſergruppen von Adeje (285 m) auf. Ein ſchmales Band ummauerter, dünn bewachſener Fruchtgärten, Mais- und Weizenfelder umhegt das einſame Städtchen, in denen mit müheſamer Bewäſſerung neben dem Getreide etwas Wein, Feigen und Pfirſiche gebaut werden. Der Weizen iſt in dieſem heißen Klima ſchon ausgereift und gelb, während er oben in Vilaflor erſt keimte und auf der ganzen Nordküſte der Inſel noch in ährenloſen grünen Halmen ſtand. Aber der trauliche Ruf einer Wachtel begrüßt uns mit ſeinem Wittkiwitt ganz europäiſch trotz der afrikaniſchen Hitze.

Auf breiter Straße geht es in das ſtille Neſt hinein; kein Menſch zeigt ſich vor den Häuſern. Der Hufſchlag unſrer Tiere klingt dumpf, denn die Straße hat kein Pflaſter, ſondern iſt einfach aus dem hellen, verkalkten Tuff herausgehauen, der die ganze Höhenſtufe von Adeje bedeckt. Auch für die Häuſer hat er das gute, leicht zu behauende Baumaterial geliefert, aber von allen Seiten entſendet das helle Geſtein, das an den Häuſerfronten obendrein weiß geſtrichen iſt, im Sonnenſchein eine ſolche Fülle von Licht, daß die meiſten Bewohner, wie ich ſpäter bemerkte, an leichter Augenrötung leiden. Ich mußte mich mit geſchloſſenen Augen blindlings meinem ſicheren Mulo überlaſſen und wurde unter Joſés Führung bald an der einzigen Fonda des Ortes abgeſetzt, wo es zu meiner angenehmen Überraſchung recht ſauber und gemütlich war. Der Wirt verkroch ſich zwar ſcheu in ſeinem Kramladen, aber die Wirtin entpuppte ſich als eine Schwägerin von Meiſter Wildpret in Orotava und ließ mir, als ich ihr von ihrer dortigen Familie berichtete, dankbar alle Pflege angedeihen, die man in den Bandas del Sur bieten kann, d. h. ich bekam das einzige Fremdenzimmer des Hauſes mit den üblichen zahlloſen Heiligenbildern, Kruzifixen und altmodiſchem Glasſchrankinventar zur alleinigen Benutzung überwieſen, ein paar gebratene Hühner zur abendlichen cena und zum Schlafen ein langes, luftiges, inſektenfreies Bett, worin es ſich prächtig kühl ruhte, da die canariſchen hölzernen Klappfenſter des Zimmers die Luft frei zirkulieren laſſen. In der Nacht ſtand das Thermometer auf + 11° Maximum und + 8° Minimum und in der Frühe um 6 Uhr auf tt 13½°, tn 10°, während reichlicher Tau gefallen war.

Adeje iſt die alte Hauptſtadt Teneriffes geweſen, ſo lange die Inſel von einem Guanchenkönig beherrſcht wurde. Warum die Guanchen gerade dieſe von der Natur ſo ungemein vernachläſſigte Gegend zu ihrem Königsſitz ausgewählt haben, iſt mir unbekannt. Vielleicht waren die Bandas del Sur das einzige offene Land der Inſel, während alle übrigen Teile Teneriffes noch von dichten Lorbeer- und Pinienwäldern beſtanden waren. Jedenfalls haben ihm noch die ſpaniſchen Eroberer eine hohe Wichtigkeit für die Beherrſchung der Inſel beigemeſſen, denn ſie legten im Weſten des Ortes ein ſtarkes Kaſtell an, deſſen langſam zerfallende Steinmauern immer noch als „casa fuerte“ (302 m) düſter und drohend ins Land ſchauen. Auch die Halbruine eines ehemaligen Kloſters, über deren Portal das impoſante ſteinerne Wappen ſeines

adligen Stifters thront, zeugt von vergangener Pracht. Heute wachſen wilde Euphorbienbüſche mannshoch in dem ſchönen Patio, aber die friſchgrünen Blattroſetten der Hauslaubarten, die auf der feuchten Nordſeite der Inſel alle Wände und Dächer zieren, ſucht man im trockenen Süden vergebens; über den Mauern wiegen zwei Dattelpalmen ihre raſchelnden Blattwedel, und wo einſt eine andächtige Menge vor eifernden Mönchen kniete, modert eine alte hölzerne Feuerſpritze im Dunkeln. Neben der Kloſterruine aber ſteht eine ſcheunenartige neuere Kirche, die die Armut der heutigen Bevölkerung und die Armſeligkeit ihres jetzigen Gotteskultus traurig offenbart. Man ſchmückte gerade die beiden fürchterlich naturaliſtiſchen Leidensgeſtalten des Erlöſers und der Gottesmutter mit ſtaubigen künſtlichen Blumen für eine bevorſtehende Prozeſſion. Nicht einmal dafür kann das dürre Land im Frühling friſche Blumen aufbringen.

Aber nicht vergängliches Menſchenwerk iſt es, was wir in Adeje ſuchen und bewundern wollen, ſondern ein Stück großer Natur, die oberhalb des Ortes im Barranco del Infierno, im „Höllenthal", ihre überwältigende Erhabenheit entfaltet. Der Pfad klimmt ſteil über die hellen Tufflager und die weiß verkalkten Geröllſchichten, die alle aus dem Barranco hervorgegangen ſind, zum Mittellauf der großen Waſſerſchlucht an. Wir treten an den Rand des Barranco da, wo eine gemauerte Waſſerleitung in ihn hineinführt (430 m), und folgen zu Fuß ihrem Lauf an den weſtlichen Wänden der Schlucht entlang, anfangs hoch über der Tiefe des Abgrundes, weiter drinnen aber ihr immer näher kommend. Über uns und in Steinwurfentfernung uns gegenüber ragen die 1000 und mehr Fuß hohen Lavawände in abſolut ſenkrechter Steilheit auf, oft auch überhängend, und in mannigfachen Windungen, Buchten und Spornen vor- und zurückſpringend. Allerwärts ſtehen und hängen halb abgelöſte Pfeiler, Türme und Geſimſe und drohen jeden Augenblick in die Tiefe zu ſtürzen. Tauſende von Lavahöhlen öffnen ſich in den Schichten der Rieſenwände, und aus ihnen wie aus vielen Riſſen und Spalten dringen Euphorbienſtauden und Baloſträucher in üppigem Wachstum.

An einigen der Höhlen kommen wir am Anfang des Barvrnco auf unſerm Waſſerleitungspfad vorüber. Sie dienen mehreren Isleño-familien als Behauſung, die ſich hier in den natürlichen Lavagrotten ebenſo wohnlich eingerichtet haben wie anderwärts die Canarier in künſtlichen Tuffhöhlen. Steinzeitlich wie dieſe ganze Wohnweiſe iſt

auch die Ausstattung dieser modernen Troglodytengelasse. Nahe dem Eingang der Höhle, der bis auf ein Schlupfloch roh vermauert ist, sind ein paar Steine als Herd zusammengeschichtet. In die Wand eingetriebene Pflöcke tragen einigen primitiven Hausrat, und vielleicht birgt auch eine Truhe das ganze Eigentum an Kleidern, Schmuck und Geld. Geschlafen wird am Boden auf einer Heu- und Strohschütte. Den Lebensunterhalt gewähren die verstreut auf Absätzen des Barranco und im Grund der Schlucht angelegten Beete und kleinen Felder, wo Mais, Kürbisse, Bohnen und Weizen wachsen, und besten Falles liefert dazu noch ein alter Feigenbaum seine süßen Früchte. Hier wurde ich nicht angebettelt. Die Leute haben alles, was sie brauchen, und mehr kennt ihre glückliche Armut nicht. Von der Größe der Natur, in der sie leben, haben sie natürlich keine Ahnung. Sie thaten aber aus canarischer Höflichkeit so, als teilten sie meine Bewunderung.

Eine solche Tiefe der Schluchtung, eine solche Enge der Kluft und eine solche Steilheit der Felswände wie hier finden sich in keinem anderen Barranco Teneriffes vereint. Die großen Thalschluchten von Anaga und Teno sind freilich tiefer, aber auch weiter und deshalb keine Barrancos mehr, sondern Valles; in manchen Barrancos der Nordseite Teneriffes ist das Erdreich vielleicht wilder aufgerissen und ausgefurcht als hier, aber eben darum übertrifft sie der Barranco del Infierno an einfacher Größe und ruhiger Erhabenheit. Von den beiden großen Barrancos der Guimarmulde, dem B. del Rio und dem B. de Badajoz ist der erste reicher an schöner Vegetation, der andere malerischer durch seine gebirgige Umgebung als der Barranco del Infierno, aber an Enge und Steilheit der Schlucht erreichen sie ihn nicht. Er ist mit einem Wort der Typus eines Barranco. (S. nebenstehende Abbildung.)

Angesichts dieser riesigen Klammbildung wird ein unerfahrener Beschauer sich nur mit Mühe überzeugen lassen, daß es nur die Wirkung fließenden Wassers ist, was er hier vor sich hat. Er wird viel lieber glauben, daß es primär eine durch vulkanische Kräfte entstandene Spalte sei, die sich das Wasser erst sekundär zum bequemen Bachbett erwählt habe. Ich bin wenigstens dieser Anschauung über die Barrancoentstehung überall auf der Insel begegnet und glaube auch, daß in die Benennung Barranco del Infierno die Vorstellung von feurigen Höllenkräften mit hineinspielt. Im übrigen kann ich, wenigstens bei hellem Tageslicht, wenig infernales in dieser Riesenschlucht finden. Wenn die funkelnde

Südſonne und der helle blaue Himmel hineinſchauen, leuchten die Felswände in warmen violetten, braunroten und gelben Tönen, und ſchimmert es überall dazwiſchen lichtgrün von tauſend Pflanzenbüſcheln. In der Tiefe rieſelt ein munteres Bächlein durch ſchmale, weizentragende Terraſſenfelder, wo immer ſich dieſe in der engen Thalſohle anbringen laſſen, und im Hintergrund, hoch oben an den Rändern der Felſenkouliſſen erſcheinen in winziger Verkleinerung, aber ſonnig ſchimmernd

Eingang zum Barranco del Infierno bei Adeje.

die Vorläufer des Pinienwaldes des Hochgebirges. So lange alſo das farbenſpendende Sonnenlicht die Landſchaft überflutet, herrſcht in dem ganzen Barranco die feierliche Stimmung erhabener Ruhe, ein Gottesfriede, der den Eintretenden umfängt wie in einem mächtigen gotiſchen Dom, durch deſſen farbige Fenſter die Sonne freundliche Lichter auf Wände und Säulen wirft. In abendlicher Dämmerung, bei trübem Wetter, bei Nebel, Regen und Sturm mag der Barranco del Infierno allerdings alle Schattierungen düſterer landſchaftlicher Stimmungen

wiederſpiegeln; ob aber auch das grauſige Infierno im Geiſte Daute's das kommt auf den Beſchauer an.

Nach dreiviertelſtündigem, langſamen Balancieren auf der Waſſerleitung (tarjea) hin betreten wir den Bachgrund bei 480 m, wo das ſilberhelle Waſſer zwiſchen üppigen, ſchönen Pfeilwurzkräutern über dunkle runde Baſaltfelſen rinnt. Ein Stück weiter endet unſere Wanderung, der Barranco aber ſchneidet noch tief ins Herz des Gebirges hinein. Sein Urſprung liegt an den fernen Cañadasbergen, von wo ſich ein nur wenig eingetieftes Rinnſal bergab ſchlängelt, bis es plötzlich beim Erreichen des Nordfußes der Adejeberge einen 150 m hohen Sprung in mehreren Waſſerfällen zu dem nun beginnenden Barranco del Infierno macht. Erſt hier erreicht alſo der junge Waſſerlauf eine alte tiefe Thalſchlucht, deren einſtiger Oberlauf von den jungen Laven des Teydegebirges verſchüttet iſt. Daß der Barranco del Infierno älter iſt als der Bach, der jetzt in ihm fließt, ſieht man an den Lavaſtrömen, die vom Hochgebirge her über die Weſtwände des Barranco heruntergefloſſen ſind und vorhang- oder kaskadenartig über die Köpfe der unteren Schichten herabhängen. Auf und in dieſen jüngeren Lavaſtrömen fließt aber erſt der Oberlauf des Baches. Im Barranco ſelbſt iſt die öſtliche Schluchtwand bis gegen Adeje hin nichts anderes als der ſenkrechte Weſtabſturz der alten Adejeberge. Ihre Schichten ſetzen ſich aber nicht auf der Weſtwand fort, denn dieſe gehört ſchon dem jüngeren Teydeſockel an und ſenkt ſich mit 10—12° Schichtenneigung zum Meer, während die Lavabänke der ſchroffen Adejefelſen mit 20—25° ſeewärts geneigt ſind. Die jüngere Weſtwand iſt ſtellenweiſe beträchtlich niedriger als die Oſtwand, aber beide ſteigen im mittleren Teil noch hoch über 300 m hinaus.

Die größere Oſtwand, alſo die Felsmauern der Adejeberge, übertreffen auch die Weſtwand an Zahl und Größe ihrer Lavahöhlen. Ihre dunklen Öffnungen gähnen uns geheimnisvoll von den ſenkrechten Felswänden her entgegen, und viele von ihnen bergen auch wirklich noch manches Geheimnis, denn die Höhlen des Barranco del Infierno ſind der bevorzugte Beſtattungsort der alten in Adeje reſidierenden Guanchenkönige und ihres Volkes geweſen. Die zugänglicheren dieſer Höhlen hat man freilich ſchon ihres Inhaltes an Mumien, Gebeinen und Grabbeigaben beraubt, aber ſo oft man mit größter Mühe und Lebensgefahr eine bisher noch unerreichte Höhle an hohem Felsabſturz erklettert hat,

hat man auch faſt jedesmal wieder ein neues Totenfeld eröffnet. Für die weitere Klärung der Guanchenfrage kann die Wiſſenſchaft hier ſicherlich noch viel wertvolles Material gewinnen. Nur bedarf es langer Einübung der Eingebornen zu dem äußerſt mühſamen und gefahrvollen Forſchungswerk, denn von ſelbſt geht der Isleño nie an ſolche halsbrecheriſchen Unternehmungen. Manchen ſcheinbar gänzlich unzugänglichen Höhlen glaubt man die künſtliche Nachhilfe an ihrem Eingang anſehen zu können, aber man begreift nicht, wie die Ureinwohner mit ihren primitiven Hilfsmitteln nicht nur jene Stellen erreichen, ſondern auch die Toten dorthin haben bringen können. Das Abſeilen von oben, vom Oberrand der Barrancowände her, ſcheint der einzige Weg geweſen zu ſein.

Für die Konſervierung der beigeſetzten Leichen und Mumien iſt die außerordentlich große Trockenheit der Luft in dieſen Bandas del Sur natürlich von größtem Einfluß geweſen. Iſt die Erhaltung auch nicht ſo erſtaunlich wie die im ägyptiſchen Wüſtenklima, ſo laſſen doch die in zahlreiche Lederhüllen eingenähten Mumien der Adligen und die ohne Umhüllung eingetrockneten Kadaver der niederen Bevölkerung die körperliche Beſchaffenheit der alten Guanchen ganz deutlich erkennen.

Trotz der geringen Feuchtigkeit dieſer Landesteile haben ſich an den Wänden des Barranco die kleinen Eroſionskräfte doch in ungezählten Jahrtauſenden zu enormen Wirkungen ſummiert. Koloſſale Felſencouliſſen, Vorſprünge und Sporne geben Zeugnis von der ungemein langen Furchungs- und Zerſtörungsarbeit der verſchwindend kleinen Rieſelwäſſer. Nur in wenigen der ſeitlichen Runſen ſickert tropfende Feuchtigkeit zu Thal, und nur das Bächlein im Grunde der Schlucht eilt in munterem Lauf ins Freie. Seine Richtung iſt ihm übrigens durch eine vulkaniſche Gangmauer vorgeſchrieben, die ca. 2 m breit aus der Thalſohle aufragt und wie die wenigen anderen Gangmauern dieſes Gebirgsteiles die allgemeine Streichungsrichtung der teneriſiſchen Lavagänge von Nordoſten nach Südweſten einhält.

In der köſtlichen Kühle des Barranco del Infierno, die hier gegen Mittag nur $14\frac{1}{2}^0$ betrug, während gleich nachher draußen das Pſychrometer tt $19\frac{3}{4}^0$, tn 13^0 anzeigte, verſtrichen die Stunden beim Beſchauen, Meſſen und Photographieren nur allzu ſchnell. Doppelt läſtig fühlten wir deshalb die Sonnenhitze, als wir um Mittag wieder auf die offenen Bandas del Sur hinaustraten und uns von Adeje zum Weiterritt nach

Guia aufmachten. Allmählich aber wehte der tägliche Steigungswind vom Meer her mit wachsender Stärke zum Gebirge hinauf und brachte uns willkommene Erfrischung als Seebrise.

An einigen großen zur Trocknung des Tabaks bestimmten Schuppen vorbei, die ganz wie ostafrikanische flachdachige Tembewohnungen aussehen, kommen wir bald auf ein Terrain, dem man sein jüngeres Alter, als es die Umgegend von Adeje hat, sofort ansieht. Dort schroffe Felszacken, hellere Basalte, lange öde Schutthalden und vom Wasser ange-

Büsche des kaktusähnlichen Cardon (Euphorbia canariensis) auf den Bandas del Sur.

schwemmte Tuffe; hier runde Hügelformen, dunkles schlackiges Lavagestein und häufige kleinere Barrancos, die den Marsch sehr verlangsamen und erschweren.

Auf diesem jüngeren Boden entfaltet sich die Flora der Sukkulenten, namentlich der Euphorbien, nicht mehr zu jener nie vorher und nachher gesehenen Größenentwickelung wie in und an den Adejebergen; nur der kaktusartige Cardon (Euphorbia canariensis) wächst noch in stattlichen, breit auslegenden Büschen. (S. obenstehende Abbildung.) Aber hier ist der dunkle Lavagrus dem Feldbau günstiger als das Gestein

bei Adeje, und man bekommt hohen Respekt vor diesen Landbauern, wenn man sieht, mit welchem Fleiß sie unter künstlicher Bewässerung den trümmerbesäeten Feldern reiche Ernten von Weizen und Tabak abtrotzen. Außer im Bereich der wenigen Häuschen wächst nirgends ein Baum oder Strauch. In der flimmernden, heißen Luft ertönt kein Laut eines Tieres; nur der braunrote Sperber (cernicalo), der nirgends im Tiefland der Insel fehlt, flattert da und dort über den Feldern und späht hungerig nach einer Maus oder einem Kerbtier. Aber um uns und unsere Mulos summen Schwärme von zudringlichen Stechfliegen und belästigen uns auf der ganzen Reise. Dazu brennt die in der glühenden, trockenen Luft aufgesprungene Haut der Lippen, Augenlider und Nasenlöcher schmerzhaft.

Nach zwei Stunden wird der monotone Ritt erfreulich unterbrochen durch die Erscheinung einer ungewöhnlich sauber und ordentlich gehaltenen Finka (Gehöft): Hoya grande (381 m). Sie gehört der Bank von Spanien in Madrid und arbeitet mit viel Kapital und guten Pflanzern. Durch die schnurgerade angelegten Felderterrassen und Orangengärten laufen von weit her aus dem Gebirg geleitete plätschernde Bäche, und stattliche Gebäude bergen daneben die bei so musterhaftem Betrieb nie mangelnde reiche Ernte. Insbesondere der Tabak wird hier mit bestem Erfolg kultiviert.

Kaum haben wir aber den Bereich der künstlichen Bodenbewässerung hinter uns, so stehen wir auch wieder in der sterilsten Steinwüste. Diesmal ist es jedoch ein grandioses Wüstenbild, das sich von dem hohen Lavarücken von Hoya grande aus vor uns im Nordwesten aufthut. Zu unserer Rechten liegen die hellgrauen Würfelhäuschen des Dorfes Tijocco (370 m), am Rand des düsteren Barranco de Tijocco, zu dem unser Pfad hinuntersteigt, aber jenseits des Barranco beginnt die breiteste, gleichmäßigste und steinigste Gebirgsabdachung von ganz Tenerife. Viele Stunden weit bis zu den im Nordwesten trotzig aufragenden Tenobergen hin schweift der Blick über eine ungeheure schiefe Ebene von dunkelgrauen Lavadecken, die langsam vom Rand der Cañadas zum Meere absinkt. Nirgends unterbricht eine Baumgruppe die Monotonie; auch von den zahllosen Barrancos, die das Land durchfurchen, ist in der Seitenansicht nichts zu sehen. Nur die weißen Häuserflecken von Guia und Chio geben auf dieser riesigen grauen Reliefkarte dem Auge in der Ferne einen Ruhepunkt. In der klaren Luft scheint Guia

kaum zwei Stunden von uns entfernt zu ſein, aber es iſt Täuſchung, wie wir beim Weiterritt bald genug merken ſollen. Die immer wieder vor uns ſich öffnenden Barrancos, die man immer erſt ſieht, wenn man dicht an ihrem Rand ſteht, vergrößern die Entfernung um mehr als das Doppelte. Und dabei wird der Saumpfad, je weiter wir nach Norden kommen, in dem ſtahlharten Lavageröll immer miſerabler, immer ähnlicher einem zerriſſenen Bett eines Wildbaches als einem Reitweg. Ein Padre Cura, der ſich uns in Hoya grande anſchloß, um in Guia die Sonntagspredigt zu halten, führte bei jeder ſteilen Bodenſenkung ſein Maultier am Zügel: „Man ſolle Gott nicht verſuchen“.

In ſchräger Richtung geht es über das weite Lavadach bergan. Oben gegen die Cumbre der Cañadas hin wird über Guia und Chio ein Streifen dünnen Pinienwaldes ſichtbar, und darüber leuchten ſogar vereinzelte Schneeflecken an den nackten Felſen der Cañadasberge. Aber von dem hinter der Cumbre ſtehenden Pico Viejo und Pico de Teyde iſt hier unten nichts zu ſehen; die Cumbre der Cañadas ſchließt oben die weiten Lavahänge ab wie ein ſelbſtändiger, langer, horizontaler Gebirgskamm. Sein nach Nordoſten hin immer zackiger werdender Grat läßt auch in ſeinen Formen erkennen, das das Geſtein dort oben Trachyt iſt, während über den langen Gebirgsabhang herunter nur baſaltiſche und doleritiſche Laven liegen, eine ganz großartige baſaltiſche Überſchwemmung durch jüngere Eruptionen. Die Stirnen der unzähligen Lavaſtröme ſtufen das Land in ebenſovielen niedrigen Terraſſen ab, und die unterſten ſpringen oft mit jähen Felsabſtürzen ins Meer hinein.

Um 2 Uhr venſenken wir uns in die ſchattige Schlucht des Barranco de Jerque (476 m), der mit ca. 60 m Tiefe der tiefſte Barranco dieſer Landſtrecke iſt. Hier unten iſt die Temperatur tt 18°, tn 13°, während ſie oben auf den offnen Lavafeldern auf tt 21°, tn 17½° ſteigt. Der Barranco de Jerque und der ebenſo große Barranco del Jabo ſind die einzigen, die oben an der Cañadascumbre ſelbſt entſpringen. Die andern entſtehen erſt weiter bergab, ſind aber auch am tiefſten in den ſteilen Terraſſenabhängen der oberen Bergregionen, wo bei Regengüſſen der Waſſerlauf am ſchnellſten und die erodierende Waſſerkraft am ſtärkſten iſt, und am ſeichteſten ſind ſie im letzten, wenig geneigten Unterlauf zum Meere. Zwiſchen Adeje und Guia habe ich nicht weniger als 26 Barrancos paſſiert. Keiner iſt tiefer als 60 m, die meiſten ſind 30—40 m tief eingeſchnitten, und in allen fallen die

bloßgelegten Schichtköpfe der grauen, violetten und braunen Baſalt-, Dolerit- und Schlammdecken mit 5—15°, alſo mit ſehr geringer Neigung, zum Meeresſpiegel ab. Tuffe, wie ſie bei Adeje in großer Mächtigkeit vorkommen, gibt es weiter nordwärts nur wenige. Dagegen iſt der Lavakies oft auf weiten Strecken durch kalkige Sedimente zu einer ſo eiſenfeſten Breccie zuſammengebacken, daß man auf einem künſtlichen, aber jämmerlich ſchlechten Cementpflaſter zu reiten glaubt. Für Reiter und Tiere ſind dieſe durch den Verkehr ausgeglätteten Stellen die gefährlichſten.

Jüngere Eruptionskegel ſtehen nicht viele auf dieſen Gebirgshängen. Am auffälligſten iſt die Montañeta de Tejina, ein von den Lavaſtrömen halb begrabener, ſtumpfer Schlackenkegel, an deſſen Fuß wir das letzte Dörfchen vor Guia, Tejina (574 m), in ſeiner Einſamkeit paſſieren. Die übliche Staffage von Mandelbäumen, Pfirſichen und Feigen fehlt auch dieſer kleinen Oaſe nicht, und an der Südſeite des Tejinakegels hat der Bauernfleiß weizentragende Feldteraſſen hinaufgeführt bis zum 200 m höheren Gipfel. Dort oben ſtrecken auch ein paar einſame Pinien ihre dunkelgrünen Kronen in die helle, trockene Wüſtenluft; ein ganz verlaſſenes Exemplar hat ſich ſogar in einem kleinen Barranco herabgewagt bis zu 568 m, wo es einer am Weg gelegenen Kapelle, Hermita de la Concepcion, ſtumme Geſellſchaft leiſtet. Es iſt die unterſte Pinie dieſer ganzen Inſelſeite, gut entwickelt, aber mit ſchirmförmig ausgebreitetem Wipfel, wie ihn jede canariſche Pinie bekommt, wenn ſie ins warme, trockene Niederland herabſteigt; und auch ſie liefert den Beweis, daß die canariſche Fichte nicht ſtreng an klimatiſche oder orographiſche Höhengrenzen gebunden iſt, ſondern daß nur der Eingriff des Menſchen ihre Verbreitung faſt ganz auf ihre eigentliche Zone, auf die hohen Gebirgsrücken des Landes, beſchränkt hat.

Das Gelände wird nun immer öder und ſchwärzer, die Lavafelder immer blockiger und nackter. Sogar die Euphorbien verſchwinden von den offenen Steinflächen und ziehen ſich ganz in den Grund der Barrancos zurück, wo ſich ihnen nur noch wenige andere Wüſtenpflanzen zugeſellen. Unſere Maultiere verlangſamten nun ihren Schritt immer mehr und mußten durch beſtändige Zurufe „arre mulito“ oder „passa moreno“ und manchen Stockſchlag angetrieben werden, als endlich nach 4 Uhr vor uns auf hoch gewölbtem, ſchwarzem Lavarücken die erſten Häuschen von Guia erſchienen. Noch müſſen zwei ſteilwandige Barrancos gekreuzt

werden, der Barranco del Boſſo (552 m) und der Barranco de Guia (563 m), in deren letzterem uns indes eine primitive Steinbrücke den Übergang erleichtert, und nun betreten wir plötzlich eine geradezu unheimliche, ſtarre und finſtere Lavalandſchaft. Es beginnt das von Guia bis nach Santiago am Tenogebirge reichende Überſchwemmungsgebiet der jungen, vom Talus de Bilma ausgehenden Lavaſtröme, der ödeſte Teil der Bandas del Sur.

In unbeſchreiblicher Wildheit ſind gleich am Eingang von Guia die kohlſchwarzen Lavablöcke übereinander gewälzt. Mühſelig hat man für den Saumweg zwiſchen haushohen Trümmerwällen einen ſchmalen Raum geſchaffen. Hinter der natürlichen ſteineren Umwallung aber liegen die weißgetünchten, niedrigen Häuſer und die Kirche von Guia (558 m) an einer horizontal laufenden Straße, von der bergauf und bergab einige Seitengaſſen abzweigen. Jeder Quadratfuß ebenen Bodens iſt hier mit eiſernem Fleiß der fürchterlichen Blocklava abgerungen worden, und bis ans Dach ſind oft die Häuſer zwiſchen den ſchwarzen Steinmauern verſteckt, die aus dem abgeräumten Lavaſchutt aufgeſchichtet wurden. Man hat ſich's unendliche Mühe koſten laſſen. Bis in die 50er Jahre hatte Guia nur einige wenige Häuſer. Dann wuchs unter dem Aufkommen der Cochenillezucht, für die der Kaktus auf der jungen Lava ganz gut gedieh, die Stadt bald zu 3000 Einwohnern an; aber heute iſt ſie mit Abnahme der Cochenilleausfuhr eine unaufhaltſam ſinkende Gemeinde. Sie ſcheint über ihr Schickſal Trauer angelegt zu haben, denn intenſiv ſchwarz iſt die Grundfarbe dieſer Lavaſtadt trotz der weißen Tünche der Hauptſtraße, wie grelles Hellgrau die Farbe des Tuffſtädtchens Adeje iſt. Und dennoch zaubert auch in dieſe düſtere Felſenſtadt das aus höheren Barrancos künſtlich zugeführte Waſſer liebliche Bilder von ſubtropiſchem Pflanzenſchmuck hinein.

Mein Erſcheinen in dem entlegenen Bergneſt, wohin gar ſelten ein Fremder kommt, erregte einen wahren Aufruhr. Das Volk, das in müßigem Sonntagsgeplauder um die Kirche verſammelt war, begleitete mich in Scharen vor das Häuschen eines Bekannten meines Arriero, wo ich um Unterkunft bitten mußte, da der Ort ſelbſtverſtändlich kein Gaſthaus hat. Mit naiver Offenheit wurde meine Perſon und mein Gepäck einer allgemeinen, heiteren Kritik unterzogen, und erſt der Einſpruch des Polizeimeiſters verſchaffte mir in dem Gedränge ſoviel Platz, daß ich abſatteln und mich in die gaſtliche Hütte flüchten konnte.

Der Wohnraum drinnen wimmelte von Kindern, Hühnern, Hunden und Ziegen und anſcheinlich auch von kleinerem Getier, denn zwei ältere Damen hockten ſtill in einer Ecke und ließen ſich von einigen Enkeln behaglich das Kopfhaar lauſen. Ich grenzte ſofort durch mein Gepäck eine Ecke für mich allein ab und machte mir es darin nach Möglichkeit bequem. Dann kaufte ich im Ort allerlei Lebensmittel für das Nachtmahl und die geplante Gebirgstour der nächſten Tage ein, ſtets gefolgt von einem Schwarm neugieriger Kinder, aber kein einzigesmal beläſtigt durch Cuartito-Bettelei; dieſen Sport kennt man hier noch nicht. Während José die heimgebrachte ärmliche Beute am Kochherd verarbeitete, entzog ich mich dem Anſtarren des Publikums durch Erklettern des Hausdaches, der Azotea, um Umſchau über das Land und beſonders über den Anſtieg zur Cumbre hinauf zu halten, auf dem ich am nächſten Morgen ins Hochgebirge, in die weſtlichen Cañadas und zum Pico Viejo vordringen wollte.

Auf der Azotea war aber wenig vom Hochgebirge zu ſehen. Nebelige Dünſte zogen um die oberen Bergregionen, und nur für einen kurzen Augenblick kam zwiſchen den Wolken über den Cañadas eine ſchneeweiße Kuppe zum Vorſchein, die mir der gerade hinzukommende Hauswirt Don Antonio als den Pico Viejo oder richtiger Montaña Wenze deutete. Deſto klarer lag im Norden das weite Gebirgsdach von der Wolkengrenze bis zum Meere vor uns. Die ſchiefen Strahlen der ſpäten Nachmittagsſonne milderten bereits mit gelbrötlichem Licht die Starrheit der ungeheueren Steinflächen, ſie werfen lange violette Schatten in jede Bodenſenkung und beleben die einförmige Geſtalt der Lavafelder, als wollten ſie über die vulkaniſchen Verwüſtungen verſöhnend einen ſchmückenden Farbenſchleier legen. Von Guia bis zum Santiagothal am Fuß der das Landſchaftsbild im Norden abſchließenden finſteren Tenoberge breitet ſich eine einzige große Decke ſchwarzer, oft glaſiger Lavaſtröme über den Gebirgsabfall. Die furchtbaren Eruptionen im Weſtteil der Cañadas haben dort oben den Ringwall des großen Cañadascirkus zerſtört, ſo daß ſich die jüngeren Lavafluten ungehemmt über dieſe Gebirgsabhänge herabwälzen konnten. Sie haben aber faſt alle das Meer nicht erreicht. Im Unterland läuft deshalb noch eine alte Küſtenklippe hinter dem Strand entlang, unter der ſich ein ſchmales niederes Band von Geröll und Kies in die See hinausſchiebt. Nur an ganz wenigen Stellen haben die ſich ausbreitenden und

aneinanderſchließenden Ströme kleine Stücke der alten Gebirgsflanken offen gelaſſen, die nun wie Inſeln aus dem ſteinernen Meer herausragen und ganz allein im ſmaragdgrünen Pflanzenſchmuck prangen, während ſonſt nur dunkelgrauer und ſchwarzer nackter Fels meilenweit die Erde deckt. Die Dörfer Chio (675 m) und Arguayo (911 m) ſind die größten dieſer Oaſen. Dort wachſen ſogar Obſtbäume. Sonſt haben einzig oben in der Region der täglichen Nebelbildung, wo ſich die Feuchtigkeit an den Pflanzen zu Tropfen verdichtet, die zähen canariſchen Pinien in dem harten Geſtein wurzeln können und ſich bis zu den Tenobergen hin zu einem offenen Waldkranz vereinigt. Die Niederſchläge auf dieſen Gebirgsabhängen, die im nächſten Regenſchatten der Tenoberge liegen, ſind aber ſo gering, und die Lavafelder ſind noch ſo jung, daß die Bildung von Barrancos in dieſem Gebiet noch ſehr wenig vorgeſchritten iſt. Die Waſſerriſſe ſind hier durchweg ganz ſeicht. Vom Thal von Santiago ſieht man aus Süden her nichts; es liegt tief unter dem Niveau der breiten Lavafelder, auf denen wir ſtehen. Von den Höhen der Tenoberge aus haben wir aber früher beobachtet, daß die angeſtauten Feuerfluten von Arguayo, durch die Päſſe der ſüdlichſten Tenofelſen überfließend, teilweiſe an 500 m tief in das Valle de Santiago hinuntergeſtrömt ſind und ſich dort mit den aus Norden von den Vulkangruppen des Talus de Bilma eingedrungenen Laven gemengt haben.

Langſam wandert das Auge von den ſteinigen, ſchwarzen Wüſten hinaus ins lebendige, von der ſpäten Nachmittagsſonne funkelnd vergoldete Meer und hinauf zum fernen Horizont, wo, umflutet vom leuchtenden Scheine der tiefſtehenden Sonne, die dunkelgrüne Pyramide der Inſel Gomera ſich wundervoll gegen den Himmel abhebt. Wer canariſche Urwildnis und Waldesdunkel in unberührter Schönheit ſchauen und genießen will, der gehe nach Gomera. Dort ſind die Bergeshöhen noch mit Wald bedeckt, dort ruht noch etwas von der hehren Weihe der reinen, großen Urwaldsnatur auf den Bergen, die ſich ſonſt nirgends im Archipel unberührt erhalten hat.

Aus meiner Fernſchau zog mich luſtige Trompetenmuſik wieder in die nächſte Nachbarſchaft zurück. Durch die Straße unter mir kam langſam eine dichte Volksmenge herangezogen, die ich erſt für einen frohen Hochzeitszug hielt, bis ich zwiſchen den Fahnen die flitterglänzenden Heiligenbilder einer Prozeſſion entdeckte. Voraus ſchritten die

Kirchenälteſten mit langen Wachskerzen wie mit Spazierſtöcken; dahinter kamen drei bejahrte Prieſter in verſchoſſenen Meßgewändern, und ihnen folgten, von ſtolz dreinſchauenden jungen Burſchen auf hohen Bahren getragen, die lebensgroßen Figuren des Erlöſers, der Gottesmutter und des Schutzpatrons der Stadt, ſie alle drei in königlichem Ornat, aber mit ſo fürchterlich realiſtiſchem Geſichtsausdruck, daß ich weſtafrikaniſche oder neuſeeländiſche Idole zu erblicken glaubte. Die untergehende Sonne traf das blutüberſtrömte, ſchmerzverzerrte Antlitz des Chriſtus noch mit ihren letzten roten Strahlen, bei jedem Schritt der Träger ſchwankten die ſchwebenden Geſtalten und neigten ſich nickend gegen die ſingende Menge, und dazu ſchmetterten die Hörner und Poſaunen eine heitere Weiſe im Polkarythmus, als ginge es zum Tanz. Die Straße und die flachen Dächer der Häuſer hatten ſich ſchnell mit Zuſchauern gefüllt, die ſich bekreuzten, knickſten und gleichzeitig ihren Bekannten im Zug fröhliche Scherzworte zuriefen, auf welche ſofort die Antwort erfolgte. Und ich, der „Ingles", war natürlich vor allem die Zielſcheibe des Scherzes und mancher koketter Mädchenblicke.

Ein wunderliches Gemiſch von religiöſem Ernſt und Volksbeluſtigung in dieſem Aufzug! Aber ſo erklärlich und natürlich bei dieſen einſam in die Wüſte verbannten Menſchenkindern. Die feindliche Wildheit der ſie umgebenden großen Natur und die harte Not des Daſeins hat in dieſen Menſchen einen Ernſt des Charakters und eine Derbheit der Empfindung aufwachſen laſſen, von dem die Bewohner der ſonnigen, fruchtbaren Gefilde des Landes nichts wiſſen. Doch auch der Frohſinn der Jugend verlangt ſein Recht und bricht hervor, ſo oft ſich in gemeinſamer Feſtlichkeit die Gelegenheit bietet. Solche Gelegenheiten bringt aber in dieſen Ländern, wo ſich alles öffentliche Leben um die Kirche gruppiert, nur die Kirche. Ihre Feiertage ſind die einzigen Feſte des ganzen Volkes, von deren Begehung ſich keiner ausſchließt noch ausſchließen kann, am allerwenigſten in dieſen kleinen, von Lava umringten Städtchen der Bandas del Sur. Und während innerhalb des Gotteshauſes die religiöſe Weihe die Gemüter feſſelt, macht ſich in den Prozeſſionen draußen auf offener Straße unter freiem Himmel die Lebensluſt Luft, aber immer in harmloſer Freudigkeit, niemals zu Ausgelaſſenheit überſchäumend; dazu iſt der Canarier zu mild, zu friedſam, zu geſetzt.

Als der Zug im Dämmerſchein zur Kirche hin entſchwunden war, mahnte José zur Einnahme des Abendbrotes und zu baldigem Schlafen-

gehen, denn vor Sonnenaufgang ſollte unſre Expedition hinauf zu den Cañadas, zum Talus de Bilma und zum Pico Viejo, dem Quellgebiet der rieſigen Lavaſtröme dieſer Bandas del Sur aufbrechen. Draußen war es recht kühl geworden (tt 12°, tn 9° um 10 Uhr); kein Menſch ging mehr aus den warmen Häuſern. Meine Wirtin erſchien bald mit einem gekochten Huhn im Topf. Der zähe Vogel war bald verſpeiſt, die Hausbewohner überließen mir und José großmütig die ganze Stube für die Nacht, indem ſie in der Küche und in der Nachbarſchaft Unterſchlupf ſuchten, und unter Joſés raſſelndem Schnarchen ſchlief ich, wie ich zuletzt noch am Datum meines Tagebuchs entdeckte, in mein 36. Lebensjahr hinein.

9. Der Pico Viejo.

Von Guia zum Pico Viejo und nach Icod.

Wenn man ſich von Oſten her, etwa über Orotava durch das Portillo der Cañadas, dem Teydegebirge nähert, tritt einem die hohe, ſpitz auslaufende Pyramide des Pico de Teyde als eine majeſtätiſche Einheit, als das alleinige Berggebilde der Hochregion entgegen. Man ahnt es nicht, daß der Pik nur ein Teil, wenn auch der gewaltigſte Teil, eines vulkaniſchen Gebirgsſtockes iſt, deſſen andere Glieder hinter dem Pik, auf ſeiner Weſtſeite, verſteckt liegen. Naht man dagegen dem Teydegebirge von Weſten, etwa von Guia aus, ſo erſcheint in der Höhe ein maſſiger, breiter Kegel mit ſtark abgeſtumpfter Spitze, und man iſt erſtaunt, daß der Pik, von Weſten geſehen, eine ſo ganz andere Geſtalt zeigt als von Oſten her. Man weiß zuerſt nicht, daß man gar nicht den ſonſt alles überragenden Pik vor ſich hat, ſondern einen anderen Berg des Teydegebirges, den der Weſtſeite des Pik anliegenden „Pico Viejo“ oder, wie er vom Volk häufiger genannt wird, die „Montaña Wenze“. Vom weſtlichen Unterland aus verdeckt er den Pik gänzlich, obwohl er beträchtlich kleiner iſt als jener, und erſt wenn man hinauf zu ſeinem Kraterrand vordringt, wächſt mit einemmal der Pik hinter und hoch über ihm empor. Vom nordweſtlichen Teil des Teydecirkus geſehen, erſcheinen beide Berge faſt gleich hoch und gleich maſſig, aber vom nördlichen Tiefland, von oberhalb Icod aus betrachtet, dominiert wieder der Pik ganz bedeutend.

Beim erſten Morgengrauen ſtand ich in Guia auf dem flachen Dach (azotea) unſeres Häuschens. Die Minimumtemperatur der Nacht zeigte 7°, das Maximum 9°. Die eng zuſammengedrängte Stadt lag noch in tiefem Schlaf, und nur ein paar vorlaute Hähne krähten dem werdenden Tag entgegen. Ringsum dehnten ſich meilenweit dunkelgraue und ſchwarze Lavaflächen in die Dämmerung, einſam, ſtill und

öde, nach Weſten in langen Halden ganz allmählich zum fernen Meer abſinkend, nach Oſten in ſanfter, ſchier endloſer Böſchung langſam zum oberen Rand der Cañadasumwallung anſteigend, die von hier aus wie der zackige Grat einer ſcharfen Cumbre ausſieht und vom Volk auch Cumbre genannt wird.

Freilich ſind die vielen Einſchnitte und Lücken dort oben in dem Gebirgskamm nichts anderes als die alten Regenſchluchten und Exploſionsriſſe, von denen der weſtliche Ringwall des großen Teydecirkus zerfurcht und zerſprengt iſt. Durch dieſe breiten „Bocas“ ſind die jüngeren Laven des Teydegebirges über die weiten äußeren Berglehnen in unabſehbarer Ausdehnung herabgeſtrömt, und durch ſie dringt der Wanderer auf ſchwierigen felſigen Pfaden in die weſtlichen Cañadas ein. Eine der weiteſten iſt die Boca de Tauze und eine andere die nördlich von ihr ſich öffnende Boca zwiſchen dem Felſengipfel Cruz de Tea und dem Aſchenkegel Montaña blanca, durch die ſich die Lavaſtröme herabgewälzt haben, auf denen heute das Städtchen Guia mit ſeinen benachbarten Siedelungen liegt. Als ſcheinbare Urſprungsſtelle dieſer Lavaſtröme nennen deshalb die Guiabewohner jene Boca zwiſchen Cruz de Tea und Montaña blanca „el volcan de Guia“. In gerader Linie zwiſchen Guia und dem Pico Viejo liegt aber die Boca am Morro del Cedro, und durch dieſe breite Kluft blickt der hohe, herrliche Kegelberg auf Guia herab. Aber nur ſeine ſchneeige, obere Hälfte ragt über die dunkle Cumbre empor und leuchtete geheimnisvoll in der frühen Morgendämmerung. Seine weniger beſchneite Unterhälfte iſt nicht ſichtbar, da er weit drinnen im großen Cirkus ſteht, aber man glaubt ihn unmittelbar über die Cumbre aufgetürmt zu ſehen und iſt von ſeiner Erſcheinung doppelt gefeſſelt, weil er vom Scheitel bis zu vermeintlichen Sohle in einem dichten Schneemantel zu ſtecken ſcheint. Eine tiefe Spalte, das ſogenannte Portillo des Pico Viejo, gähnt von ſeinem Weſtrand zu uns her, durch welche die dunklen Innenwände ſeines Kraters ſichtbar werden.

Während die ganze düſtere Lavawüſte rundum noch im Morgengrauen lag, überflog den oberſten Schneegipfel des Pico Viejo plötzlich ein leichter Schimmer des erſten Morgenrotes und zauberte einen Farbenkontraſt in die gewaltige Landſchaft, wie ich ihn in unſeren Hochalpen nur ſelten geſchaut habe. Zur Bewunderung war nun aber keine Zeit mehr; José mahnte ungeduldig zum Aufbruch, denn der Weg hin-

auf ist weit und schwierig und am Tag sehr heiß auf den nackten Lavafeldern. Die verschlafenen Mulos wurden aus dem Stall gezogen, und schon im Sattel, schlürfte ich eine Schale dampfenden Teneriſekaffees, den die sorgsame Hausmutter schon jetzt um 4 Uhr früh gekocht hatte. In ihrer Rechnung hatte sie freilich den exorbitanten Preis von 14 Peſetas für das primitive Nachtquartier, ein altes Suppenhuhn und den Morgenkaffee angesetzt, aber ihrer Armut ließ ich die Silberlinge mit geheuchelter Entrüstung zu gute kommen, und beim Ritt in den herrlich frischen Morgen hinein war der Vorfall schnell vergessen, da auch der Sohn des Hauses, der um geringen Entgelt als Führer mitging, sich sehr manierlich und landeskundig erwies. Er hatte zwar schon am Abend vorher erklärt, daß eine Gipfelbesteigung der „Montaña Wenze" bei so viel Schnee unmöglich sei, war aber zu einem Versuch bereit, und das genügte mir, denn das Hinaufkommen war meine Sache. José sollte dann mit den Tieren oben am Fuß des Kegels in einer Lavahöhle warten, bis wir zurückkämen, und dort könne, wie unser Führer erklärte, auch genächtigt werden, falls uns die Besteigung zu lang aufhalten würde. Wasser gebe es allerdings dort nicht, so daß José die Aussicht auf ein eventuelles Biwak mit einem mißbilligenden Ausruf aufnahm, denn wenn auch die Mulos einen prall gefüllten Futtersack trugen, so mußten sie dann doch einem anderthalbtägigen Durst standhalten, weil ihnen geschmolzener Schnee, der für uns Menschen gut genug ist, ganz unzuträglich sei. Schließlich beruhigte er sich wie jedes Mal mit seinem stereotypen „ya veremos" (wir werden schon sehen).

In wenigen Minuten waren wir aus dem schmalen Band der Lavahäuschen von Guia (558 m) heraus. Kein Mensch war noch auf der Straße. Noch ein Stück verfolgten uns einige wütende Köter, die unser Aufbruch im Morgenschlummer gestört hatte, und dann nahm uns die Lavawüste auf, durch die der Steig vier Stunden lang bis zur Cumbre und einen ganzen Tag über die Hochregion bis nach Icod am Nordfuß des Pik fortläuft. Schneller als in unseren heimischen Breiten lichtet sich die Dämmerung und enthüllt sich die Landschaft. Diese aber ist grauenvoll in ihrer Totenstarre. Nur einige Opuntien und Euphorbien wachsen wild in dem Gestein, sonst sieht das suchende Auge nur schwarze Lava und immer wieder Lava, wo nicht der Mensch mit unendlicher Mühe und Geduld die feindliche Natur an einigen kleinen Stellen überwunden hat. Denn trotz der furchtbaren Wüstenei

dieſer Schlackenberge haben ſich doch ein paar Familien hier angeſiedelt, weil nach Landesgeſetz das Terrain eines friſchen Lavaſtromes dem gehört, der es zuerſt bebaut, und haben mit bewundernswertem Fleiß unter Mithilfe mehrerer kleiner Waſſerläufe den eiſenfeſten Boden auf einigen künſtlichen Terraſſen ſo lang bearbeitet, bis ſich ſeine Oberfläche zerſetzte und den Anbau von etwas Gerſte und Kartoffeln erlaubte, während bei den Häuschen ſelbſt einige wenige Pfirſich-, Mandel-, Orangen- und Feigenbäume mühſam aufgezogen werden. Wie ſtark muß der Freiheitsdrang in dieſen Menſchen ſein, daß ſie die ſorgenvolle Exiſtenz in dieſer Steinwüſte dem behaglicheren, aber vom ſpaniſchen Grundherrn abhängigen Daſein in den fruchtbaren Landſtrecken vorziehen!

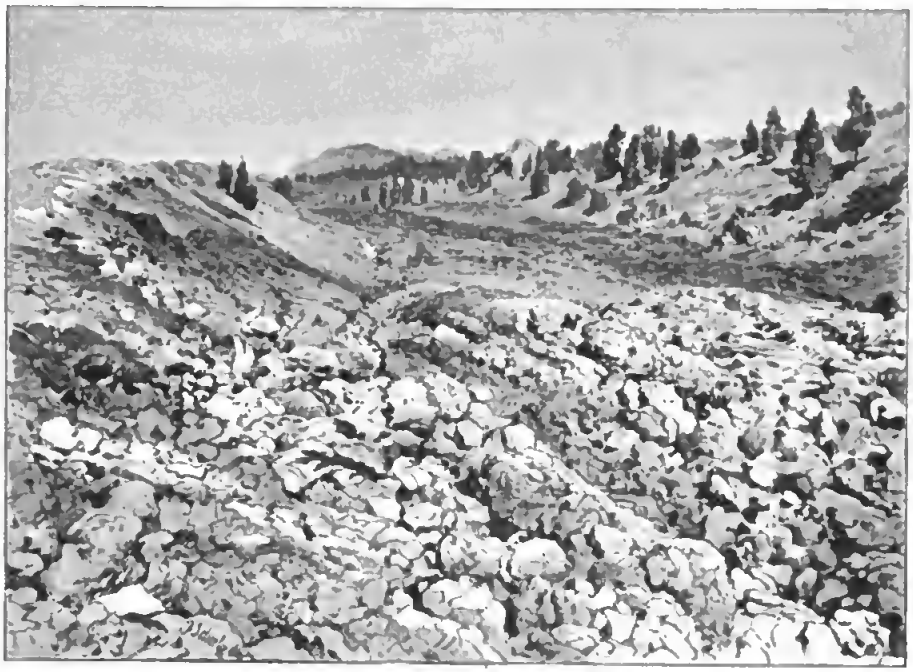
Die erſte dieſer Oaſen durchritten wir eine Stunde oberhalb Guia in dem Lavaneſt Aripe (807 m), die zweite noch weiter oben bei den Steinhütten von Chirche (854 m). In beiden ſind die hageren, ernſten und ſchüchternen Bewohner wahre Charaktertypen des entbehrungsreichen, arbeitsſchweren Lebens, aber doch tönt glückliches Kinderlachen und freundlicher Gruß unter den jetzt blühenden Obſtbäumen uns entgegen. In Chirche ließ ich durch unſern Führer um einen der landesüblichen, eiſenbeſchlagnen Bergſtöcke (lanza) bitten, der bei der Beſteigung der Montaña Wenze dienen ſollte, und raſch wurde der Wunſch erfüllt, aber nur leihweiſe überließ man uns den Stab, denn wo hätte der Eigentümer in dem holzarmen Land einen Erſatz ohne beträchtliche Ausgabe finden können? Unſer Guiaführer ſolle ihm den Stock wieder zurückbringen; mit dieſer Zuſage begnügte ſich der Biedermann.

Dicht über Chirche begrüßten uns bei 870 m die erſten, ganz vereinzelten Pinien. Nach den Beobachtungen, die ich oberhalb Vilaflor über die bevorzugten Standörter des Pinus canariensis gemacht habe, war ich nicht erſtaunt, den ſtolzen Baum auch hier aus dem blanken Lavafels herauswachſen zu ſehen, wo ſonſt abſolut nichts anderes wächſt. Nur das iſt wunderbar und ſpricht ſehr für die Bewohner von Chirche, daß die Menſchen hier in dieſem ſo holzarmen Landſtrich die wenigen Bäume nicht oder noch nicht geſchlagen haben. Die Lavamaſſen bauen ſich von nun ab in mächtigen Stufen auf. Jeder höher gelegene, jüngere Lavaſtrom iſt infolge der abnehmenden Eruptionsgewalt des Ausbruchskraters kürzer und ſchmäler als der darunterliegende, ältere Lavaſtrom und endet in einer ſteilen, kluftigen Stirn, ſo daß ein ungeheurer Terraſſen- und Stufenbau zuſtande kommt. Was an dieſen ſteilen Stufenabſätzen unſere Mulos im Klettern

zu leiſten hatten, das ging ſelbſt nach Joſés Ausrufen, der dieſen Pfad vorher noch nicht begangen hatte, über das außerordentliche Maximum hinaus. Die Oberfläche der Lavafelder ſteigt in einem Neigungswinkel von 20 bis 22° an. Gegen 7 Uhr hob ſich die Sonne im Oſten über den Kamm der Cumbre empor, aber ihre Strahlen wärmten uns nicht lange (tt 10½°, tn 9°), denn bei 955 m nahm uns die Region der unteren Nebel in ihr düſteres Reich auf, und gleichzeitig erſchienen die erſten Sträucher des Codeſo, Escobon und Eguargazo, deren dürftige Beſtände nach der vorherigen Wüſtenei ganz üppig erſchienen. Dazwiſchen leuchten ein paar kleine, hellgrüne, mit Gerſte und Lupinen beſtellte Terraſſenfelder, die von den feuchten Nebeln bewäſſert werden. Aber die Sonnenſtrahlen löſten die unteren Morgennebel bald auf. Umflutet von grellem Sonnenlicht, arbeiten wir uns höher bergan und gewinnen nach einer Stunde die letzte große Terrainſtufe an dem hohen Lavarücken Lomo de la cocina (1135 m), der, offenbar älter als ſeine Umgebung, inſelartig aus der ihn umſtrömenden dunkleren Baſaltlava herausragt. Hier weht uns ſchon ein kühlerer Steigungswind (tt 9½°, tn 7°) in den Rücken. Über uns wachſen die äußeren Felswände der Cañadasringmauer immer höher an, je näher wir ihnen kommen, und verdecken ſchon den Pico Viejo bis auf den oberſten Gipfel, deſſen blinkende Schneehaube wie eine weiße Cumuluswolke auf dem dunklen Berggrat liegt. Ein Saum weit verſtreuter Pinien, die vereinzelt bis zur Cumbre vordringen, rahmt das Bild vor uns ein, und von der anderen Seite, vom fernen Meere her, grüßt die in ſilbergrauen Fluten ſchwimmende, von bläulichem Morgendunſt umfloſſene Berginſel Gomera ihre mächtige Nachbarin Tenerife.

Der Lomo de la cocina führt uns in mäßiger Steigung, die den angeſtrengten Tieren verdiente Erholung gönnt, bis zum Rand der Cañadas hinauf; aber es geht langſam. Zu unſerer Rechten im Süden ſtürzt der Lavarücken in ein von ſaftigem Grün überwuchertes Barrancothal ab, wo unſer Führer am letzten Bächlein unſere Waſſergefäße füllt, und auf der Höhe des Bergwalles dringen wir in immer kräftigere Strauchvegetation ein, deren Hauptform, der Escobon, es ſogar bis zu 4 m hohen Bäumen bringt. Dort liegt in 1305 m Höhe das unterſte Roggenfeld dieſer Bergſeite. Ein Stück weiter beginnen um ¾9 Uhr die Tagesnebel uns zu umwehen, die mit dem leichten Steigungswind langſam bergauf ziehen und die Temperatur gleich auf tt 6½°, tn 5°

herabdrücken. Ihr Kranz ist aber noch dünn, und schon in 1676 m Höhe lassen wir sie wieder hinter uns, wobei auch die Temperatur sofort wieder auf tt $8\frac{1}{2}^0$, tn $6\frac{1}{2}^0$ steigt. Noch einmal reiten wir bei 1743 m an einigen kleinen Roggenfeldern vorbei, den obersten dieser Bergseite, dann ist die klimatische Grenze des Feldbaues erreicht, und es beginnt bei 1944 m die Region der Retama, die auf einigen Strichen, namentlich am Morro del Cedro, im Osten noch bis auf die Höhe des Cirkuswalles von Pinien begleitet wird (siehe untenstehende Ab-



Lavathal am Talus de Bilma mit der obersten Piniengruppe, bei 2300 m.

bildung), dann aber allein das Feld beherrscht. Den hohen Morro del Cedro, dessen runde Kuppe dereinst eine auch von den Cañadas aus sichtbare, stolze Ceder (Pinie?) gekrönt hat — daher sein Name — lassen wir rechts und streben der breiten Boca am Westfuß des Felsengipfels Cruz de Tea zu, über der nun in scheinbar nächster Nähe der schneeige Pico Viejo langsam emporsteigt. Das Terrain verflacht sich, der Pfad verschwindet, und wir betreten ein breites, frisches Lavafeld, aus dessen tausendfach gewundenen Schlacken zahlreiche abgerundete, alte Phonolithfelsen, die Trümmer der hier zerstörten Cañadas-

umwallung turmartig herausragen. Auf der Nordseite einiger von ihnen bemerken wir die ersten Schneeflecken bei 1986 m. Im Osten, an den steilen Felsen des Gipfels Cruz de Tea hat sich der Lavastrom seitlich aufgestaut, und am Westrand der Boca, wo die Montaña blanca und mehrere Aschenhügel die Grenze bilden, fallen ein paar Seitenströme wie dunkle Kaskaden oder wie schuttbedeckte Gletscherenden über die gelbgrauen Bimssteinrücken herab; ein wundervoll anschauliches Beispiel für die Überlagerung und den Stufenbau der Laven. Unmerklich treten wir durch die Boca in den großen Teydecirkus ein und treffen auf ihrer Höhe bei 2070 m auf den Pfad, der rechts über die Cañadas von der Guajara herkommt und links um den Pico Viejo herum nach Icod weiterläuft. Hier gönnen wir unseren Tieren die erste halbstündige Rast im Schatten (tt 10°, tn 5° um 10 Uhr) einiger geborstener Blöcke.

Nach rechts überschauen wir die westlichen Cañadas und den Ringwall des Teydecirkus bis nach seinen südlichen Wänden. Noch thront dort in der Ferne die breite, beschneite Kuppe der Guajara über der Cañadasebene. Bis zu ihr verläuft von Süden her der Ringwall als eine lückenlose, riesige Mauer. Von der Guajara nach Norden aber bekommt der Wall einige tiefere Ausbuchtungen, wie im sogenannten Degollado de Ucanca und in dem Einschnitt südöstlich von der Boca de Tauze, aber sie reichen noch lang nicht auf den dortigen Boden der Cirkusebene (2025 m) herab und unterbrechen die Ringmauer nicht. Erst von der Boca de Tauze (2140 m) nach Norden her erscheinen im Ringwall ein paar weite, tiefe Klüfte, die bis auf die Ebene der Cañadas herunter eingeschnitten sind, den Zusammenhang der Cirkusumwallung gänzlich zerreißen und sie in einzelne Gruppen mächtiger Felsdome auflösen. So folgen nördlich der Boca de Tauze aufeinander die breiten Pässe Colmenal, Cruz de las Cañadas, Cruz de Tea und die auch „Volcan de Guia" genannte Boca südöstlich von der Montaña blanca. Als mächtigste der zwischen ihnen stehen gebliebenen Felskuppen aber ragt der Morro del Cedro (2438 m) etwa 350 m hoch über die Cañadas an seinem Fuß empor. Sie alle zeigen noch den einstigen Zusammenhang in ihren horizontalen, verwitterten Phonolith- und Tuffbänken und starren mit ihren hellen, zerklüfteten Felsen in malerischer Trotzigkeit inselartig aus den schwarzen, jüngeren Lavafluten empor, die vom Fuß des Pico Viejo her sich zwischen ihnen durch die breiten Bocas ins Unterland hinaus ergossen haben, so unvergleichlich viel machtvoller

als die Gewässer, durch welche zum großen Teil diese Bocas langsam ausgefurcht worden sind.

Höhlen tiefen sich da und dort in die Schichtwände ein; als eine der größten der sogenannte Tiro del Guanche, der nördlich von der Boca de Tauze nach schräg unten in die Felsen hineinführt und den alten Guanchen der Westseite lange als Bestattungsort gedient hat. Heute findet sich keine Spur von Gebeinen mehr darin, aber bei bösem Wetter ist die Höhle den Ziegenhirten und Honigsammlern ein willkommener Unterschlupf.

Nördlich von der Montaña blanca, zu unserer Linken, sehen wir gar keine Reste des Ringwalles mehr; dort haben die jungen, dunklen Lavaströme alles überflutet, und auf diesem ganzen wenig geneigten Hang des Talus de Bilma stehen zwischen den Lavaströmen zahllose niedrige, runde Aschenkegel, deren mannigfaltige Färbung vom hellsten Gelb bis zum dunkelsten Rot einen überraschenden Farbenreiz in das formenarme Landschaftsbild bringt.

Formenarm ist es freilich nur für sich betrachtet. Folgt aber das Auge den Lavaströmen aufwärts zu ihrem Ursprungsherd hin, dann wird es gefangen von dem gewaltigen Bergbild des Pico Viejo, vor dessen erhabener Schönheit alles Umland, die Cañadas, der Ringwall, der Talus de Bilma zur niederen Bedeutung der Umrahmung, der Folie herabsinkt: der hinter ihm stehende Pico de Teyde ist ganz durch ihn verdeckt. Vom breiten, abgestumpften Gipfel des Pico Viejo, der den Krater auf den ersten Blick erraten läßt, wallt der Schneemantel bis zur halben Bergeshöhe herunter, dann zeigen seine steilen Abhänge nur wild übereinander gewälzte Lavamassen, großenteils überschüttet von Schutt und dunklen Rapilli. Auf der Südwestseite sind sie quer durchsetzt von einer langen, tiefen Eruptionsspalte, der Chahorra, und überragt von mehreren ca. 100 m hohen Schlackenkegeln, aus denen wie auch aus der Chahorraspalte in grauenhaftem Chaos die schwarzen, jüngsten Lavaströme des Teydegebirges hervorbrechen. 1798 hat hier die Insel Tenerife ihre vorläufig letzten Ausbrüche erlebt, und obwohl ein Jahrhundert über diese Lavafelder hingezogen ist, sind doch noch alle ihre Formen so frisch und plastisch, daß man glaubt, die dunklen Fluten sich noch fortwälzen zu sehen. Unterhalb der Ausbruchskegel, deren oberster „El volcan de Chahorra" (2360 m), mit seiner weit nach Westen geöffneten Caldera der Hauptherd der Eruption von 1798 neben der

kolossalen Chahorraspalte gewesen ist, teilen sich die Lavamassen in zwei mächtige Arme, deren südlicher auf die Boca de Tauze zuströmt, während der westliche sich zu uns her wälzt und durch die Boca an der Montaña blanca, durch die wir heraufgekommen sind, als „Volcan de Guia" ein Stück nach dem Unterland hinabfließt, einst die Orte Guia und Chio von neuem mit Tod und Verderben bedrohend.

Quer über diesen furchtbaren Lavastrom führt nun unser Pfad nach Osten zur Nordwestseite des Pico Viejo hinüber. Über zerrissene Kämme und hochgewölbte Rücken, durch Schluchten und Thäler arbeiten sich unsere Mulos mühsam auf dem Pfad, der mehr Treppe als Weg ist, durch das schwarze Steinchaos fort. Da ist nirgends solider Lavafels, nirgends weicher Tuff- oder Bimssteinboden, sondern nichts als schwarze Blöcke über und unter schwarzen Blöcken, oft so locker aufgestapelt, daß man mitten durch einen Wall hindurch das Sonnenlicht von der anderen Seite durchblitzen sieht, und häufig von so wunderlichen Formen, daß man wie am Wolkenhimmel am hellen Tag ein ganzes Heer von phantastischen Gestalten vorüberziehen sieht. Bären und Füchse scheinen zwischen Bäumen und Häusern zu lauern, gestrandete Schiffe hängen an hohen Felsen, Paviane spielen mit Krokodilen, römische Imperatoren stehen friedlich neben Scholaren und Nixen, alte Weiber neben Gambrinus und betenden Mönchen, und hundert andere Spukgestalten gehen, fahren und reiten in dieser Steinwüste umher. Selbst José, der wahrlich nicht über eine zu lebhafte Phantasie klagen konnte, sah die wunderlichen Erscheinungen und wies mir lachend immer wieder eine neue versteinerte Gestalt, bis es ihm zu viel wurde.

Die Mittagssonne brütete wahrhaft auf dem dunkeln Fels, obwohl die Lufttemperatur nur tt 9°, tn 5° betrug, und beständig ertönte ein leises Klingen und Knattern des unter der ausdehnenden Sonnenhitze zerspringenden Gesteins. José schweigt und überläßt die Tiere ruhig der Führung ihres Instinktes. Mehrmals sinken aber selbst die zähen Maultiere in die Kniee, wenn der von den Wetterwirkungen oberflächlich gelockerte, krustige Schutt unter dem Tritt nachgibt und rutscht, doch zum Sturz kommt keins der wunderbar vorsichtigen Tiere; und als wir nach anderthalb Stunden jenseits der Laven bei 2070 m wieder festen, ebenen Bimssteinboden betreten, sind sie genau noch so frisch und munter wie am Morgen und knabbern im Vor-

beigehen ſpielend an den Zweigen der Retamaſträucher, die nun wieder auf dem günſtigeren Terrain erſcheinen.

Von dieſen Bimsſteinfeldern bogen wir unter Führung unſres Guia-Mannes bald vom Pfad nach Oſten hin zu einem runden, aſchigen Vorhügel des Pico Viejo ab, paſſierten in 2156 m Höhe eine runde Steinſetzung, in welcher die Honigſammler von Icod und Guia zur Zeit der Retamablüte im Mai ihre Bienenkäſten aufſtellen, und führten unſre Tiere in einem kleinen ſteilen Thal noch ein Stück bergan, wo ſich endlich bei 2198 m in einer Felswand eine Lavahöhle in beträchtlicher Größe vor uns aufthat. Sie bietet Raum genug für ein Dutzend Menſchen und ein halbes Dutzend Mulos, und die Holzaſche am Boden und die rauchgeſchwärzte Decke beweiſen, daß ſie ſchon häufig den Honigſammlern als Nachtquartier gedient hat. Daher heißt ſie Cueva de los Abejeros, Höhle der Bienenzüchter. Neben ihrem Eingang lag im Felſenſchatten (tt9½°, tn4°) der erſte Schneefleck dieſer Bergſeite, ſo daß wir uns um unſere Waſſerverſorgung nicht weit zu bemühen brauchten. José ſattelte ab und richtete ſich mit ſeinen Tieren wohnlich ein, da ich jetzt zur Beſteigung des Pico Viejo und nach der Rückkehr zum Übernachten in der Höhle entſchloſſen war.

Gleich nach einem kräftigen Imbiß machte ich mich mit dem Guiaführer zum Berg hin auf, während José das „Haus" hüten mußte. Unſere Aufſtiegroute war von ſelbſt gegeben durch einen Höhenrücken, der von unſerem Höhlenhügel auf die Weſtflanken des Pico hinüberführte, wo hoch oben am Gipfel das tief eingeſchnittene „Portillo" des Kraters unſer Ziel war. Auf den ſteilen Böſchungen der Vorhügel war zuerſt das Gehen im lockeren Bimsſtein äußerſt mühſam und zeitraubend. Erheiternd waren nur die zahlreichen Kaninchen, die aus den ſtellenweiſe ganz verfilzten Retamagebüſchen durch unſer Nahen aufgeſcheucht wurden und planlos in wunderlichen Zickzackſprüngen uns um die Beine liefen, ſo daß wir ſie hätten totſchlagen können. Bald merkte ich aber, daß mein Führer viel zu weit nach rechts abbog, und, zur Rede geſtellt, bekannte er mit dem harmloſeſten Lächeln, daß er den Anſtieg von dieſer Seite noch niemals verſucht habe, ſondern nur einmal drüben auf der Südweſtſeite mit einem „Ingles" zur Chahorra vorgedrungen ſei. Auf dieſes Geſtändnis hatte ich zuerſt eine lebhafte Anwandlung zum Fluchen und Prügeln, aber das freundliche Kindergeſicht des Schuldigen entwaffnete meinen Zorn; ich packte ihm zur Strafe nur meinen Rock auf und nahm ſelber die Führung. Vor allen

Dingen ſtrebte ich aus dem niederträchtigen Bimsſteingeröll hinaus auf feſteres Terrain, und, einmal dort, erreichten wir auch bald den felſigen Grat eines Lavakammes, der als ein mächtiger Strebepfeiler der Pico-Viejo-Pyramide direkt zum Gipfel anſteigt. Hier gab es in der erſten Stunde eine ſchwierige Felskletterei. Die meſſerſcharfen Geſteinſplitter riſſen meine Bergſtiefel in Fetzen, während das ungegerbte Leder der Schuhe meines Begleiters ausgezeichnet ſtand hielt. In 2460 m Höhe kamen wir aber auf der Nordſeite der Felſengräte auf die erſten großen Schneefelder, und da der Schnee nur oberflächlich erweicht war, ſo ging es nun beſſer und ſchneller bergan. Ich konnte das Spiel bereits für gewonnen, die Erſteigung des Gipfels für gut ausführbar anſehen.

Die Sonne brannte trotz der mäßigen Temperatur von tt $7\frac{1}{2}^0$, tn 2^0 (1 Uhr) mörderlich in der reinen, dünnen Höhenluft, doch von Luftmangel, wie er in gleicher Höhe am Pico de Teyde die meiſten Reiſenden zu befallen pflegt, bemerkte ich nichts trotz des ſchweren Arbeitens der Lungen und des Herzens. Mein Begleiter hielt ſich ſehr brav, löſchte aber den Brand ſeines trocknen Gaumens viel häufiger mit Schnee, als ſeinen Verdauungsorganen, wie es ſich ſpäter zeigte, zuträglich war. Wo bei 2584 m die zuſammenhängende Schneedecke des oberen Bergteiles beginnt, hielten wir eine kurze Raſt. Im Schnee maß ich durchſchnittlich 1 m Dicke, am Pſychrometer tt 7^0, tn 1^0.

Links unter uns im Südweſten gähnten uns die weit aufgeſperrten Kraterrachen der Chahorragruppe an; ſie wie die Wälle der finſteren Lavaſtröme nur auf den Nordſeiten mit Schnee belegt. Schwarz auf hellgrauem Grund windet ſich nach Südweſten der gewaltige Lavaſtrom von 1798 über die Cañadas zur Boca de Tauze hin, endet aber hart vor ihrem Einſchnitt. Rechts über ihr lugen vom äußeren Wallrand des Morro del Cedro und des Cruz de Tea ein paar Pinien herüber, aber weder hier noch im Nordweſten über dem Talus de Vilma noch im Nordnordweſten über dem Lomo de Vega, wo der Pinal am ſtattlichſten iſt, dringen ſie bis in die Cañadas ſelbſt vor. Das Wüſtenklima der Cirkusregion ſetzt ihrer Verbreitung eine unüberſteigbare Grenze. Ein ſtarker Steigungswind blies hier auf der Weſtſeite aus Weſten vom Unterland herauf, während auf der offenen, wallloſen Nordſeite des Cirkus der dortige nördliche Steigungswind leichte Nebelſchleier in die Cañadas hineinwehte, wo ſie in der trockenen, heißen Luft ſchnell zerfloſſen. Dem vorwiegenden weſtlichen Tageswind auf den Weſthängen des Pico Viejo iſt

es auch zuzuſchreiben, daß hier oben in 2840 m Höhe der Schnee in nord-ſüdlich verlaufende Riefen und Wellen angeordnet iſt wie plötzlich erſtarrte Gewäſſer eines windbewegten Sees.

Nun hebt ſich der Berghang unter 25° bis zum Fuß des Kratereinſchnittes. Dieſen aber ließen wir rechts und kletterten mit 30° Steigung zu dem links über dem Portillo thronenden Felsgipfel des weſtlichen oberen Kraterrandes hinauf, wo wir endlich um ½3 Uhr vom Grat aus (2943 m) vor uns den großen Gipfelkrater des Pico Viejo ſich öffnen ſahen. Der erſte Ausblick überraſchte mich im höchſten Grad. Ich hatte einen tief in den Berg eingeſenkten Kraterſchlund erwartet und ſah ſtatt deſſen einen weiten, durchſchnittlich 150 m tiefen Cirkus vor mir, von ca. 1½ km Durchmeſſer und mit einer ebenen Bodenfläche von hellem Bimsſtein, zu der die Umwallung im Weſten und Süden in jähen Wänden abſtürzt, im Norden und Oſten aber zwiſchen den Felsmauern in vielen mäßig geneigten Schutthalden hinunterſinkt, ſo daß man dort ohne Schwierigkeit hinabſteigen kann. Das Ganze iſt gewiſſermaßen ein Cañadascirkus im kleinen. Am höchſten ragt die Cirkusumwallung im Oſten empor (3136 m), ca. 160 m über der mittleren Sohle des Kraterbodens; am tiefſten liegt ſie rechts unter unſerm Standpunkt des Weſtrandes, wo der klaffende Einſchnitt des Portillo das Niveau des Cirkusbodens beinahe erreicht.

Hier aber, dicht am Portillo, ſinkt der Boden der großen Caldera plötzlich zu einem zweiten, kleineren Kratertrichter in die Tiefe, deſſen Grund ebenfalls von Norden her auf einer ſteilen Schutthalde zugänglich iſt. Es iſt ein ſekundärer Krater in der großen Caldera, 75 m tief unter der Bodenfläche des Hauptkraters. Seine einſtige Exploſion iſt es geweſen, welche die tiefe Scharte des Portillo aus dem Ringwall ausgeſprengt hat, aber ſein Ungetüm hat ausgeſtürmt, ſein Leben iſt erloſchen; nicht einmal Waſſerdämpfe entſteigen ihm mehr, und ſelbſt ſeine Bodentemperatur iſt nicht mehr erhöht. Durch das Portillo ſind ſogar ſchon einige kleine Pflänzchen in den kleineren Krater eingedrungen und haben neben Schwefelkruſten Stand gefaßt, während die Bimsſteinflächen des Hauptkraters noch keine Spur von organiſchem Leben tragen. Die einſtige Heftigkeit der Exploſion bezeugen auch große vulkaniſche gedrehte Bomben, die um und in dem kleinen Krater zerſtreut liegen, und die ſchräge Lage der Schichten der ſüdweſtlichen Umwallung; ſie neigen ſich unter ca. 35° zum Portillo hin und ſind augen-

ſcheinlich nach der Exploſion des hart darunter liegenden Trichters zu ihm hin eingeſunken, während die entfernteren Ringmauern der Caldera in ihrer horizontalen Schichtenlage verharrten.

Helle, alte Laven wechſeln in den aufgeſchloſſenen Schichten mit dunklen, jüngeren ab, und alle ſind ſie frei von Obſidiankruſten. Der Berg hat offenbar ſeine Geſtalt oft und ſtark verändert. Einſt war er viel höher, wie noch die am Kraterrand ſitzenden halben Schlackenkegel beweiſen, und hat dann durch eine heftige Exploſion ſeine Spitze verloren und dafür die große Caldera bekommen, deren urſprünglich tief eingeſunkener Boden allmählich durch Lavaergüſſe und Bimsſteinfälle ausgeebnet worden iſt, bis ſchließlich eine neue Exploſion in ihr die ſekundäre, kleine Caldera geöffnet hat.

Auf allen Vorſprüngen, Schichtköpfen und Pfeilern des Ringwalles lagen bis 1 m hohe Schneebänke, die Schutthalden ſchienen faſt ganz aus Schneewehen zu beſtehen, und die ganze Bodenfläche der großen Caldera überzog eine dicke Schneedecke, aus der nur die ſchwarzen Ränder einiger kleiner Lavahügel heraus lugten. Die ſchroffen Formen der Steinlandſchaft waren durch die weichen Schneelinien wunderbar gemildert. Nur die beſonnten Südſeiten der Felſen ſtanden ohne Schneehülle finſter und eckig da. Uber dem öſtlichen Ringwall aber ſteigt jenſeits von zwei mitten durchſchnittenen Lavakegeln, die dem Rand der Umwallung unmittelbar aufgeſetzt ſind, die herrliche ſchlanke Pyramide des Pico de Teyde majeſtätiſch zum Himmel empor (ſ. umſtehende Abbildung). Blendende Schneefelder umhüllen namentlich ſeine Nordſeite und funkeln metalliſch auf dem tief dunkelblauen Hintergrund des Firmaments. Die Südſeite des oberſten Gipfels, des Piton, iſt dagegen ganz ſchneefrei und erwirkt einen prachtvollen Farbenkontraſt zu allem übrigen.

Wenn der Schnee am Pik nur annähernd ſo günſtig beſchaffen war wie hier am Pico Viejo, woran nicht zu zweifeln war, dann mußte er die Beſteigung des Rieſen nur erleichtern, trotz aller Widerrede und Warnung der ſchneeſcheuen Isleños. So bald wie möglich den Verſuch von Orotava aus zu machen, war jetzt mein feſter Entſchluß.

Beherrſcht im Oſten der himmelſtürmende Pik das ganze Geſichtsfeld, ſo liegt im Weſten der dort zerriſſene Ringwall des Teydecirkus und im Nordweſten auf dem Talus de Bilma eine ganze Welt von niederen, lichten Kegelbergen und ſchwarzen, ſich hindurchſchlängelnden

Lavabändern unter uns. Dorthin ist der Pico Viejo in die Länge gezogen wie das ganze Teydegebirge, das mit ihm auf einer großen Ost-West-Spalte steht. Die Eruptionsherde des Talus de Bilma liegen in der Westfortsetzung dieses Spaltenzuges. Auf seinen Flanken trägt der Pico Viejo lauter junge, dunkle Laven; nirgends sind Bimssteine darübergelagert, sie liegen aber vielleicht darunter, wenn nicht auch hier diese leichte Materie vom Antipassat ganz nach Osten weggetragen worden ist. Unten im Talus de Bilma gibt es jedoch Bimsstein genug.

Ostseite des Pico-Viejo-Kraters, mit dem Pico de Teyde im Hintergrund. (Vorne die Abstürze zum kleineren, secundären Kratertrichter.)

Am Talus de Bilma, in der heißen Zone poröser Bimssteine und Aschen hat der Schnee keine Stätte mehr, aber jenseits von ihr scheint wieder ein unabsehbares welliges Schneefeld bis an den fernen Horizont ausgebreitet zu sein. Nur die leisen Bewegungen seiner Formen und die aufflatternden Nebel an seinem Rand verraten sein wirkliches Wesen: Es ist die Schicht der Cumbrewolken, die sich während der letzten Stunde unseres Aufstieges so ungeheuer verdichtet hat und den Ausblick nach dem Unterland und dem Meer völlig verhüllt. Ihre Erscheinung ist aber darum nicht minder schön und nicht weniger großartig als die von ihr ver-

deckte Landſchaft. Und erſt jetzt, da keine Ausſicht auf Wald und Feld und Wohnſtätten das Auge mehr abzieht, empfindet man ganz die hohe Majeſtät des im Feuer erſtarrten Hochgebirges. Die Phantaſie fliegt von der Erde zum Mond, von deſſen Ringgebirgen dieſe tote Landſchaft ein getreues Abbild iſt, und unternimmt Entdeckungsreiſen in die fernen Welten der Planeten und Fixſterne.

Aber der Flug dauerte nicht lange. Mit der abnehmenden Tageshöhe wurde der Wind auf unſrer exponierten Felſenzinne empfindlich kalt. Um 3¼ Uhr ſtand das Thermometer auf tt 1°, tn — 3½°. Trotzdem hatte der von der Sonne beſtrahlte Boden 1 cm unter der Oberfläche noch die erſtaunlich hohe Temperatur von 31°. Es hielt ſchwer, mit den erſtarrten Fingern einige photographiſche Aufnahmen und die nötigſten Peilungen für die Karte zu machen, ſchwerer noch, meinen zähneklappernden Begleiter ſo lange zum Ausharren zu bewegen. Ich war herzlich froh, als ich endlich um ½4 Uhr die Inſtrumente in den Rucksack ſtecken und mich zum Abſtieg wieder in erwärmende Bewegung ſetzen konnte.

Bergab ging's natürlich auf dem Schnee und dann auf den Bimsſteinhängen wie der Wind. In fünfviertel Stunden waren wir wieder unten an der Höhle, während wir bergauf über drei Stunden gebraucht hatten. Bald darauf, als die Sonne zu Rüſte ging, zogen dichte Nebel um unſer Felſenloch und trieben uns mit ihrem Sprühregen an das lodernde Feuer, das José am Eingang mit Retamaholz entzündet hatte. Dahinter war es freilich hübſch warm, allmählich ſtieg die Temperatur ſogar auf + 19°, während ſie draußen auf + 8° geſunken war, aber auch der Qualm nahm ſo an Stärke zu, daß wir „unſer Brot in Thränen aßen".

Während unſere Suppe kochte, ließ ich mir den landesüblichen Goſio gut ſchmecken, den unſer Guia-Mann in einem ziegenledernen Beutel auf ſeinem Knie zurecht geknetet hatte. Dem Namen und der Zubereitung nach iſt dieſe Lieblingsſpeiſe der Isleños, wie oben erwähnt, zweifellos ein aus der Steinzeit der alten Canarier überkommenes Nahrungsmittel. Zu ſeiner Herſtellung werden Mais und Weizen, auch Bohnen, Erbſen, Roggen geröſtet, bis die Körner platzen wie mehlige Kartoffeln. Dann werden zwei Arten dieſer Körner, meiſt Mais und Weizen, zu gleichen Teilen gemiſcht, mit Salz verſetzt und auf der Handmühle derſelben Art, wie ſie in jedem Guanchenmuſeum liegen, zu einem groben Mehl gemahlen.

Im Hausgebrauch kocht man daraus Brei oder Suppe, auf der Wanderung und im Feld genießt man es kalt, nachdem es mit wenig Waſſer im Lederbeutel durchgeknetet worden iſt. Die Koſt iſt außerordentlich wohlſchmeckend und ſehr nahrhaft, weil außer dem Stärkemehl auch die Kleie, und zwar geröſtet, darin enthalten iſt. Bis zur Vertilgung unſerer Suppe hielt ich dem infernalen Qualm noch ſtand, aber dann floh ich hinaus, ſchlug auf dem naſſen Bimsſtein mein Biwakzeltchen auf und ſchlief in dem kleinen geſchloſſenen und von meiner eigenen Wärme geheizten Raum bald feſt ein. Dem Frieden machte jedoch ſchon nach einer Stunde ein dröhnender Donnerſchlag ein Ende, der eine wahre Sturmflut im Gefolge hatte. Von allen Seiten rieſelte das Waſſer unter dem Zeltdach auf mein ſteiniges Lager und trieb mich in die trockene Höhle zurück, wo ich mich neben meinen Genoſſen auf den vom Rauch nur wenig berührten Boden hinſtreckte und bald mit ihnen um die Wette ſchnarchte, während draußen das Unwetter mit Regen und Hagelfall noch ſtundenlang forttobte.

Hätte übrigens Joſé mit Uberwindung ſeiner Bequemlichkeit vor dem Regen etwas trockeneres Retamaholz geſammelt, ſo hätten wir ein ganz rauchloſes Feuer gehabt. Retama und Codeſo ſind darin geradezu ideal. Ich habe in Afrika, in Indien, Japan und vielen anderen Ländern mit den verſchiedenſten Hölzern Lagerfeuer gemacht, aber für ein anhaltendes, kleines, rauchloſes Feuer nichts beſſeres gefunden als die beiden Gewächſe der teneriſiſchen Hochwüſten: Retama und Codeſo.

Alles war in dichten Nebel gehüllt, als wir uns am frühen Morgen die brennenden Augen rieben. Die Minimumtemperatur der Nacht hatte $-2\frac{1}{2}^0$ betragen, um 6 Uhr ſtand das Pſychrometer auf tt 1^0, tn $1\frac{1}{2}^0$, während vor dem Regen tn um 4^0 tiefer als tt geſtanden hatte. Vor der Höhle lag der Hagel bis zu 6 cm hoch, und an die Weiterreiſe war nicht zu denken, ſo lange die Sonne nicht die gänzlich verſchleierte Landſchaft klärte. Das that ſie erſt nach 8 Uhr. Ein heißer Thee regte die trägen Lebensgeiſter an, die Tiere, die ſchon lange ungeduldig geſchnaubt und geſtampft hatten, wurden geſattelt, und mit ſeinem das Packtier ermunternden Zuruf and' amarill' (geh, Gelber), — das mir immer wie „Anna Marie" in den Ohren klang —, übernahm Joſé die Führung. Auf dem unter der Hageldecke kaum ſichtbaren Pfad angelangt, wendete ſich unſer Guia-Mann, höchſt befriedigt von dem funkelnagelneuen „Duro", den er über den ausbedungenen Lohn erhalten

hatte, und ſehr ſtolz auf ſeine Bergbeſteigung, nach der Heimat zurück, und wir wanderten nach Norden in der Richtung nach Icod in neue Lavafelder hinein. Die Morgenſonne leckte den Hagel ſchnell hinweg, das Hochland lag wieder in ſeiner gewohnten Lichtfülle und Luftklarheit.

Die Lavaſtröme, durch die uns jetzt die vorſichtigen Mulos tragen, entſpringen zahlreichen kleinen Kraterkegeln am Weſt- und Nordweſtfuß des Pico Viejo, die den Übergang zum Hügelgewirr des Talus de Bilma bilden. Waren die Lavafelder der Chahorragruppe ſchwarz und kruſtig geweſen, ſo ſtellen ſich uns nun gelbliche und braunrote felſige und blockige Lavawälle entgegen, in deren Mulden und Spalten ſchwarzgraue Aſche oft hoch aufgeſchichtet liegt. Die braunrote und gelbe Farbe iſt hier meiſt das Ergebnis der Oxydation. Oft reicht ſie tief ins Geſtein hinein, aber faſt immer haben dieſe farbigen Laven noch einen ſchwarzen Kern, bis zu dem die chemiſche Zerſetzung noch nicht eingedrungen iſt. Überall, wo das Geſtein ſtärker zerſetzt iſt, und wo größere Flecken und Flächen von graugelbem Bimsſtein zwiſchen den Stromarmen liegen, da haben ſich knorrige Codeſoſträucher angeſiedelt, deren oft abgeſtorbene weißholzige Äſte wie gebleichte Knochengerippe geſpenſtig durch den abziehenden Nebel ſchimmern. Retama wächſt hier ſeltſamerweiſe ſehr wenig.

Mit ſteigender Sonne ſinken die Nebel nun auch unter den Talus de Bilma hinab und laſſen dort auf und zwiſchen den vielen Ausbruchskegeln die oberſten dünnen Beſtände wetterharter Pinien zum Vorſchein kommen, die ſich weiter unten zu den Pinales von Chio und Santiago im Weſten, zum großen Pinal de la Guancha im Norden verdichten. Die meiſten der dortigen, durchſchnittlich 100 m hohen Hügel zeigen jetzt ihre großen, halbgeöffneten Krater; mehr aber als aus dieſen entwinden ſich die Lavaſtröme den niedrigen oft nur 10 m hohen Schmarotzerkegeln am Fuß der größeren Hügel und vereinigen ſich mit den vom Fuß des Pico Viejo herkommenden Strömen zu den ungeheuren braunen, grauen und ſchwarzen Fluten, die von der Hochfläche des Talus de Bilma nach der Weſt- und teilweiſe auch gegen die Nordküſte hinuntergefloſſen ſind. Nach Nordweſten aber ſenkt ſich die Talusfläche langſam zu dem Maſſiv des Teuogebirges ab. An ſeinen hohen Bergrücken haben ſich die feurigen Fluten, wie wir oben geſehen haben (S. 129), geſtaut und, ſich teilend, nach Weſten hinunter das Thal von Santiago, nach Norden hinab das Oberland von Los Silos und Daute überſtrömt.

Ich machte auf einer breiten Bimssteinebene einige photographische Aufnahmen, und wieder ging es dann über neue, von den Fußhügeln des Pico Viejo sich herwälzende Lavaströme weg, die aber diesmal nur eine kurze Strecke in den Talus hineinreichen. Dort sieht man ihre hochgewölbten Enden wie die Stirnmauern von Gletschern plötzlich steil zum darunterliegenden Aschenboden abfallen, von dem sie häufig wahre Schuttmoränen vor sich hergeschoben und aufgestaut haben; und auch die Gestalt der Lavawälle selbst, ihre Windungen, ihre Spalten, ihre Stufenabsätze, ihre ganze landschaftliche, vegetationsarme Hochgebirgsumgebung erinnern oft lebhaft an die Eisströme unsrer Alpen. In großer Zahl liegen hier wunderlich gedrehte vulkanische Bomben umher, meist von mehrfachem Centnergewicht, die den benachbarten niedrigen Explosionskratern entstammen. Die ganze Landschaft ist gewiß eins der formenreichsten und interessantesten Gebiete junger vulkanischer Thätigkeit auf der Erde.

Immer weiter wendet sich unser Pfad vom Pico Viejo ab nach Norden, immer mehr senkt er sich bergab. Ständen hier die Ringmauern des Teydecirkus noch, so müßten wir sie schon ein gutes Stück hinter uns und die einstige Cañadasebene schon verlassen haben. Plötzlich stehen wir bei 1998 m vor einer ca. 200 m breiten Thalmulde, die mit 30—40 m Tiefe von oben her ins nördliche Unterland hinabzieht und an ihrem oberen Ende von hochragenden Steilfelsen flankiert wird, in denen auf den ersten Blick Trümmerreste des großen Teyde-Ringwalles zu erkennen sind. Durch die zwischen ihnen einst vom Wasser ausgesägte Boca und in dem Thal des vormaligen Wasserlaufes selbst hat sich aber ein kolossaler Lavastrom heruntergewälzt. Wie ein schwarzbrauner Gletscher liegt er da in seiner Mulde, und zwar wie ein Gletscher, der in starkem Abschmelzen begriffen ist, denn rechts und links an den beiden Thallehnen läuft 10—15 m über dem Niveau des Lavastromes wie die Seitenmoräne eines Gletschers ein schwarzes Band von Lavageröll entlang, das die ehemalige Höhe der Lavamassen anzeigt. Als dann die Laven erkalteten, sind sie eingesunken und haben sozusagen ihre Hochflutmarken an den Ufern ihres Thalbettes zurückgelassen, während der eingesunkene Lavastrom selbst die Gestalt einer langgestreckten Rinne, eines Flutbettes innerhalb des alten Thalbettes annahm.

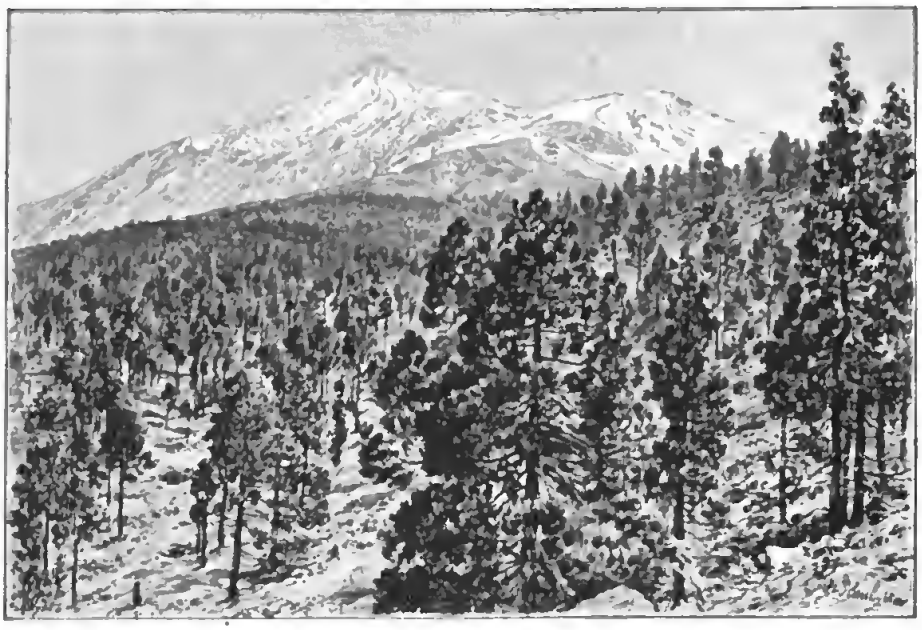
Lavarinnen ähnlicher Gestalt, die auf beiden Seiten von hohen parallelen Lavawällen viele Kilometer weit begleitet werden wie künst-

liche Kanäle, sieht man insbesondere an den steilen Hängen des Pik und des Pico Viejo in ungeheurer Größe. Sie sind entstanden, indem die Seiten eines Lavastromes schneller erkalteten als die Mitte, in der die noch flüssige Lava weiter abfloß und beim Aufhören des Zuströmens von oben schließlich eine Abflußrinne zwischen den Seitenwällen zurückließ. In vielen Fällen sieht man aber auch, daß breite, lange Lavamulden durch den Einsturz der Decke des vordem gewölbten Stromes entstanden sind, unter dessen Wölbung die abgeflossene oder die erkaltete, gasreiche Lava Hohlräume gebildet hatte. Fast nirgends jedoch findet sich an einem Strom die eine oder die andere Form allein, sondern immer vereint er eine Vielheit der Bildungserscheinungen, der die außerordentliche Gestaltungsfähigkeit der flüssigen Materie aufgeprägt ist.

Unser geschütztes Lavathal dient den Pinien des darunter beginnenden Pinal de la Guancha als Einfallpforte in das Hochgebiet der Cañadas. Einige verwetterte Vorposten sind bis über die Felsen der Boca hinaus auf dem Lavastrom vorgedrungen und dürften zur Zeit die einzigen Bäume sein, die innerhalb der Region des Teydecirkus stehen; freilich nur innerhalb der Region, wo dereinst der Teydecirkus gewesen ist, wo aber seit seiner Zerstörung auch etwas andere klimatische Verhältnisse eingetreten sein werden. Dem Vormarsch der mutigen Eindringlinge in Feindesland mit dem Auge folgend, sah ich oben über der Boca mit einemmal den Gipfel des Pico Viejo und dahinter die Spitze des Pik auftauchen. Seit meiner Rundschau vom Ringwall am Sombrerito hatte ich den letzteren nicht mehr aus den Cañadas, sondern nur vom Wenzegipfel aus gesehen. Jetzt kam er wieder in derselben Schlankheit und Eleganz zum Vorschein wie im Osten und Süden, und in einen noch schöneren Schneemantel waren hier im Nordwesten seine Schultern und Flanken gehüllt als auf den anderen Seiten. Noch dominiert der nähere breitere Pico Viejo in dem Doppelbild, aber seine Oberherrschaft dauert nicht mehr lang.

Über eine weitere mächtige Lavamauer hinweg klettern wir zu einem kohlschwarzen Strom von mattglänzenden glasigen Laven hinab und werden in 1974 m Höhe sofort von dem Schatten (tt 7°, tn 4½° um 10 Uhr) der herrlichen Pinien des Pinal de la Guancha umfangen, dem dichtesten, größten und schönsten Pinienwald von Tenerife. Das dichte, braune Polster der weichen Nadeln dämpft den Schall unsrer Tritte, unzählige

Fruchtzapfen vermodern — denn von 1800 m an beginnen uns die erſten leichten Nebel zu umwehen — in dieſer ſchon beträchtlich feuchten Zone langſam zu Humus, begierig und tief atmen wir den würzigen Harzduft ein und befreien die Augen vom Druck der grauen Brillen, die bisher unerläßlich geweſen ſind. Noch wächſt kein Waldunterholz, keine Schattenflora am Fuß der Pinien; nur die Codeſoſträucher ſcharen ſich ſtellenweiſe zu einer dichteren Gruppe. Anfangs begleitet uns zur Rechten noch ein Stück eines alten phonolithiſchen Felswalles, der wohl noch



Die Nordweſtſeite des Pik und des Pico Viejo, vom Lomo de Vega (1575 m) aus. (Im Vordergrund der Pinal de la Guancha.)

zur Baſis der Cirkusmauern gehört haben mag, aber bald verſchwindet er, wir reiten in 1763 m Höhe an der aus brennend roten Aſchen aufgeſchütteten Montaña colorada vorbei, die ſonnbeſchienen (tt 7°, tn 5½° um ½12 Uhr) prächtig aus dem Dunkelgrün des Waldes hervorleuchtet, und betreten, immer weiter im Wald, bei 1575 m den breiten Lavarücken Lomo de Vega, der bis in die Kulturregion hinunterführt.

Hier erſcheint plötzlich im Rückblick wieder der Pik, und diesmal beherrſcht er das Bild, während rechts von ihm der Pico Viejo in die gebührliche Trabantenſtellung zurückgetreten iſt. (S. obenſtehende Abbildung.) Er wie das obere Drittel des Pik und der beide Gipfel

verbindende Sattel funkeln im Schneeglanz der Mittagssonne. Am weitesten herab reichen die Schneefelder auf den Nordhängen des Pik, am wenigsten tief auf dem oberen Teil des Lomo de Vega, der als ungeheurer dunkler Lavastrom aus den Nordwestflanken des Pico Viejo hervorbricht und in einer riesigen Kurve, erst hoch gewölbt, dann immer mehr sich verbreiternd, nach Norden hinunterläuft, wo er die Icod-Mulde westlich begrenzt. Seine schwarzgrauen Massen heben sich in prachtvollem Kontrast von dem schneeweißen Hintergrund der großen Kegelberge ab, davor ragt der rote Aschenberg der Montaña colorada aus dem satten Grün des Pinienwaldes, und über allem spannt ein leuchtender Hochgebirgshimmel sein tiefblaues Gezelt aus: eine wunderbare Symphonie der Farben und Formen, in deren Genuß ich eine halbe Stunde schwelgen durfte.

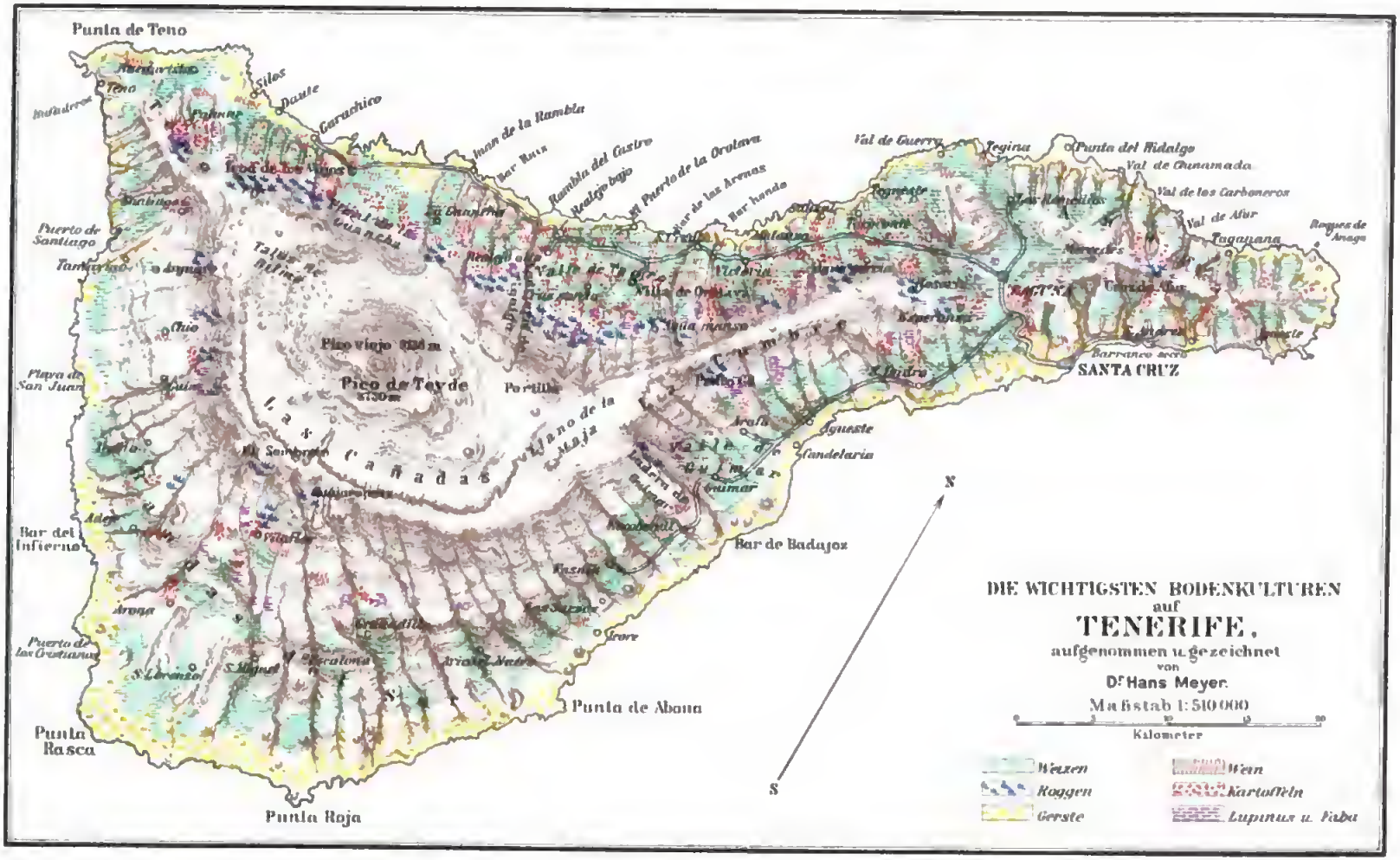
Unterdessen war es Mittag geworden, es hatte sich ein kräftiger Nordwestwind (Stärke 6) vom Unterland herauf erhoben, und von ihm hervorgerufen erschienen die mittäglichen dicken Nebelballen, die dem Schauspiel schnell ein Ende machten. Weiter und tiefer reiten wir in den im Winde ganz heimatlich sausenden Pinienwald hinab und erhaschen nur selten noch einen freien Blick auf den, je weiter wir nordwärts vordringen, desto höher, breiter und grandioser sich aufbauenden Pik. Im Wald selbst haben wir wieder Gelegenheit, über die Kraft und Zähigkeit der mit dem harten Lavaboden kämpfenden Organismen zu staunen. Von dem Auftrieb der Wurzeln und Stämme der Pinien werden die mächtigsten Obsidianblöcke auseinander gesprengt und füllen sich in den Klüften mit Grus und vegetabilem Humus, in welchem kleine Stauden und Sträucher sich festsetzen und an dem Zerstörungswerke weiterarbeiten können. Die Bäume sind durchschnittlich sechzig- bis achtzigjährig, haben viel jungen Nachwuchs und stehen viel dichter (8 bis 12 m) als in den Pinienwäldern der Südseite Tenerifes, wo es freilich Baumriesen gibt, wie man sie hier vergeblich sucht. Höchst charakteristisch im Gegensatz zu den Pinalen von Süd-Tenerife sind aber die langen Zotten und Fahnen grauer feiner Bartflechten, die von ca. 1550 m Höhe an hier überall von den Ästen wehen und sich oft auch an der Nordseite der Stämme angesetzt haben. Sie bringen deutlich zur Anschauung, daß sich diese nördliche Gebirgsseite einer viel größeren Feuchtigkeit erfreut als die Südhälfte, und daß die feuchten Winde und Nebel vorwiegend von Norden herauf gezogen kommen.

Als erster Bote der Kultur begegnet uns hier eine kleine Ziegen-

herde, die es ſich in den würzigen Bergkräutern wohl ſein läßt. Halbwild und ſcheu entziehen ſie ſich der Hütung des Hirten, ſobald es die Jahreszeit erlaubt, und ſchweifen mit Vorliebe in den Cañadas umher. Ein wahrer Typus eines Bockes von alter Guanchenraſſe führte die Herde an, mit langgedrehten Hörnern, einem ehrwürdigen Bart und einem zottigen Behang, der wie eine Löwenmähne über ſein van-Dyk-braunes Fell hing.

Nachdem bei 1396 m die oberſten Erikaſträucher als Unterholz des Pinals aufgetreten ſind, verſchwinden allmählich die Codeſoſträucher, denen bis dahin das Feld gehört hatte, und eine halbe Stunde ſpäter ſtehen wir, während gleichzeitig die unterſte Nebelgrenze erreicht iſt, bei 1286 m am unteren Rand des Pinienwaldes (tt $16\frac{1}{2}^{0}$, tn 11^{0} um $\frac{1}{2}$2 Uhr) an einem prachtvollen Ausblick oſtwärts hinunter auf die weite, von Dörfchen, Gärten und Feldern beſäete Mulde von Icod und auf das goldig glänzende Weltmeer, und hinauf zum himmelhohen Pik, deſſen ganze, unvergleichlich großartige Nordſeite zwiſchen dem Ringwallreſt der Fortalezafelſen im Oſten und dem Lavawall des Lomo de Vega im Weſten als eine einzige gigantiſche, von keiner ſtärkeren Stufenbildung unterbrochene Böſchung 3730 m hoch langſam durch alle Klimazonen der Erde zum Ocean hinunterſinkt.

Links, im Weſten, laſſen wir den roten breiten Stumpfkegel Sorragorda liegen, an dem die oberſten Weizen- und Kartoffelfelder dieſer Gegend bis zur Spitze bei 1350 m aufſteigen. In 1235 m Höhe erſcheinen die oberſten Lorbeerbüſche (Lorbeerbäume gibt es hier längſt nicht mehr) und Adlerfarne, und in 1103 m Höhe reiten wir an dem oberſten Gehöft mit den erſten Lupinenfeldern vorbei, wo neben den letzten Pinien die oberſten Kaſtanien ſtehen. Die Sonnenwärme in dem offenen Gelände nimmt nun ſchnell zu. Steil fällt das Terrain zu dem uns aus der Tiefe des Thales freundlich entgegenlächelnden Städtchen Icod ab. Wie ein Paradies erſcheint uns, die wir aus den Wüſten des Hochgebirges und der Bandas del Sur kommen, das herrliche, von allen Kulturen feuchter ſubtropiſcher Zonen bedeckte Nordgelände der Inſel. (Siehe die beigeheftete „Karte der wichtigſten Bodenkulturen auf Tenerife.“) Bei 930 m treten wir in die höchſte Region der Weiden, Cypreſſen und Feigen ein, laſſen in 792 m Höhe die letzten vereinzelten Erikaſträucher über uns und erreichen bei 530 m die oberſte Grenze des Weinſtocks, der Mandeln, Pfirſiche, Pflaumen und Nüſſe. Etwa 200 m höher zu unſrer


DIE WICHTIGSTEN BODENKULTUREN
auf
TENERIFE,
aufgenommen u. gezeichnet
von
Dr Hans Meyer.
Maßstab 1:510 000
Kilometer
Weizen
Roggen
Gerste
Wein
Kartoffeln
Lupinus u. Faba
Punta de Teno
Silos
Daute
Garachico
Puerto de Santiago
Playa de San Juan
Bar del Infierno
Puerto de los Cristianos
Punta Rasca
Punta Roja
Punta de Abona
Bar de Badajoz
Candelaria
Agueste
SANTA CRUZ
Barranco secco
Val de Guerra
Tegina
Punta del Hidalgo
Val de Chinamada
Val de los Carboneros
Val de Afur
Taganana
Roques de Anaga
Pico de Teyde
Las Cañadas
Valle de Guimar
Puerto de la Orotava
Bar de las Arenas
Bar hondo
Rambla del Castro
Realejo bajo
Juan de la Rambla
Bar Ruiz
Portillo
Villa de Orotava
Victoria
Arafa
Guimar
Icore
Arona
Adeje
Chio
Tamaraceite
Tegueste
Las Mercedes
Las Rosas
Las Sarzas
Fasnia
Granadilla
Escalona
Arriaga
S. Lorenzo
S. Miguel
N
S

Linken stehen die obersten Palmen (palma canariensis). Bei 420 m erscheinen die ersten Orangen in den Gärten, der erste Hauslaub an den Felsen und auf den Dächern, bei 334 m betreten wir die Zone des Mais, der Bananen, Tomaten, Kürbisse, Erbsen, und um vier Uhr reiten wir in die stille Hauptstraße von Icod (Kirchplatz 245 m) ein, wo unsere müden, durstigen Tiere am ersten Brunnen endlich ihren zweitägigen brennenden Durst löschen können.

Ich aber fand in dem kleinen, urgemütlichen Hotel ingles, das dem idyllischen Charakter von Icod trefflich entspricht, nicht nur ein luftiges, mit herrlicher Aussicht auf den Pik und das Meer begabtes Azotea-Zimmer (d. h. auf dem flachen Dach), sondern auch die erste, längst und heiß ersehnte Post aus der Heimat, deren gute Nachrichten mir die schönste Einweihung zu dem am nächsten Tag bevorstehenden Osterfeste waren. Und als ich an der kleinen Abendtafel noch eine sehr nette englische Familie mit einer liebenswürdigen jungen Verwandten, die sich bald als deutsche Landsmännin entpuppte, kennen lernte, da empfand ich nach den Mühen und Arbeiten der vorausgegangenen Tage den Reiz einer guten Unterhaltung in angenehmer Gesellschaft als wahrhaft labende Erquickung. Schon wegen dieses auf Canarien-Reisen leider recht seltenen Genusses gehört die Erinnerung an den dreitägigen Osteraufenthalt in Icod zu den freundlichsten, die ich an Tenerife bewahrt habe; nicht minder wegen des täglich und stündlich sich erneuernden Naturgenusses im Anblick des Pico de Teyde, der gerade hier am großartigsten in Erscheinung tritt.

Wenn ich am späten Nachmittag auf dem flachen Dach vor meinem Zimmerchen in stiller Ruhe saß, vor mir am Geländer und an der ganzen Wand des Haushofes Tausende von leuchtenden Purpurblüten der prächtigen Schlingpflanze Walbergia ihren berauschenden Duft ausströmten, dahinter im Nachbargarten eine wundervolle stolze Araukarie ihre dunkelgrünen, feinfiederigen Zweige schirmend ausbreitete, und das Auge langsam aus den palmenbestreuten Fruchtgefilden hinauf wanderte zum dunklen, in der Ferne immer duftiger werdenden Pinienwald, dann über ihn hinanstieg zu den tief zerfurchten Lavahängen des Pik und sich endlich emporschwang zu den blinkenden, weiten Schneefeldern bis auf die Spitze des fein geschnittenen Pitonkegels, während aus dem fernen Unterland der dumpfe Donner der Meeresbrandung in rhythmischem Wachsen und Fallen herüberdrang, dann war das Ideal erfüllt,

das ich mir immer von der erhabenen Schönheit Teneriffes erträumt hatte.

Allmählich ging der ſonnige Tag zur Rüſte, langſam ſchoben ſich die grauen Schatten der Dämmerung am Gebirge empor, immer dunkler und höher, bis zuletzt nur noch das Schneehaupt des Pik im mild roſigen Abendlichte ſchimmerte. Dann wurde auch dieſes vom bläulichen Duft der ſinkenden Nacht übergoſſen, färbte ſich tiefer und matter und zerfloß ſchließlich am finſteren Nachthimmel zu einem weſenloſen Schatten, dem ſehnenden Auge des Menſchen entrückt bis zu ſeiner ſtrahlenden Auferſtehung am nächſten Morgen. Lange aber hing noch mein Blick an jener Stelle des dunklen Firmamentes, wo nun die erſten Sterne zu flimmern begannen, und vor dem geiſtigen Auge zogen in langer Reihe die Bilder der Erlebniſſe der letzten Tage vorüber, von den heißen Bandas del Sur hinauf zu der Lavawüſte der Cañadas und zur kalten Höhe des ſchneeigen Pico Viejo.

10. Der Pico de Teyde.

Von Orotava über die Montaña blanca zum Gipfel des Pik.

Die Wintermonate 1893/94 waren für die Hochregion Teneriffes ungemein schneereich gewesen. Der Pik hatte Ende März noch einen dichten Schneemantel auf seinen Schultern, und bis herab zu 1900 m, auf dem ganzen oberen Grat der Cumbre bis zum Pedro Gil hin, lagen noch zahlreiche Schneeflecken. Allerorts begegneten deshalb meine Erkundigungen nach der Möglichkeit einer Pikbesteigung im Winter nur einem bedauernden Lächeln und der bestimmten Erklärung, daß bei solchen Schneeverhältnissen der Gipfel des Pik schlechterdings unzugänglich sei. Während der Pik im schneefreien Frühling und Herbst allwöchentlich und auch von Damen ohne große Schwierigkeit bewältigt wird, da man dann bis über Dreiviertel seiner Höhe hinaufreiten kann, hat ihn noch niemand im Winterschnee bestiegen. Kein Führer und kein Arriero hat daher genügende Erfahrungen im Schneesteigen; sie können darum nur als Wegweiser dienen, während das Fortkommen auf den Schneefeldern der Praxis des Reisenden selbst überlassen bleibt.

In diesem Jahr hatte sich überhaupt noch niemand am Pik versucht. Ich war jedoch bei unserm Mitte März ausgeführten Ritt von Orotava durch die Cañadas nach Vilaflor zu der Überzeugung gekommen, daß die Beschaffenheit des Schnees keineswegs so schlecht war, wie ihn die Canarier schilderten, und beschloß deshalb, bald den Besteigungsversuch zu machen. Bestärkt wurde ich in dieser Absicht namentlich durch meinen verehrten Freund, Herrn Garteninspektor Wildpret in Orotava, der während seines 30jährigen Aufenthalts auf Tenerife den Pik mehr als ein dutzendmal bestiegen hat und im Jahr 1870 auch eine herbstliche interessante Schneetour zum Gipfel des Pik gemeinsam mit Prof. Ernst Haeckel aus Jena ausgeführt hat. Als anfangs April einige schwere Gewitterstürme den Pik von neuem und diesmal noch weiter herab als

vorher mit Schnee überzuckert hatten, wartete ich nur noch einige Tage, bis sich der Neuschnee einigermaßen gesetzt hatte, und erklärte dann meinem wackeren Arriero José, daß er am Morgen des 5. April sich mit seinen beiden Maultieren zur Piktour bereit halten solle. Wir wollten auf dem gewöhnlich bei Pikbesteigungen eingeschlagenen Pfad, der von Orotava über Cruz Santa hinauf zum Monte verde, der Erikaregion, und dann nördlich vom Portillo in den Cañadascirkus und über die Montaña blanca zur Ostseite des Pikkegels führt, so weit hinaufreiten, wie es die Verhältnisse nur erlaubten, dann die Maultiere mit einem zweiten Arriero zurücklassen und zu Fuß unser Glück weiter im Schnee versuchen. José willigte zögernd ein, nachdem ich ihm eine verlockende Extrazulage in Aussicht gestellt hatte, und brachte schließlich am Abend vor unserm Aufbruch noch einen jungen kräftigen Burschen, Antonio, als zweiten Arriero zur Stelle, der sich ebenfalls für einen ordentlichen Zuschuß zum üblichen Führerlohn bereit erklärte, bei den Maultieren während unsrer Schneetour auf uns im Hochland zu warten.

Das Ziel unsrer Expedition, der Pik, war in den letzten Tagen hinter trüben Wolkenschichten unsichtbar gewesen. Nun zu dem am 4. April stattfindenden Mondwechsel sollte sich die Witterung nach Aussage der canarischen Wetterpropheten gründlich ändern, aber wie bei uns zu Haus, so sieht man sich auch hier in diesen Erwartungen fast immer getäuscht. Zwar hatte der Mond bei vielversprechender Klarheit des Nachthimmels sein erstes Viertel angetreten, aber der Morgen des 5. April war trüb und regnerisch wie zuvor, der Wind hatte sich sogar von Nordost nach Nordwest gedreht, war also in den anerkannt zuverlässigsten Regenbringer Teneriffes umgeschlagen, und manches Kopfschütteln, mancher spöttische Zuruf begleitete uns, als wir früh um 6 Uhr durch die naßkalten Straßen von Villa Orotava davon ritten.

Das Packtier Amarillo, mit Decken, Proviant und Instrumenten beladen, voran, hinter ihm zu Fuß der zweite Arriero Antonio, der sich mit hohen Ledergamaschen und einer kräftigen Lanza als Bergstock gewappnet hatte, dann ich auf meinem braven Moreno, im Wettermantel und beständig mit Uhr, Aneroid und Notizbuch hantierend, hinter mir zu Fuß „Don José“ in neuen Felsschuhen, dicker Wolljacke und ebenfalls mit einer Lanza versehen, und am Schluß Josés kleiner stämmiger Graupintscher Confianza, zu dessen Leistungsfähigkeit sein Herr unbegrenztes Vertrauen hatte: So zogen wir in die graue Morgenland-

ſchaft hinein. Wie drei Wochen vorher, als wir zu den Cañadas hinaufritten, wanderten wir erſt auf leidlichem Weg bis zum Dorf Cruz Santa in horizontaler Richtung quer über die ganze Oſthälfte der Taoromulde hin, dann aber links abbiegend auf dem miſerabel ſteinigen Pfad, dem Camino del Brezal, der ſich faſt immer an dem Weſtrand des Barranco de la Raya hält, direkt hinauf zum Brezal, zum Erikawald.

Vor drei Wochen war freilich auf dieſer Tour unſre Stimmung roſiger geweſen. Damals lachte uns die von allen Reizen eines canariſchen Frühlingsmorgens verklärte Landſchaft ins Herz hinein; heute blitzt nur verſtohlen einmal ein Sonnenſtrahl durch das Wolkengrau, und je weiter wir hinauf kommen, deſto dichter umziehen uns die Nebel, deſto eindringlicher rieſelt leichter Regen (von 1745 m an) auf uns herab. Das karge Geſpräch berührt deshalb immer nur die Witterungsausſichten und die Möglichkeit der Pikbeſteigung; im übrigen hört man bloß die ſtereotypen Zurufe der beiden Arrieros an die langſam ſchreitenden Maultiere: „anda moreno“ (geh, Brauner), „arre amarillo“ (weg da, Gelber), „'scho mul' ascho“ (vorwärts, Mulo, vorwärts), „mul' ac' ascho“ (komm her, Mulo) u. ſ. w. Heute läßt José nicht ſein ſtillvergnügtes Pfeifen vernehmen, ſelbſt ſeine geliebte Cigarrette hängt ihm ohne Brand mißmutig im Mundwinkel, und auch die Tiere naſchen nicht wie ſonſt im Vorübergehen von Gras und Kräutern, ſondern ſcheinen einzig darauf bedacht, möglichſt bald über die naßkalte Wolkenregion hinauszukommen.

Das iſt wirklich begreiflich, denn mit jedem weiteren Schritt zur Höhe fühlen wir den Regen in größeren Tropfen fallen, bis er ſchließlich zu einem regelrechten Platzregen ausartet. José ſcheint aber darüber mehr erfreut als ärgerlich. Er erklärt: „Wenn es hier ſo ſtark regnet, dann haben wir oben auf den Cañadas heißes, klares Wetter“, und damit hat er recht, denn je wärmer es von oben auf die vom Seewind herbeigeführten, feuchten Nebel herabbrennt, deſto mehr müſſen ſie ſich zu Niederſchlägen verdichten. Man erkennt dieſe Wirkung der Temperaturdifferenzen ja ſchon an der Geneſis der erſten Wolkenbildung hier oben; immer erſcheinen die erſten Wölkchen dicht am Rand der Hitze ſtrahlenden Cañadas, von wo aus ſie ſich wachſend allmählich auch abwärts ſenken.

Noch ehe wir aus der Regenzone herauskommen, treffen wir oberhalb der Erikaregion im Gebiet des Codeſo und der Retama auf die erſten

Schneeflecken in ca. 1875 m Höhe. Sie liegen an geſchützten Stellen neben großen Lavablöcken, in Waſſerriſſen und unter Retamabüſchen, wo ſie der Wirkung von Sonne und Regen ſtand halten können; auf den Nordſeiten zahlreicher und größer als auf den der Sonne zugekehrten Südſeiten. Es iſt lauter Neuſchnee von den vor acht Tagen niedergegangnen Gewitterſtürmen. Und als wir nun aus dem wallenden Wolkenmeer langſam aufſteigen in die trockne, ſonnenbeſtrahlte Hochregion am Außenrand des Cañadascirkus, da taucht plötzlich in blendender Schneeweiße die Rieſenpyramide des Pik vor unſern ſtaunenden Augen über die dunklen Felſenzacken des Cirkusrandes empor, und wir ſehen mit einem Blick, daß er trotz der letzten heißen Tage noch einen ziemlich intakten Schneemantel trägt, über dem nur die hohen, dunklen Obſidianſtröme als ſchwarze Bänder herabwallen. Bis herunter auf die Bimsſteinflächen der Cañadas reicht der Schnee in großen Feldern, und die Nordwände der ſüdlichen Cañadasumwallung ſowie die oberſten Grate der Cumbre bis zum Pedro Gil hinüber ſind auf der Nordſeite von großen und kleinen Flecken weiß geſprenkelt; im ganzen eine etwa 6000 Fuß hohe Schneeregion. Angeſichts dieſer Schneemenge erklärt José ſofort: „Bis zur Alta Viſta können die Tiere nicht hinauf. Wir wollen froh ſein, wenn wir ſie bis zur Eſtancia de los Ingleſes bringen.“ Wie wir aber von dort aus allein weiter zum Pikgipfel gelangen könnten, darüber ſchweigt er ſich wohlweislich aus.

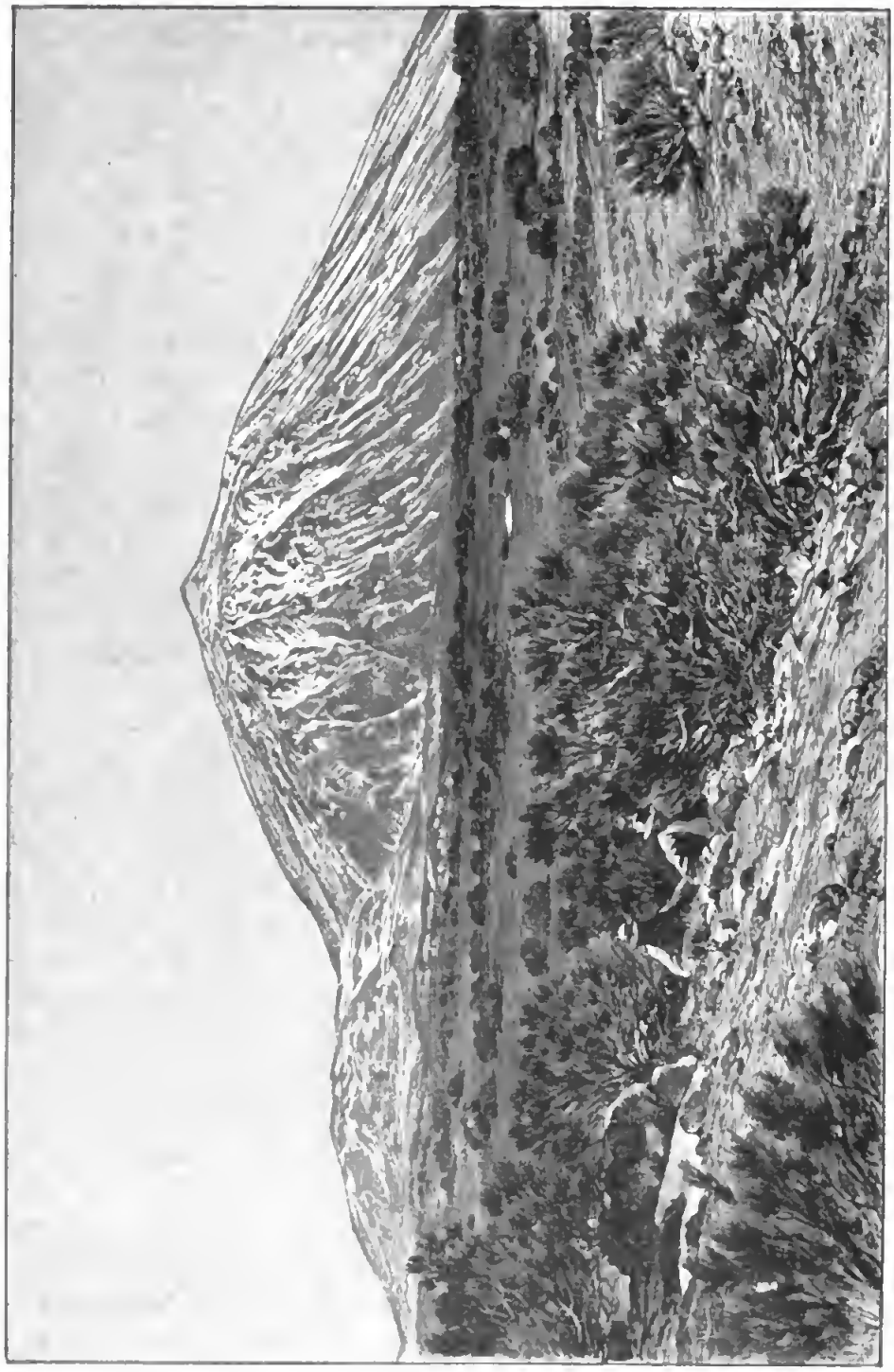
Nach dem langen, naſſen Regenmarſch iſt es uns zunächſt in der außerordentlich trocknen Luft hier oben und in dem warmen Sonnenſchein nicht weniger wohl als unſern Maultieren. Das Portillo, durch das wir vor drei Wochen in die Cañadas eingetreten waren, heute links d. h. ſüdlich liegen laſſend, ſchlagen wir die direkte Richtung zur Oſtſeite des Pik hin ein, klettern noch eine halbe Stunde auf nicht zu erkennendem, weil in dieſem Jahr noch nicht betretenen Pfad über wild durcheinander gewundene Lavaſtröme und Trümmerfelder bergauf und haben endlich den graugelben Bimsſtein des großen Cañadascirkus unter unſeren Füßen (2056 m).

Trotz der Schneeflecken, die nun hier in größerer Zahl an den Retamabüſchen und Felsblöcken lagen, und trotz der hochalpinen Schneelandſchaft des Pik und der fernen Cañadaswände fühlten wir uns doch nichts weniger als winterlich. Mit ſtechendem Brennen trafen die grellen Sonnenreflexe unſere Haut, und das Gefühl hoher Sommerhitze mehrte

sich von Minute zu Minute. Wie aber erstaunte ich, als ich $^3/_4$12 Uhr vom Psychrometer nur tt 11° und gar bloß tn $2^1/_2$° ablas. Ich hatte die Temperatur weit überschätzt und einzig die in diesen beiden Werten ausgedrückte enorme Lufttrockenheit nebst der in der klaren und dünnen Luft doppelt starken Strahlung hatte mein subjektives Gefühl getäuscht. Vor drei Wochen hatte drüben am Portillo in annähernd gleicher Höhe und zur gleichen Tageszeit die Temperatur tt 9°, tn $2^1/_2$° betragen, während die Thermometer an der oberen Grenze der Erikazone um 10 Uhr damals tt $7^1/_2$°, tn 7° im Nebel, heute tt $7^1/_2$°, tn 8° im Regen angezeigt hatten, unten in Villa Orotava jedoch beide Male um 7 Uhr früh auf 15° tt und tn gestanden hatten. Der ziemlich heftig wehende Nordwestwind vermehrte noch das Gefühl der Trockenheit, indem er den feinen Bimssteinstaub aufwirbelte und von Lippen und Wangen die transpirierte Feuchtigkeit schnell wegführte, sodaß sich die Haut schnell runzelte und die Augen brannten.

Eine Erfrischungsrast that uns drum allen um Mittag not, da wir von Orotava bis hier herauf noch keinmal in sechs Stunden geruht hatten. Jenseits der hier wie an mehreren anderen Stellen der Cañadas „Estancia de la Cera" (Wachsstation) genannten Cañadasfläche, wo im Mai zur Blütezeit der Retama von den Isleños Bienenstöcke aufgestellt werden, sattelten wir in 2130 m Höhe eine halbe Stunde lang ab, entzündeten mit dem leicht brennenden Retamaholz ein prasselndes Feuer und ließen uns heißen Thee und kaltes Fleisch munden, während die Maultiere mit Lust an den frischen, wenn auch harten Trieben der Retamabüsche kauten. In aller Muße und bei bester Beleuchtung konnte ich hier die prächtige Hochregion photographieren. (S. umstehende Abbildung.) Nichts lebendiges schien sich heute außer uns in der Cañadaswüste zu regen. Aber auch diesmal wieder kreisten sehr bald einige bis dahin unsichtbar gebliebene Kolkraben dicht über unsern Häupten und stürzten sich sofort auf die Abfälle der Mahlzeit, als wir nach beendeter Rast nur wenige Schritte weitergeritten waren. Daß sie jetzt, wo der Schnee einen großen Teil ihrer Jagdgründe im Cañadascirkus bedeckte, gründlich ausgehungert waren, erklärt ihre Gier.

An der Veränderung des Terrains merken wir nun bald, daß wir die ebene Außenzone der rings um den Pik herumlaufenden Cañadas verlassen und uns direkt auf den Pik zu bewegen. Der Boden wird



Die Oſtſeite des Pik, von oberhalb der Eſtancia de la Cera (2130 m) geſehen. (Links der niedrige Vorberg Montaña blanca.)

immer welliger und hügeliger, denn unter der Bimssteindecke liegen immer mehr vom Pik und seinen Trabanten herabkommende Lavaströme, und immer höher steigt das Terrain zum Pik hin an. Aus dem graugelben, unter unsern Tritten Staubwolken aufwirbelnden Bimssteingrus gucken überall rotbraune, zackige Lavaschichten hervor, steil aufgerichtet durch die Thätigkeit mehrerer dazwischen liegender niedriger Eruptionskegel jüngeren Alters, und nur da, wo dieser feste Lavafels über oder dicht unter der Bimssteindecke liegt, haben die graugrünen, sperrigen Retamabüsche in dieser Wüste Wurzel schlagen können. In dem losen, leicht beweglichen Bimssteingrus selbst wächst gar nichts.

Bald taucht rechts von unserm Pfad, dessen Verlauf hier im Bimsstein wieder besser zu erkennen ist als weiter unten in den Lavafeldern, ein dunkelgrauer, ca. 40 m hoher, runder Stumpfkegel auf, die Montaña negra (Südfuß 2206 m), die ihren Krater nach dem Pik hin geöffnet hat. Dunkle Lavaströme schlängeln sich von ihr nach allen Seiten über die Bimssteindecken hin, sind also jünger als diese. Auch links, also südlich von uns starren in größerer Entfernung einige jüngere, kleine Kraterkegel, die Montañetas negras, über die wilden Lavafelder empor, die sich von dem östlichsten Vorhügel des Pik, der Montaña de las Rajadas oder de los Rastrojos, breit und finster herabsenken. Wir berühren aber alle diese rechts und links von unserm Pfad liegenden Lavaströme nicht, sondern streben immer langsam an dem welligen Abfall des hellen Bimssteinberges Montaña blanca hinauf, der von dem dunklen Lavarücken der Montaña de las Rajadas (Rastrojos) allmählich zu dem Steilhang des in dieser Landschaft übermächtig dominierenden Pik selbst hinüberführt.

Auf halber Höhe der Montaña blanca brechen ein paar zackige braunrote Lavafelsen, die Roques del Peral (Südfuß 2359 m), ca. 30 m hoch aus dem Bimsstein hervor, und hier begann der Schnee, der bisher in kleinen Flecken zerstreut gelegen hatte, sich zu geselligen Schneefeldern anzuordnen. Die Maultiere konnten nun der ihnen wenig Vertrauen einflößenden weißen Materie nicht mehr ausweichen und mußten den ersten Versuch auf dem Schnee selbst wagen. Er fiel wenig befriedigend aus. In den von der starken Insolation sehr erweichten Schneedecken, die durchschnittlich noch $^1/_2$ m dick waren, brachen die schweren Tiere mit ihren wenig Fläche bietenden Hufen fast bei jedem Schritt bis an den Bauch ein, während auf unseren breiten Schuhen unser leichteres Gewicht nur

wenig einſank. Die vor Aufregung und Anſtrengung ſchnaubenden und puſtenden Tiere wurden ſtörriſch, ſo daß ſie erſt nach mühſamem, anderthalbſtündigem Treiben, Schieben und Ziehen, unter viel Geſchrei und Fluchen der beiden Arrieros bis zur Höhe der Montaña blanca hinaufgebracht werden konnten.

Während die Mulos ausſchnaufen, laſſe ich die Augen, die in der letzten Stunde nur an den Tieren und Treibern gehaftet hatten, über die Umgebung ſchweifen. Von unſrer runden Bimsſteinkuppe aus trifft der Blick links, ſüdöſtlich unter uns auf den ca. 400 m tieferen, dunklen Lavarücken der Rajadas (Raſtrojos), der ſich als öſtlichſter Vorberg des Pik weit in die Cañadas hinaus vorſchiebt. Viele trachytiſche Lavaſtröme, ein jeder von mehr als 20 m Mächtigkeit und in Tauſende und Abertauſende von rieſigen Blöcken zerſprungen, wälzen ſich von ſeiner Höhe bergab, aber von einer Kraterſenkung iſt nichts zu ſehen; augenſcheinlich ſind die Ströme einer Spalte entquollen, die ſie ſelbſt wieder ausgefüllt haben.

Ebenſowenig iſt eine Kraterſenkung auf unſrer Höhe der Montaña blanca (2649 m) zu bemerken, die mit ſteilen Hängen unter 28° Neigung ihre loſen, hellen Bimsſteinfelder nach Oſten zu den dunklen Rajadas (Raſtrojos) hinabſchiebt. Und doch haben die ungeheuren Bimsſteinmaſſen hier ihren Ausgang genommen. Nach Nord, Oſt und Süd ſenken ſich ihre vielfach aufgeſchloſſenen Schichten thalwärts, häufig von blaſigen Hohlräumen durchzogen und an der Oberfläche von ei- bis kopfgroßen Stücken überdeckt, deren weißgraue Haufen im Nordoſten, gegen den Fuß des Pik hin, von den Isleños geſammelt und zum Export nach Orotava hinabgetragen werden. Vom Rand dieſer Bimsſteingruben her leuchtet uns ſogar eine kleine von den Sammlern erbaute Steinhütte (casilla de los pedreros) entgegen, die ich ſofort zum Nachtquartier für unſre Maultiere auserſah, falls dieſe nicht bis zur Hütte der Alta Viſta hinaufſteigen könnten.

Nun aber vorwärts zum Pik ſelbſt hin, damit die Entſcheidung über Vorgehen oder Zurückkehren bald falle! Die Sonne hat ſchon längſt den Scheitelpunkt überſchritten, und wir haben noch viel Ungewiſſes vor uns. Einige Minuten von der Höhe der Montaña blanca nach Weſten leicht hinab, und wir ſtehen endlich am Oſtabhang des Pik, am bimsſteinbedeckten Lomo tieſo (2770 m), der nun als lange Schutthalde mit 18—20° Steigung in die Höhe führt. Über ihm iſt der

oberſte Pikkegel, der Piton, ganz verſchwunden. Drohend aber hängen von oben einige koloſſale, furchtbar zerklüftete Trachyt- und Obſidianwälle herab, deren kohlſchwarzer, matter Glanz von dem ſtumpfen Gelbgrau des unterliegenden Bimsſteins und vom reinen Weiß des Schnees geradezu unheimlich abſticht. Durch die Wölbung der Montaña blanca ſind ſie von ihrem geradlinigen Verlauf abgelenkt worden und wälzen ſich vor ihr nach Süden und nach Norden weiter zur Cañadaebene hinab. Aber von ihren oberen Wällen ſind zahlreiche hausgroße, ſchwarze Blöcke auf die hellgrauen Bimsſteinflanken der Montaña blanca herabgerollt, wo ſie im Lauf der Zeiten von Froſt, Hitze und Wind angeſplittert und ſo abgerundet worden ſind, daß ſie L. v. Buch mit großen „Glasthränen" vergleichen konnte. Wo aber durch die atmoſphäriſchen Kräfte friſche Sprünge und Riſſe entſtanden ſind, da kommt das harte Geſtein in meſſerſcharfen Kanten und Spitzen zum Vorſchein. Ein ſchaliges Ablöſen der ganzen Oberfläche jedoch, wie ich es an den Lavahügeln des Kilimandſcharo vielfach beobachtet habe, ſcheint hier durch die glaſigere Beſchaffenheit des Geſteins und durch die geringere Intenſität der denudierenden Kräfte nicht zu ſtande zu kommen.

Während wir uns da noch umſchauten, polterte zu unſrer Rechten mit Krachen und Pfeifen und dicke Staubwolken aufwirbelnd eine Steinlawine über die Abhänge herunter und mahnte uns zur Vorſicht. Da das Reiten an dem von Schneeflecken überſäeten Steilabfall des Lomo tiefo ohnehin aufhörte, verteilten wir das Gepäck gleichmäßig auf beide Tiere und begannen, ſie über das loſe Geröll und den weichen Schnee hinauf zu ziehen und zu treiben. Es war ein böſes Stück Arbeit. Wie vorher, ſo brachen ſie auch jetzt auf jedem Schneefeld bis an den Bauch ein, was wegen der viel größeren Steilheit des Terrains höchſt bedenklich wurde. Während ich mich ſo mit meinem „Moreno" abplagte, ſah ich plötzlich, wie der größere und ſchwerere „Amarillo" im lockeren, von Schneewaſſer durchſickerten Bimsſtein den Boden unter den Füßen verlor und auf die Seite fallend bergab rutſchte, indem er den hinter ihm ſtehenden Joſé mitriß. Ein Schrei entrang ſich uns beiden anderen, und ſchon gab ich Führer, Tier und Gepäck verloren; aber hinzuſpringend konnten wir doch noch an einem Steinblock die Bewegung der Geſtürzten hemmen, das Tier kam einige Meter weiter wieder auf die Beine, und die gefährliche Arbeit begann von neuem.

So ging es anderthalb Stunden lang fort bis zu einem ſchmalen

Absatz am Hang des Lomo tieso, wo wieder wie unten an der Montaña blanca ein paar hausgroße, von höheren Lavafeldern herabgestürzte Trachytfelsen auf dem hier rötlichen Bimssteingrus liegen. Im Schutz dieser Felsen (2960 m) wurde ehedem von den Pikbesteigern die Nacht zugebracht, woher der Platz den hochtrabenden Namen „Estancia de los Ingleses“ (englische Station) erhalten hat. Kohlenreste, zerbrochene Flaschen, leere Sardinenbüchsen und dergleichen lagen umher, aber die an den Felsen angehäuften hohen Schneewehen machten den „englischen

Blick von der Estancia de los Ingleses (2960 m) auf die Cañadasebne und die südlichen Ringmauern mit dem Guajaragipfel (2715 m.) (Im Hintergrund das weiße Passatwolken-Meer.)

Hof“ darum nicht einladender. Nur die Aussicht auf den tief unten liegenden Teydecirkus und auf das ferne weiße Wolkenmeer war prachtvoll. (S. obenstehende Abbildung.) Ich drängte zum Weitergehen. Menschen und Tiere unsrer kleinen Karawane waren freilich sehr ermattet, und es bedurfte aller denkbaren Überredungskünste, um nach einiger Erholung die beiden Arrieros mit den Mulos noch ca. 100 m höher hinaufzubringen, wo in 3053 m Höhe eine zweite kleine Stufe mit großen runden Felsblöcken den Berghang absetzt; es ist die „Estancia de los Alemanes“ (deutsche Station), deren Name mir deshalb besser gefiel als jener der unteren Station, weil er andeutet, daß die „Alemanes“ gewöhnlich den Berg vor ihrer

Raſt ein Stück höher beſteigen als die „Ingleſes“. Wenigſtens pflegen das die meiſten hierher kommenden Deutſchen jetzt zu thun. Urſprünglich ſtammt aber der Name Eſtancia de los Alemanes aus den Zeiten Humboldt's und L. von Buch's. Früher boten hier noch einige Retamabüſche dem Reiſenden Brennholz, wie an einigen übrig gebliebenen Wurzelreſten zu ſehen iſt. Jetzt reicht die Retama nur bis zur Eſtancia de los Ingleſes, wird aber auch da bald ausgerottet ſein. Jedenfalls liegt die obere Verbreitungsgrenze der Retama bei der Eſtancia de los Alemanes in ca. 3050 m Höhe.

Hier ging es nun ſchlechterdings mit den Maultieren nicht weiter; das ſah ich ein, denn die Bimsſteine verſchwinden, der Steigungswinkel des Berges wird größer (28—30°) und nur ſteile, große Schneefelder und ſchroffe, zerriſſene Lavawälle ſtarren uns von oben entgegen. Die Tiere wurden alſo abgeſattelt, die Sättel und ein Teil des Gepäckes unter einem großen Felsblock geborgen und der zweite Arriero, Antonio, mit den nun unbelaſteten Mulos zur Hütte der Bimsſteinſammler nach der Montaña blanca zurückgeſchickt, von wo er am nächſten Vormittag wieder heraufkommen ſollte, um uns nach beendeter Pikbeſteigung abzuholen. Wir beiden anderen bepackten uns mit den Inſtrumenten, Proviant und Wolldecken, eine ſchwere Laſt, die nur durch unſre Rucksäcke zu bewältigen war, und ſetzten die Kletterei weiter fort. Wir waren aber dennoch nicht allein, denn uns begleitete Joſés kleiner Pintſcher Conſianza, der ſich von ſeinem Herrn ebenſowenig trennen wollte wie ſein Herr von ihm.

Die Sonne war unterdeſſen hinter dem Pik verſchwunden, und mit der wachſenden Gewalt des von Nordweſt herunter wehenden Windes begann es merklich kälter zu werden: tt $^1/_2{}^0$, tn $-2^1/_2{}^0$ um 3 Uhr Nachmittags. Von der Spitze des Pik iſt während des ganzen Anſtieges nichts zu ſehen. Stets erblickt man über ſich nur ſteile, lange Schneefelder und drohend herabhängende ſchwarze Trachyt- und Obſidianfelſen. Je weiter wir nun aber hinaufkamen, deſto härter und haltbarer fand ich den Schnee, ſo daß ich bald nur noch auf dem Schnee anſtieg, während Joſé, gänzlich unbekannt mit der Schneetechnik wie alle Isleños, beharrlich ſeinen Weg in und über die Felſen ſuchte.

Ich war daher meinem Begleiter und ſeinem ihn nie verlaſſenden Hund weit voraus, als ich eine Stunde über der Eſtancia de los Alemanes die ſchwarzen Lavawälle von rechts und links einander ſich nähern ſah

und plötzlich da, wo ſie zuſammentreffen, vor mir auf einem Terrainabſatz ein graues längliches Steinhäuschen auftauchen ſah: die „Alta Viſta“ (3270 m). Sehr wohnlich ſah es freilich nicht aus, denn mächtige Schneewehen reichten über Thür und Fenſter faſt bis ans Dach, und als endlich José hinzukam, der den Schlüſſel beſaß, mußten wir erſt gehörig mit den Bergſtöcken und Händen bohren und ſchaufeln, ehe wir eindringen konnten. (S. untenſtehende Abbildung.) Das zwanzig Schritt lange und acht Schritt breite Häuschen iſt vor drei

Die Alta Viſta (3270 m) im Schnee.

Jahren von einem in Orotava wohnenden Engländer, Mr. Toler, erbaut worden, an der Stelle, wo vom Jahr 1856 her die Reſte einer Hütte geſtanden hatten, in welcher der engliſche Aſtronom Piazzi Smyth einige Sommerwochen gewohnt und gearbeitet hatte. Das Häuschen ſteht auf einem niedrigen Sockel und iſt in drei Räume geteilt, von denen einer für die männlichen, einer für die weiblichen Touriſten, der dritte für die Führer und Treiber beſtimmt iſt. Als Stall dient dann ein hinter der Hütte ſtehender, halb offener Holzſchuppen, der vorher die alleinige, immerhin höchſt willkommene Unterkunft hier oben geboten hatte; jetzt war er vom Schnee zu drei Vierteilen verſchüttet.

Da in jedem der drei Räume des Steinhäuschens ein paar Matratzen, ein Tisch und Stühle, ja sogar ein blechernes Waschbecken und ein Spiegel vorhanden sind, so könnte es ganz gemütlich sein, wenn ein ordentlicher Herd oder Ofen da wäre. So aber steht nur ein kniehohes, schlecht schließendes Eisenöfchen an der Wand, halb eingemauert, so daß nur die Vorderhälfte Wärme strahlen könnte, und viel zu klein für das Gelaß. Wir sahen uns deshalb bald gezwungen, auf dem gestampften Steinboden mitten im Raum ein offenes Feuer von unserm mitgebrachten Retamaholz (— in der Umgegend gibts kein Holz mehr —) anzuzünden, das zwar hell brannte, aber wenig wärmte und schnell die Hütte mit erstickendem Rauch derartig erfüllte, daß wir die Thür fortwährend offen lassen mußten. Doch brachte ich nach einigem Experimentieren wenigens einen heißen Thee und eine heiße Erbssuppe mit Wurst zu stande, wodurch uns Qualm, Husten und Augenbrennen erträglicher wurden. Zu jener stimmungsvollen Gemütlichkeit aber, wie sie in ähnlichen Lagen selbst in der elendesten Berghütte unserer Alpen allmählich einzutreten pflegt, kam es trotzdem und selbst beim Tabakspfeifchen nicht. Zur offenen Thür pfiff der eiskalte Wind herein (tt — ½°, tn — 4½ um 4 Uhr 15 Minuten) und blies uns Funken und Asche ins Gesicht; und dazu beunruhigte mich mehr und mehr der Gedanke an den nächsten Morgen, da ich ja der Leistungsfähigkeit Josés auf dem Schnee durchaus nicht sicher war.

Inzwischen war es später Nachmittag geworden. In rötlich goldigem Licht lagen die östlichen Cañadas tief unter uns. Dorthin allein ist von der Alta Vista die Aussicht frei, denn im Norden und Süden schließen die hohen Lavaströme den Fernblick ab, und im Westen geht's zum Pik hinauf. Hinabschauend den Steilhang zur Estancia de los Ingleses und Montaña blanca sehen wir das rote und braune Lavagewirr des Cañadasbodens, mit kleinen becherförmigen, offenmäuligen Kratern da und dort, und jenseits davon die langen, regelmäßig geschichteten Wände der großen Ringmauer mit ihren nischenartigen Ausbuchtungen. Nach links läuft das hohe Rückgrat der Insel, die Cumbre, purpurn in die rosa angetönten Wolkenbänke des Hochlandes hinein, und nur einige aus den Wolken aufragende Kraterkuppen verraten, wo der Verlauf der Cumbre hingeht. Überall sind die Cañadaswände nach außen begrenzt durch das rosig bestrahlte, in endlose Weite ziehende Wolkenmeer, auf das wir wie auf ein ungeheures, leicht gewelltes Flach-

land hinabſchauen, und am Horizont dämmern in zart violetten Tinten die breiten, über das Wolkenmeer klippenartig aufragenden Bergkuppen der Inſel Gran Canaria. Wo dort die Wolkendecke etwas auseinanderwich, ließ eine feine lange Linie den Meereshorizont mehr ahnen als erkennen. Eine Bewegung des Waſſers war aus dieſer Entfernung nicht mehr zu unterſcheiden, und die Wolken ſchienen unmittelbar auf der Meeresfläche zu liegen, während ſie doch faſt 2000 m hoch darüber ſchwebten.

Die Luftklarheit war auffallend geringer als noch am Mittag; offenbar hatte der ſtarke Nordweſtwind eine Nebelſchicht von Bimsſteinſtaub über die Oſthälfte des Cañadascirkus ausgebreitet, und dem Sonnenreflex auf dieſen feinen Staubnebeln verdankt die Landſchaft gerade ihr prächtiges, intenſives Farbenſpiel. Die Staubtrübung iſt hier am ſtärkſten und auffallendſten im Sommer nach lange anhaltender Trockenheit. Dann liegen die Staubnebel in horizontalen Schichten über den Cañadas und ſtrecken ſich viele Meilen weit übers Meer hinaus. Nur der obere Teil des Pico de Teyde und des Pico Viejo ragen klar darüber empor. Vermehrt die Staubſchicht auch den Reiz der athmoſphäriſchen Farben, namentlich bei Sonnenuntergang, außerordentlich, ſo beeinträchtigt ſie doch anderſeits die Durchſichtigkeit der Luft ſo ſtark, daß aus dem Unterland monatelang trotz wolkenloſen Nachthimmels weder das Zodiakallicht noch die Milchſtraße zu ſehen ſind. Jetzt nach den winterlichen Schneefällen gab es aber nur wenig Staub.

Rechts und links und hinter uns verdeckten die hoch aufgetürmten ſchwarzen Obſidianwälle des Pik alle Ausſicht nach Weſten, Süden und Norden, aber oſtwärts in das immer farbiger erglühende große Naturbild zu unſern Füßen ſchob ſich nun mit ſinkender Sonne immer weiter ein dunkel violetter, ſcharf begrenzter Keil hinein, von Minute zu Minute an Größe und Dunkelheit wachſend: es iſt der Schatten des Pik. Bald drang er auch über die Cañadas hinaus in das Wolkenmeer vor, auf deſſen gelblich roſigem Grund er ſich wahrhaft plaſtiſch abhob, und als ſchließlich die Sonne unterging, hatte er die ferne Inſel Gran Canaria erreicht, wo ſeine Konturen verſchwammen. Im Sommer iſt an der Spitze dieſes Schattendreiecks wiederholt ein orangegelber Schein beobachtet worden, der durch die Lichtbrechung der dem Gipfelkrater des Pik entſteigenden Dämpfe hervorgerufen wird. Jetzt im Winter bemerkte ich dieſe Erſcheinung nicht, vermutlich weil auch auf dem Gipfel ein

heftiger Wind wehte, durch den die Dämpfe sofort weggeblasen wurden. Daß etwa die Dampfentwickelung vorübergehend ruhe, konnte ich nicht annehmen, da ich die zarten weißen, fortwährend vom Gipfel fortflatternden Wölkchen deutlich von den Cañadas aus bemerkt hatte, während von anderer Wolkenbildung keine Spur zu sehen war.

Nach Sonnenuntergang und nach Schluß des großartigen Schauspiels suchten wir unser Feuer wieder auf. Ich legte noch die Minimumthermometer zur Messung der nächtlichen Luft- und Bodentemperatur aus und braute dann einen Blechtopf voll Glühwein, aus dem wir gemeinsam Erwärmung vor dem immer stärker werdenden Wind schlürften. Der Wind wehte infolge der nun schnell eintretenden Erkaltung der oberen Bergregionen als echter Bergwind an der Ostseite des Pik aus West nach dem wärmeren Unterland hinab. Als ich um 7 Uhr noch einmal das Schleuderthermometer kreisen ließ, ergab sich tt -2^0, tn $-6\frac{1}{2}^0$, und der Weststurm brauste mit der Stärke 7—8 um die Hütte. Der Sternhimmel aber strahlte in so ruhigem, stetigem Licht, als seien die Gestirne lauter Planeten. Nicht einmal der Sirius zeigte ein merkliches Flimmern in der dünnen trockenen Atmosphäre unserer 3270 m betragenden Bergeshöhe. Von den seitlichen Oscillationen der Sterne, die Humbold seinerzeit weiter oben am Berg beobachtet hatte, war natürlich garnichts zu bemerken, denn hier gibt es keine dem Boden entsteigenden Wasserdämpfe wie oben, durch deren Einfluß auf die nächste Atmosphäre das Phänomen entsteht, dessen wahres Wesen merkwürdigerweise ein so genialer Beobachter wie Humboldt nicht erkannt hat.

Die Trockenheit der ganzen bis an die Grenzen der Cañadas reichenden Hochregion ist erklärlicherweise im Sommer noch viel größer als im Winter; hat doch O. Simony in einer zehntägigen Periode des August auf der alten Vista eine Schwankung der relativen Feuchtigkeit zwischen 9% und 71% beobachtet. Diese Trockenheit hat ihre unablässig wirkende Ursache eben in jenen allnächtlich wehenden Bergwinden, die aus den trocknen obersten Bergeshöhen große Massen trockner Luft in die niederen Regionen führen, ohne daß sie dort in den wasserlosen Cañadas durchfeuchtet werden könnten. Sie erhitzen sich am Tage und steigen wieder auf, indem sie auch die von den Seewinden herbeigeführten feuchten Nebel allseitig zerstreuen. Die Luftdünne aber war in unsrer Höhe so groß, daß sie sich in der Nacht an mir und José unangenehm fühlbar machte. In unsre Decken gehüllt lagen wir nahe dem Feuer

auf den Matratzen, aber aus dem ersehnten und sehr notwendigen Schlaf wurde nichts; José klagte über bohrenden Kopfschmerz, und ich hatte so starke Herzbeklemmungen, wie ich sie selbst auf dem Kilimandscharo in viel bedeutenderer Höhe nicht gefühlt habe. Der eisige Nachtwind zwang uns, gegen Mitternacht die Thüre zu schließen, aber bald nötigte uns der Rauch und Kohlendunst, sie wieder zu öffnen, und als wir schließlich eine Stunde geschlummert hatten, schreckte uns das jammervolle Geheul des Hundes empor, der sich an den glimmenden Kohlen den Schwanz verbrannt hatte. So war es nun am besten, das Feuer wieder anzufachen und plaudernd den Tagesanbruch zu erwarten.

Draußen war der Nachthimmel absolut klar geblieben. Lange vor Tagesanbruch, schon um 5¼ Uhr, schießt im Osten der schiefe Lichtkegel des Zodiakallichtes auf. Langsam breitet sich dann in flachem Bogen der schwach bläuliche Schimmer der Dämmerung über den östlichen Horizont, vom Zodiakallicht hoch überragt. Der Dämmerungsbogen wächst höher und höher und bekommt, während die Linsengestalt des Zodiakallichtes ziemlich schnell verschwindet, allmählich einen rötlichen Anflug, der nach ein paar Minuten von einem gelben Schimmer überzogen wird. Breiter und breiter zieht sich der Dämmerungsbogen über den Osthimmel und färbt sich am Horizont immer tiefer orange, während er oben, wo er nun auch in die Breite wächst, einen kalten graugrünlichen Ton bekommt, der aber eine enorme Leuchtkraft hat. Von der Gegendämmerung können wir wegen des Pikkegels nichts sehen. Jetzt steigt aber das Licht vom Himmel auch auf die Erde herab. Die Felsen treten aus ihren nächtlichen Schatten zögernd heraus, unter uns heben sich die Cañadaswände von den noch tieferen Wolkenschichten leise ab, und stellenweise errät man weit draußen auch das Meer. Die Kuppen und Grate von Gran Canaria strecken aus ihrem eignen Wolkenkranz ihre Häupter noch dunkel empor. Nun aber flammt im Osten ein intensiver Gelbschein auf, der das untere Rot ganz verwischt, während oben die kalte Lichtregion ein rosenroter Schimmer überfliegt, dessen feine Strahlen hoch ins zarte Blau des Firmaments hinaufschießen. Da endlich blitzt der Rand der Sonnenscheibe über dem Horizont auf, aber gedämpft durch die Dunstschichten, die draußen über dem Meere liegen.

Nun ging's flink an den Aufbruch. Durch einen heißen, mit geschmolzenem Schnee bereiteten Thee, der, aus unserm einzigen Kochtopf genossen, vom Abend her lieblich nach Erbssuppe und Glühwein schmeckte,

flößten wir unſern ſteifen Gliedern wieder Gelenkigkeit ein und machten uns um ¾6 Uhr, nach Möglichkeit verbunden und verpackt, auf den Weg. Auch diesmal ging die kleine treue Confianza mit.

Vor der Hütte nahm ich die Minimumthermometer auf, die eine nächtliche Lufttemperatur von —4½°, eine Bodentemperatur von —3½° (1 cm unter der Oberfläche) angaben, ſetzte die nun unerläßliche Schneebrille auf, während ſich Joſé die Augen durch ein Stück Schleier verwahrte, und zog das Sturmband meiner Wollmütze feſter an, denn es blies uns immer noch bitterkalt, wenn auch ſchwächer als am Abend und in der Nacht, vom Pik herunter aus Weſten entgegen. Als ich dabei, dem Wind abgewendet, auf die Sonne hinausſchaute, die ſich erſt wenig über den Horizont erhoben hatte, traute ich meinen Augen kaum, denn anſtatt eines Sonnenballes erblickte ich zwei übereinanderſtehende Sonnenſcheiben, deren untere verſchwommener, lichtſchwächer und röter war als die obere. Im erſten Augenblick dachte ich an eine merkwürdige Luftſpiegelung, aber bald erkannte ich, daß die untere Sonne nichts anderes war als das Spiegelbild der oberen, das die Meeresoberfläche reflektierte. Der Waſſerſpiegel ſelbſt war zu dunſtig, als daß man ihn hätte genau erkennen können, aber der ſtarke Lichtreflex durchdrang die Dunſtſchicht, und ſo ſchien wirklich eine Doppelſonne über den Horizont aufzuſteigen. Je höher jedoch das Tagesgeſtirn ſtieg, deſto breiter verſchwamm ihr Spiegelbild, bis es nach zehn Minuten ganz verſchwunden war.

Unmittelbar hinter der Alta Viſta ſchließen ſich die ſchwarzen Obſidianſtröme zu wilden Wällen von ebenſolcher Steilheit (30°) zuſammen wie von der Eſtancia de los Alemanes herauf zur Alta Viſta. „Malpays“ (ſchlechtes Land) nennt der Isleño bezeichnenderweiſe dieſe Pikabhänge. Doch hatte der hohe Schnee die tiefer liegenden Partieen zwiſchen den einzelnen Lavarücken prächtig ausgeebnet, ſo daß mir um das Fortkommen nicht bange war. Im Sommer erfordert der Aufſtieg durch das Malpays nur geſunde Lungen und kräftige Kniee, denn dann kann man einer Spur folgen, die von den Isleños begangen wird, wenn ſie aus der weiter oben gelegenen „Eishöhle“ Eis oder aus dem Gipfelkrater Schwefel herunterholen. Dieſe Spur iſt hier wie in allen andern Steinwüſten der Inſel freilich faſt nichts als eine Richtungsbezeichnung durch gelegentliche kleine Steinhäufchen, die von den Isleños und den Führern hier und dort auf einen Felſen geſetzt ſind. Ein Neuling in

dieſem Gebiet wird ſie nie zu erkennen vermögen; wenn man aber tage- und wochenlang ſein Augenmerk hauptſächlich auf Steine, Steine und Steine gelenkt hat, bemerkt man die geringſte Abweichung von der natürlichen Formation und entdeckt die kleinen künſtlichen „Steinmandln“ ſofort. Joſé ſuchte dieſe Spur zwiſchen den Felſen auf und verlor unnütz viel Zeit und Kraft mit ſeiner Felſenkletterei, während ich mich an die offenen Schneefelder hielt, wo ich auf dem ziemlich harten, gut tragenden Firn mit Hilfe des Bergſtockes ziemlich ſchnell, trotz des ſtarken uns entgegenſtürmenden Windes, vorwärts kam. Langſam entſchloß ſich mein Führer, meinem Beiſpiel zu folgen, und fand ſich bald in die ungewohnte Klettermethode, obwohl ſeine breitſohligen, unbenagelten Isleñoſchuhe ſeinem Tritt bei weitem nicht die Sicherheit gaben wie mir meine beſchlagenen Bergſtiefel. Nun, da ich ihn glücklich auf dem Schnee hatte, war ich des Erfolges unſerer Beſteigung ſicher.

Freilich hatte das Steigen im Schnee auch ſeiu Mißliches, denn an vielen Stellen lag er nur dünn über den Riſſen und Klüften der Obſidianfelſen, ſo daß wir mehrmals bis an die Bruſt gleichwie in unterliegende Gletſcherſpalten einbrachen und uns an dem meſſerſcharfen glaſigen Geſtein einige lange Riſſe in Stiefeln und Schienbeinen zuzogen. Wo jedoch der Schnee zwiſchen den hochragenden parallelen Obſidianwällen, die ganz wie unſere alpinen Moränen die Schneefelder begleiten, höher lag, da trug er ausgezeichnet. Er war an der Oberfläche weich genug, um der eindrückenden Schuhſohle Halt zu gewähren, und darunter hart und körnig wie alter Firn. Dabei war die Oberfläche, je höher wir hinaufdrangen, deſto mehr von lauter kleinen wellenförmigen Mulden überzogen, deren Kämme im allgemeinen nordſüdlich verliefen und am tiefſten dort ausgeprägt waren, wo der Wind den freiſten Zutritt hatte. Ihm verdanken ſie wohl vorwiegend ihre Entſtehung. Von Schichtung des Schnees bemerkte ich nur wenige Spuren; im ganzen erſchien er mehr homogen. Gar nicht vorhanden waren jene mitunter im Herbſt an den Felſen ſich bildenden feder- und roſettenförmigen Eisblätter, die frühere Reiſende, z. B. Prof. Haeckel, in Bewunderung verſetzt haben. Sie fehlten, wahrſcheinlich weil jetzt keine heißen Winde wehen, durch die ſie ſonſt ausgeſchmolzen werden. Ohne Wellenformen und jetzt am frühen Morgen eiſig verglaſt war aber die Schneeoberfläche an allen windgeſchützten Stellen, wo während des Tages weniger die Luftſtröme als die Sonnenſtrahlen an ihr ſchmelzen und zehren.

Die viel genannte Eishöhle (Cueva del hielo) bei 3366 m rechts laſſend, wo ſich in einer Lavagrotte der im Winter hineingewehte Schnee den ganzen Sommer über als Eis erhält, zum Nutzen der kühlungsbedürftigen Unterlandsbewohner und der waſſerdurſtigen Pikbeſteiger, klommen wir eine Stunde lang ohne Raſt von Stufe zu Stufe, von Lavaſchicht zu Lavaſchicht, von Schneefeld zu Schneefeld empor. Es will einem erſt nicht recht einleuchten, daß in dieſem lockerſten Geſtein, wo jeder Regenguß ſpurlos in die Tiefe verſchwindet, und wo es deshalb nirgends eine Spur von Waſſererоſion gibt, den ganzen Sommer über in der ſogenannten Eishöhle ſich Waſſer halten ſoll. Aber die Beſchaffenheit der Höhle löſt das Rätſel. Sie iſt weiter nichts als ein erloſchenes großes Blasloch des Pik, eine Narix, ähnlich wie es am Weſtabhang des Pico Viejo vorkommt. Ehe ſich die Spannung der Dämpfe in dem ſeitlichen Loch, das heute der Eingang iſt, Luft machte, hat der Dampfdruck die Innenflächen der einſt plaſtiſchen Lavamaſſe gerundet und geglättet und durch die Preſſung den Untergrund ſo gedichtet, daß das kompakte Geſtein kein Waſſer durchläßt. Noch heute dringt im längſten der drei Arme, in die ſich die Höhle verzweigt, aus einer Wandſpalte Waſſerdampf hervor.

Bei unſerm Aufſtieg an der Höhle vorbei haben wir die unteren Teile des Pikkegels und die Cañadas längſt hinter den Lavarücken und Schneewällen der nächſten Umgebung außer Sicht verloren, aber der Gipfelkegel, der Piton, erſchien noch immer nicht. Jede höher oben gelegene Lavaſchicht bildet eine neue Stufe der zur Baſis des Gipfelkegels, zur Rambletta, hinaufführenden Rieſentreppe, jede Stufe verdeckt wieder die Ausſicht nach oben.

Endlich paſſieren wir bei 3530 m ein paar kleine Spalten im Boden, die in kurzen Intervallen unbedeutende heiße Dampfſtrahlen (54°) ausſtoßen und ſich deshalb jetzt mit einem ſchönen Bogen dichten, blauen Eiſes überwölbt haben, und wir wiſſen nun, daß wir in der Nähe der Rambletta ſind. Hier an dieſen, von den Pikbeſteigern fälſchlich Narices del Teyde, Naſenlöcher des Teyde, genannten Dampflöchern (— die eigentlichen Narices del Teyde liegen weſtlich vom Pik unter dem Pico Viejo bei der Chahorra —) haben wir die erſten Spuren der noch wirkenden vulkaniſchen Thätigkeit vor uns; weiter unten iſt aller Vulkanismus erloſchen. Schon deshalb fühlen wir uns dem noch unſichtbaren Kratergipfel näher und eilen mit gehobener Stimmung und erneuter Kraft weiter.

Nach einigen Minuten, um ½8 Uhr, treten wir endlich auf den Abſatz der Rambletta (3570 m) hinauf, wo nun mit einemmal der oberſte Eruptionskegel, der Piton (Horn) oder Pan de Azucar (Zuckerhut), vor uns ſteht. Er iſt, wie wir ſchon von den Cañadas aus geſehen haben, ſehr klein im Verhältnis zum ganzen Berg; er mißt nur 140 m.

Man hat bisweilen den Piton des Pik mit dem Aſchenkegel des Veſuv verglichen und danach berechnet, daß der Gipfelkegel des Teyde nur etwa 1/27, der des Veſuv aber über 1/3 des ganzen Berges ausmache. Der Vergleich iſt aber falſch, denn wie der Gipfelkegel am Veſuv vom Atrio del Cavallo bis zum Gipfel gemeſſen werden muß, ſo am Teydepik von den Cañadas bis zur Spitze. Was am Veſuv das Atrio del Cavallo am Fuß der Somma iſt, das ſind am Pik von Tenerife die Cañadas am Fuß des großen Ringwalles. Dann ergibt aber der Vergleich ein anderes Reſultat:

Pik von Tenerife	Bergeshöhe 3730 m	Ringwall, Guajara 2710 m	Cañadas, Pilas 2160 m	Gipfelkegel 1570 m
Veſuv	Bergeshöhe 1280 m	Somma 1110 m	Atrio del Cavallo 800 m	Gipfelkegel 480 m

Der Gipfelkegel des Pik, der eigentliche Pico de Teyde, von den Cañadas bis zur Spitze gemeſſen, ſtellt alſo 5/12, der des Veſuv 3/8 der ganzen Bergeshöhe dar.

Der Fuß des Piton, die Rambletta, iſt meiſt als ein ausgeprägtes Plateau geſchildert worden. Ich ſah mich vergeblich nach einem ſolchen um. Nur eine ſchiefe ſchmale Stufe unterbricht leicht den langen Abhang zwiſchen dem Malpays und dem Piton, am meiſten auffällig dadurch, daß man mit einem Mal aus den brockigen, felſigen Lavatrümmern auf weichen Bimsſtein und Aſche hinaufkommt. Die ſchwarzen Obſidianfelder hören plötzlich an der Rambletta auf, denn ſie haben hier im alten Krater der Rambletta ihren Urſprung, von wo ſie ſich nach allen Seiten bergab ergoſſen haben. Später iſt aus dieſem einſtigen Krater der Pitonkegel hervorgewachſen und hat ihn allmählich durch ſeine Auswürfe zu der jetzigen Ramblettaſtufe ausgeebnet. Der Piton ſelbſt aber hat ſeinen feſten Kern trachytiſcher Laven mit einem loſen Mantel von graugelbem Bimsſtein überſchüttet, auf deſſen ſteilen (35—40°), ſehr durchläſſigen und an vielen Stellen von Dämpfen erwärmten Hängen ſich viel weniger Schnee halten kann als auf der ebneren Rambletta und auf den feſten Laven unterhalb der Rambletta. Insbeſondere auf der

Rambletta lag der Schnee in breiten ſtufenförmigen Abſätzen, wie ſie der Wind modelliert hatte, bis zu 1½ m hoch. (S. untenſtehende Abbildung.) Über ihm aber ragte der graugelbe, weißgefleckte Piton höchſt maleriſch in den dunkelblauen Morgenhimmel hinein. Von ſeinem Oberrand flatterten ununterbrochen feine weiße Wölkchen in die Luft, durch den ſtarken Wind fortgeweht wie der ſtiebende Neuſchnee von den Graten unſrer Alpenberge. Mag der oberſte Kegel beſchneit ſein oder ganz ſchneefrei daſtehen, immer hebt er ſich von ſeinem dunklen Unter-

Der Piton, von der Rambletta (3570 m) aus geſehen.

bau ganz hell ab und trägt deshalb ſeinen zweiten Namen „Pau de Azucar" (Zuckerhut) im Winter und Sommer mit gleichem Recht.

Der lockere Bimsſtein machte uns auf dem nun bis zu 40° ſich erhebenden Bergabhang noch tüchtig zu ſchaffen. Das loſe, vom ſchmelzenden Schnee erweichte Geröll rutſcht unter dem Fuß, und der Bergſtock findet keinen Halt. Während ich aber über die mühſame Arbeit unwillig war, äußerte ſich Joſé hoch erfreut, daß er nun den Schnee hinter ſich hatte, und übernahm zu guter Letzt wieder die Führung mit ſeinem unermüdlichen Pintſcher, indem er luſtig auf ſeinen breitſohligen Schuhen bergan ſtampfte. Von Bergkrankheit wie Kopfſchmerz, Schwindel, Atembeklemmung, Naſenbluten u. dergl. fühlten wir uns ganz frei. Kurz nach 8 Uhr klommen wir auf die oberſten, hellgrauen Felsblöcke des nord-

östlichen Kraterrandes, und hatten damit glücklich den Gipfel des Pik von Tenerife erreicht.

Mit Mark und Bein durchdringender Gewalt empfing uns nun aber der Nordoststurm, um so frostiger, als er durch seine große Trockenheit die unsre Haut schützende Dunstschicht der Transpiration ununterbrochen fortführte. Was mich jedoch an diesem Wind am meisten überraschte, war seine Richtung. Ich hatte hier oben in 3730 m Höhe nach den Regeln der Meteorologie und nach den Beobachtungen früherer Reisender bestimmt den Antipassat aus Südwesten erwartet, und nun wehte ein regelrechter Passatwind aus Nordosten. Es war dies auch keine nur vorübergehende Störung, denn der Nordost blies noch ebenso um 9 Uhr, als wir den Anstieg antraten, er wehte um 10 Uhr auf der Alta Vista, um Mittag auf der Estancia de los Ingleses, und als wir am Nachmittag die Cañadas bei Nordostwind passierten, sah ich deutlich, daß oben vom Kraterrand immer noch die Dampfwölkchen vom Nordostwind nach Südwesten fortgetrieben wurden. Auch während des ganzen Weitermarsches bis hinunter nach Orotava hielt der Passatwind an. Diese meteorologische Anomalie hat auch meine Höhenmessung des Pikgipfels einigermaßen beeinflußt. Gewöhnlich wird die Pikhöhe zu 3716 m nach den Messungen des französischen Astronomen Borda aus den Jahren 1771 und 1786 angenommen. Spätere Messungen, wie z. B. die von Piazzi Smyth und von O. Simony kommen mit 3717 resp. 3711 m den Borda'schen sehr nahe. Für nicht richtig halte ich dagegen nach den begleitenden Umständen die Höhenzahl 3761 m, welche die spanische geodätische Messung vom Jahre 1863 ergeben hat. Wiewohl nun meine Messung von 3730 m auf parallelen Basisbeobachtungen aus Santa Cruz beruht, glaube ich doch, daß in Anbetracht der am Tag meiner Gipfelmessung nicht normalen Luftdruckverhältnisse der Höhenregion mein Resultat einige Meter zu hoch ist, so daß es, wenn korrigiert, den Borda'schen Messungen sehr nahe kommt. Ich habe aber natürlich keinen Anlaß, jetzt willkürlich etwas daran zu ändern.

Auf unsrer vom Sturm umtobten Warte rasteten wir im Schutz der Felsen eine halbe Stunde. Die überall in kaum merklicher Intensität aus Rissen und Ritzen hervordringenden Wasserdämpfe haben mit ihrem Gehalt an schwefliger Säure, Schwefelwasserstoff und Kohlensäure das Gestein ganz weiß gebleicht und tief zersetzt, so daß man leicht das Thermometer unter die Oberschicht schieben kann. 1 cm unter der Ober-

fläche, wo keine direkte Dampfausströmung stattfand, zeigte jetzt nach 8 Uhr das Thermometer + 18°, während gleichzeitig die Luft eine Temperatur von tt —2½°, tn —6½° hatte. Bei klarstem Sonnenlicht konnte ich dann einige photographische Aufnahmen machen und eine genaue Peilung des Cañadascirkus ausführen. Das war eine außerordentlich dankbare Arbeit, denn die Übersicht aus unsrer Vogelperspektive war von so immenser Großartigkeit, wie ich sie nie von den Gipfeln unsrer Alpen, selbst nicht von der Spitze des Kilimandscharo je gesehen; großartig freilich weniger im Sinn einer sogenannten schönen Aussicht, — denn die reicht auf so hohen Bergen schon wegen der mit der Höhe wachsenden, das Licht trübenden Dunst- und Staubschicht nur selten in größere Fernen, war aber jetzt in der frühjahrlichen Luftklarheit Tenerifes noch in bevorzugtem Grade günstig — als vielmehr im Sinn des Erhabenen, Uberirdischen, Unendlichen, durch das die Phantasie erregt und das Gemüt im Tiefsten bewegt wird. In dem Bewußtsein, den Koloß überwältigt zu haben trotz seines Schnee- und Eispanzers, fühlt man sich als Herr über das ganze tief unten liegende Eiland, dessen beschränkte Ausdehnung ja auch der Blick völlig beherrschen kann. Und doch, wie klein fühlen wir uns Menschen bald angesichts der allgewaltigen Natur, die hier auf einem einzigen abgeschlossenen Landschaftsbild uns ihre unermeßliche Schöpfungskraft und Herrlichkeit erschauen läßt. Die tiefe Einsamkeit unsrer Höhe und die furchtbare, starre Öde unsrer Umgebung entrückt uns dann aber dem irdischen Dasein, und mit dem in unabsehbaren Fernen verschwindenden Meeresschimmer zieht die Seele fort in die Unendlichkeit.

Auf keinem andern Berg habe ich einen so starken Eindruck des Erhobenseins über das Unterland gehabt wie auf dem Pik. Steigt dieser ja doch unmittelbar aus dem Meer ohne lange Übergänge und größere Zwischenstufen zu mehr als 12,000 Fuß empor, während die Basis andrer Hochgebirge meist schon 2—3000 Fuß hoch liegt, so daß die Bergeshöhe um ebensoviel verkürzt erscheint. Hier hingegen schwebt man wie in einem Luftballon über Land und Meer; über 5700 □Meilen, gleich dem vierten Teil des Mutterlandes Spanien reicht das Gesichtsfeld, und wenn der Krater noch in Flammen stände, so würde der Pik, nach Humboldt's Berechnung, dem Schiffer in der Nacht 260 Meilen weit als Leuchtturm dienen. Kein Wunder, daß schon im Mittelalter, als der Pik nach Cadamosto's Bericht Feuergarben sprühte, die ersten italienischen Seefahrer, die über die Säulen des Herkules (Gibraltar)

hinaus nach Süden ſegelten, der Pik-Inſel den Namen „Iſola del Inferno“ (Hölleninſel) beilegten. Und ſehr erklärlich, daß die Spanier und Holländer durch den lange Zeit für den höchſten Berg der Erde angeſehenen Pik ihren erſten Meridian gezogen haben.

Das feſſelndſte Bild in dem ungeheuern Pikpanorama war mir aber nicht das in unendliche Fernen ziehende Meer, nicht die zwiſchen den Wolken ſichtbaren reizvollen Landſchaften des Tieflandes, ſondern der obere Teil des Teydegebirges ſelbſt, die furchtbare Schnee- und Lavaeinöde vom Gipfel bis hinab zum Rand des Cañadascirkus: Wir die einzigen menſchlichen Weſen auf dieſem gewaltigen Schauplatz der alles Leben vernichtenden, unterirdiſchen Feuersgluten; um und unter uns zunächſt die ſtarre vulkaniſche Natur des Rieſenberges, zum Tode erſtarrt in wilder Bewegung, ein ungeheueres Chaos kohlſchwarzer ſich thalwärts wälzender Lavaſtröme, nur unvollſtändig bedeckt mit dem Leichentuch der Bimsſtein- und der Schneefelder; unterhalb der düſteren Laven die hellſchimmernde, vom Neuſchnee weiß geſprenkelte Bimsſteinwüſte der Cañadas, umgürtet von den farbigen Steilwänden des ehemaligen Rieſenkraters, und rings um die Cañadas gelagert das im vollen Sonnenlicht erſtrahlende, blendend weiße Wolkenmeer, das aus unſrer Höhe ſo gleichmäßig in einer Fläche gelagert erſcheint, daß auch dieſes die Täuſchung einer ſchier endloſen, friſch beſchneiten Ebene hervorruft. Nur wenn man irgend einen näheren Teil ſcharf ins Auge faßt, ſieht man ihn mit den Luftſtrömungen in ſcheinbar ganz langſamer Bewegung hin- und herwallen, aber bis in die Cañadas flutet das Wolkenmeer faſt niemals hinein, denn dort löſt die heiße, trockene Wüſtenluft ſofort die Wolkenbildung auf. Das wolkenfreie Unland des Pikkegels iſt alſo immer noch groß genug, um niemals die von manchen ſentimentalen Reiſenden geheuchelte Empfindung aufkommen zu laſſen, als ſchaue man als letzter Menſch von der letzten höchſten Bergesſpitze dem Untergang der Welt in Meeresfluten zu.

Die Schicht der Landwolken läßt auf der dem Paſſatwind abgekehrten Südſeite der Inſel einen viel breiteren Streifen Landes frei als auf der Nordſeite. Aber gleichmäßig im Süden wie im Norden beginnt bald außerhalb der Küſte der Saum des Seewolkenmeeres, das, lockerer und offener als die Landwolkenſchicht und im Mittel 500 m höher gelegen als dieſe, ſich über die zwiſchen den unzähligen Cumuli durchſchimmernden Gewäſſer bis zum Horizont dehnt, wo es das

Himmelsgewölbe zu tragen scheint. Die gebirgigen Inseln schauen mit ihren Gipfeln aus dem Wolkenmeer heraus, aber die niedrigen, wie Lanzarote und Fuerteventura, liegen unsichtbar tief darunter.

Von Zeit zu Zeit reißt ein starker Luftstrom weit klaffende Lücken in die Decke der Landwolken, und nun schweift mit einem Mal der Blick wie in eine unterirdische Versenkung mehrere tausend Fuß weiter hinunter auf eine andere Welt, aus dem Reich des Todes in die Welt des Lebens: Zuerst auf blaugrüne Pinienhochwälder, die ihre äußersten einsamen Vorposten bis hart an den Rand der Cañadaswüste vorgeschoben haben, Feind dicht am Feind; dann auf die dunkelgrünen Erika- und Lorbeerbuschwälder, die in den zahllosen Barrancos und Terrainmulden fingerförmig in die tiefere, hellgrüne Kulturzone hineingreifen, noch weiter unten auf die lachenden saftigen Fluren des Niederlandes mit seinen vielen weißen Dörfchen und Städten der fleißigen Isleños, und endlich auf die von einem gerade noch sichtbaren schneeweißen Brandungssaum begrenzte dunkle Felsenküste und auf das lichtblaue, inselreiche Weltmeer, über dessen von den unzähligen Kumuluswolken belebte Fläche der Blick langsam dahingleitend höher und höher emporsteigt, bis er den in unsrer eignen Augenhöhe liegenden, vom leuchtenden Himmel kaum sich abhebenden Meereshorizont erreicht hat.

Aus solchen Inselhöhen überschaut, erscheint der zu immenser Ausdehnung angewachsene Ocean nicht mehr als die freundliche blaue See, die die Inselküsten schmückend umgürtet, sondern als eine selbstherrliche, übermächtige Naturgewalt, die mit den Inseln gleichsam spielt und jeden Augenblick imstande und bereit ist, die in ewiger Schaffenskraft erzeugten auch wieder zu verschlingen. Wie auf einer Riesensäule in einer gigantischen hellblauen Krystallschale stehen wir inmitten des ringsum so ungeheuer hoch gehobenen Meeres. Über seinem lichten Horizont verdunkelt sich allmählich wieder die Farbe des Firmaments bis zum tiefen Schwarzblau des Zeniths, das in unsrer luftdünnen, trockenen Höhe fast körperlich erscheint. Langsam kehrt vom Firmament der Blick wieder zu seinem Ausgangspunkt, dem Pikgipfel, zurück, und so durchschweifen wir mit einem einzigen Augenaufschlag alle Reiche der dichterischen irdischen Elemente Feuer, Erde, Wasser, Luft und sämtliche Klimazonen der Erde von den Palmen des Tieflandes bis zum Schnee des Pik, wie wir sie ja auch in einem einzigen Tage durchwandern können.

Der eisige Wind, der uns mit einer Temperatur von tt — $3\frac{1}{2}^0$,

tn — $6\frac{1}{2}^{0}$ umbrauſt, zwingt uns endlich, von der unvergleichlichen Rundſchau Abſchied zu nehmen. Wir wenden uns dem hinter uns ſich öffnenden Gipfelkrater des Pik zu und ſteigen in wenigen Minuten zum Boden des Keſſels (3690 m) hinab, von wo uns „Confianza“, die ſchon vorher dieſe wärmere Region aufgeſucht hat, vergnügt entgegenbellt. Der Krater iſt klein, nur 40 m tief und in ſeiner größeren Achſe von N.O. nach S.W. etwa 100 m lang, in ſeiner kleineren Achſe ca. 70 m

Die Südſeite des Pik-Kraters, mit Ausblick auf die ſüdlichen Cañadas-Ringmauern und das weiße Paſſatwolken-Meer.

breit, hat alſo einen faſt fünfmal geringeren Durchmeſſer als der des dreimal kleineren Veſuv. Die inneren Hänge und der Boden des Keſſels ſind wie ein alter Steinbruch bedeckt von meiſt weißgrauen, wenigen gelben und ziegelroten feinen Ablagerungen und von hellgrauen kantigen Blöcken, die, durch ſeismiſche Erſchütterungen vom Kraterrand herabgeſtürzt, nun den Kraterſchlund verſchüttet haben. (S. obenſtehende Abbildung.) Auf dem Kraterboden ſtehen keine von jenen kleinen Aſchen- und Schlackenkegeln, keine von jenen blaſigen Auftreibungen erhärteten Schlammes, wie ich ſie in mehreren Vulkanen Javas, der Philippinen

und Japans gesehen habe, und die das sichere Zeichen eines noch jungen Vulkanismus sind. Der Pik hingegen hat offenbar seit Jahrtausenden keinen Ausbruch aus seinem Gipfelkrater mehr erlebt; alle späteren Eruptionen haben sich an den tieferen Flanken des Berges aus neu geöffneten Spalten Luft gemacht.

Auf der Südseite des Kraters ist die Randmauer am meisten zerstört: dort liegt ihr Niveau nur 8 m über dem Kratergrund. Darunter steht nahe dem tiefsten Punkt des Kraters (3690 m) eine kleine runde Steinmauer, die von den Isleños als Schmelzofen für den im Krater gesammelten Schwefel errichtet worden ist, aber nicht mehr gebraucht wird, da die enorme Schwierigkeit des Transportes diese Arbeit natürlich sehr wenig rentabel machen kann. Östlich davon war jetzt die Dampfentwickelung aus dem Boden am stärksten. Während an vielen anderen Stellen nur vereinzelte Dampfwölkchen aus der Erde drangen, stiegen hier aus einem Dutzend nahe beieinander gelegener Löcher und Spalten heiße Wasserdämpfe auf, die zu einer kleinen Wolke vereint vom Wind über den Kraterrand weggeführt wurden. Wo aber kein Dampf an den Kraterwänden herausdrang, da lag auch im Krater, am meisten an der Nordseite, Schnee bis zu $^1/_3$ m hoch. Auf ihm wie auf den weißen Efflorescenzen der Dampfstellen fand ich einige tote Exemplare einer kleinen Fliege, die durch den aufsteigenden Wind in diese unwirtliche Höhe verschlagen waren. Sie waren die einzige Spur von Organismen hier oben, während im Sommer nicht nur verschiedene Arten vom Wind namentlich aus den retamablühenden Cañadas heraufgeführter Insekten, sondern auch der nach ihnen jagende Segler (Cypselus unicolor) und der Teydefink (Fringilla teydeana) im und am Gipfelkrater angetroffen werden.

Im Krater haben die von schwefeliger Säure, Schwefelwasserstoff und Kohlensäure getränkten Dämpfe an dem gebleichten morschen Gestein schwefelsaure Salze und Schwefelkrusten in feinen nadelförmigen Krystallen angesetzt, und erweitert man eines der Dampflöcher, so kann man leicht von seiner Innenwand schöne große oktaedrische Schwefelkrystalle losbrechen, wie sie von den Isleños gesammelt zu werden pflegten. An dreien dieser Fumarolen maß ich die Temperatur des ausströmenden Dampfes auf 85,2° C., wobei Vorsicht geboten war, denn aus einem und dem andern vorher nicht thätigen Spalt zischen plötzlich Dampfstrahlen hervor und brühen selbstverständlich sofort durch jedes

Kleidungsstück hindurch. Der unglückliche Hund Confianza hatte hierin gleich im Anfang so böse Erfahrungen gemacht, daß er uns nun winselnd oben am Kraterrand erwartete. Die Dampflöcher und -spalten waren übrigens nirgends groß, an keinem maß ich mehr als 9 cm, und nirgends trat der Dampf kontinuierlich, sondern immer nur stoßweise in ungleichen Intervallen von 2—6 Minuten hervor.

Angesichts dieser wenn auch nur noch geringen Anzeichen der vulkanischen Thätigkeit hat man doch den Eindruck, daß es nur einer einmaligen energischeren Dampfspannung bedarf, um den verschütteten Kraterschacht, aus dem jetzt der Dampf zwischen all den Steintrümmern hindurch in vielen kleinen Strahlen zur Oberfläche dringt, wieder frei zu machen. Diese Explosion kann wohl jeden Augenblick eintreten, würde aber außer im Krater selbst kaum Veränderungen am Pik herbeiführen. Gefährliche Eruptionen können freilich noch jederzeit in tieferen Bergesregionen losbrechen und die sorglosen Inselbewohner mit Schrecken daran erinnern, daß das Feuer des Pik noch nicht erloschen ist, aber der Teydepik selbst geht seiner endgiltigen Abkühlung entgegen; er ist nur noch in Solfatarenthätigkeit. Schon Humboldt glaubte an die Abkühlung des Kraters, und wenn auch nach ihm Berthelot 1830 eine erneute Erwärmung des Kraters beobachtet zu haben glaubte und französisch temperamentvoll in dem Gedanken an künftige Katastrophen sich ereiferte, so haben doch alle späteren Beobachter von einer neuen Erhitzung des Teydekraters nichts bemerkt. Der Pik ist im Erlöschen.

Aus dem Kratergrund stieg ich nach Abschluß der Messungen auf den Westrand der Gipfelcaldera hinauf, wo eine ca. 7 m tiefe Spalte in die Umfassungsmauer gerissen ist. Diese Kluft, an deren Durchschnitt die verschiedenen dem Gipfelkrater entquollenen und nach außen abfallenden Lavaströme übereinandergelagert und verschiedenfarbig zum Vorschein kommen, weist, wohl auch ursächlich, auf das selbständige vulkanische Gebiet am Westfuß des Pik hin; und mit einemmal öffnete sich mir da die schönste Übersicht über die Westseite des bisher verdeckt gewesenen Teydegebirges, vor allem auf den dieses ganze Landschaftsbild beherrschenden Pico Viejo im Vordergrund, an dessen weitem gähnenden Schlund ich einige Tage zuvor gestanden hatte. Erst von hier kann man seinen Zusammenhang mit dem Pik recht erkennen. Breit und schwer lagert sich sein stark gestutzter Kegel vor den Westhang seines jüngeren großen Genossen, des Pik, von dessen Rambletta sich die

dunklen langen Ströme der Piklaven zu ihm hinwinden. Sie erreichen aber seine Höhe nicht, sondern fließen, unter ihr nach rechts und links ausbiegend, zur Cañadasebene hinab, und bilden auf diese Weise zwischen den beiden Vulkanen einen breiten Verbindungssattel, der im niedrigsten Teil ausgeebnet und mit Bimssteinblöcken besäet und im übrigen von mehreren dunklen unregelmäßigen Obsidianhügeln besetzt ist. Halb haben die Lavamassen des größeren jüngeren Nachbar den Körper des Pico Viejo begraben, und der alte Vulkan erscheint niedrig von dem ihn hoch überragenden Pikgipfel aus, aber seine gewaltige Caldera verkündet seine einstige Übermacht, und wir wissen von unserm früheren Besuch her daß er von Westen und Norden gesehen einen majestätischen Gebirgsstock darstellt und mit seinen alten und neuen Lavaströmen und Nebenbergen dem Pik an Masse nicht sehr viel nachsteht.

Indem wir so vom Pik auf die von ihm halb verschütteten niederen, und älteren Kegel hinabblicken, drängt sich uns die Einsicht in seine Entstehungsgeschichte ganz von selbst auf. Sie verlief, kurz gesagt, so: 1) Entstehung zahlreicher kleiner Eruptionskegel in dem ursprünglich tieferen und zerklüfteten Kessel des Cañadascirkus und hierdurch Ausebnung des Kesselbodens; 2) Konzentrierung der Ausbrüche auf wenige, der West-Ost-Spalte aufsitzende Vulkankegel, (z. B. Pico Viejo, Montaña blanca, Montaña de los Rastrojos), höheres Wachsen derselben und höhere Ausfüllung und teilweise Überflutung (im Westen) des Kessels; 3) Stärkere Äußerung des Vulkanismus auf einer Stelle zwischen diesen Kegeln, Aufwachsen des Ramblettakegels und Überflutung eines großen Teils der anderen Kegel und der Kesselwände (im Norden); 4) Aufschüttung des Piton; 5) Ausbruch der Chahorra und ihrer historischen Lavaströme.

Nachdem ich zum Pico Viejo und zu den westlichen Cañadas hin Peilungen ausgeführt hatte, kehrte ich in den Pikkrater zurück. Hier war José gerade im Begriff, seine Schuhe auszuziehen, um vor dem Abstieg seine erstarrten Füße am Wasserdampf tüchtig zu wärmen. Als er nun das vom Schnee durchweichte Schuhwerk abstreifte, entdeckte ich zu meinem maßlosen Erstaunen, daß der Mann gar keine Strümpfe anhatte, sondern mit den nackten Füßen in den Schuhen steckte, so wie er im warmen Tiefland zu wandern pflegte. Nun war mir mit einem Mal seine unbegrenzte Abneigung gegen den Schnee klar. Ich drang natürlich darauf, daß er jetzt mein zweites Strumpfpaar, das er bisher als Handschuhe über seine Hände gezogen hatte, über seine unteren

Gliedmaßen zog, anstatt diese den heißen Dämpfen auszusetzen, und derartig besser für die Thalfahrt gerüstet, begannen wir kurz nach 9 Uhr den Abstieg.

Den treibenden Wind im Rücken, rutschten wir, ich mit jubelndem alpinen „Juhu", eiligst und bequem in dem losen Bimssstein, der uns bergauf so viel Mühe gemacht hatte, zur Rambletta hinunter. Dort auf den beginnenden großen Schneefeldern folgte jetzt José nach kurzem Zögern meinem Beispiel, stieß den Bergstock hinter sich in den Schnee und „fuhr" bald so gewandt auf den steilen Hängen „ab", als hätte er sich darin jahrelang in den nordischen Alpen geübt. Die kleine Confianza hingegen überkugelte sich erst ein paar Mal, setzte sich dann aber kluger Weise auf das Hinterteil nieder und ruderte sich förmlich mit den Vorderpfoten über den Schnee hinab, so daß sie kurz nach uns ebenfalls ans Ziel kam.

Bei so schneller Beförderung waren wir schon um 10 Uhr wieder an der Alta Vista, packten schnell unsre Decken, Instrumente und Proviantreste zusammen und nahmen leichten Herzens von der Hütte Abschied, in der wir eine so unerquickliche Nacht zugebracht hatten. Weiter ging es mit erwünschter Geschwindigkeit auf den steilen Schneefeldern bergab, und und schon $^1/_2$ Stunde später langten wir bei den Felsblöcken der Estancia de los Alemanes an, wo uns von weitem der Gruß unsres dritten Genossen entgegenklang, der kurz vorher mit den Maultieren wieder heraufgekommen war und schon den Frühstücksack bereit hielt. Das schmeckte nun vorzüglich nach gethaner Arbeit; namentlich der Gofio, den José im Lederbeutel auf seinen Knieen frisch anknetete, hat mir noch nie so gut gemundet wie diesmal. Zwar blies der Nordost noch mit hochalpiner Kraft, aber hier hatte er schon eine wesentlich höhere Temperatur (+ 6°) als oben, und im Schutz der hohen Felsen war es so behaglich warm, daß wir seines Brausens spotteten.

Er ließ uns indessen nicht abziehen, ohne uns ernstlich daran zu mahnen, daß die Naturkräfte nicht ungestraft ihrer spotten lassen. Als ich nämlich vom Rand des kleinen Plateaus aus einige photographische Aufnahmen der tief unter uns prachtvoll ausgebreiteten Cañadas machte und eben die letzte Platte einschieben wollte, sauste ein Windstoß um den schirmenden Fels, und mein schöner Apparat, der mir schon auf meinen langen süd- und ostafrikanischen Expeditionen treue Dienste geleistet hatte, lag 10 Fuß unter mir mit zerschmetterter Kassette auf den

Obſidianfelſen. Bis hierher, bis kurz vor das Ende meiner Teneriſe-Reiſe hatte ich ohne Unfall arbeiten können und 120 Aufnahmen gemacht. Nun konnte ich dem Schickſal ſogar noch dankbar ſein, daß das Mißgeſchick — und durch ein Mißgeſchick irgend welcher Art pflegt ja jede Reiſe erſt ganz perfekt zu werden — nicht ſchon früher eingetreten war.

Mit den Maultieren ging es anfänglich recht langſam weiter. Die Tiere hatten ſeit anderthalb Tagen keinen Tropfen Waſſer bekommen können, während wir uns leicht mit geſchmolzenem Schnee beholfen hatten, und waren von der ungewohnten Kälte tüchtig mitgenommen. Unten auf den Cañadas aber, wo uns der Nordoſtwind ſchon mit + 10° entgegenwehte, beſchleunigten ſie ihre Schritte, und als wir Mitte des Nachmittags in die feuchte Wolkenregion eintauchten, die uns nach dem langen Aufenthalt in der trockenen Höhe wie ein kühles Bad umflutete, ſchritten ſie trotz des elenden Pfades und trotz des bald herniederſtrömenden Regens ſo ſtetig und raſch bergab, daß die kleine Karawane ſchon vor 7 Uhr wieder in der gaſtlichen Villa Orotava einzog.

Hier hatte es während unſerer Abweſenheit faſt ununterbrochen geregnet, und da man glaubte, das ſchlechte Wetter habe ſich bis zur Hochregion hinauf erſtreckt, ſo begegnete unſer Bericht von der gelungenen Pikbeſteigung zuerſt ganz offenkundigen Zweifeln. Erſt als ich meine Skizze des Kraters vorlegte, meine Meſſungen mitteilte, die Schwefelproben aus dem Kratergrund vorwies und einige Photographien vom Gipfel entwickelte, überzeugte man ſich von der Wahrheit unſerer Ausſagen. Während ich dann im ſtillen Hotelſtübchen meine Notizen und Tagebücher ordnete, ließ ſich José mit ſeinem bergſteigenden Hund von ſeinen braven Landsleuten als Held des Tages feiern, und noch wochenlang bildete, wie ich ſpäter erfuhr, ein Hauptgeſprächsthema in der ereignisarmen Villa Orotava: die gelungene Winterbeſteigung des Pik durch Don José Bethencourt und — den Pintſcher Confianza.

Aus den ſchneeigen Winterlandſchaften der Pikregion in die frühjahrliche Blütenpracht des canariſchen Küſtenlandes zurückgekehrt, ſah ich leider bald meine Zeit gekommen, in der ich von Tenerife und all ſeiner Herrlichkeit Abſchied nehmen mußte. Ende April verließ ich ſchweren Herzens Santa Cruz auf dem kleinen ſpaniſchen Poſtdampfer,

der in drei Tagen nach Spaniens Haupthafenplatz Cadiz hinüberfährt. Und die Insel schien mir das Weggehen recht schwer machen zu wollen, denn in strahlender sonniger Klarheit lagen am frühen Morgen alle die Thäler, Hänge und Höhen da, wo ich überall umhergeklettert war und so viele Stunden ernsten und heiteren Genusses verlebt hatte.

Je weiter unser Dampferchen seine schäumenden Furchen ins offene Meer hinauszog, wo uns jetzt der Passat schon erheblich stärker entgegen wehte und sehr viel kräftigere Wogen vor sich her rollte als bei unsrer Hereise zu Ende Februar, desto höher, stolzer und schöner hob der Pico de Teyde sein Haupt über der fernen Cumbre zum Himmel und winkte uns gnädig seinen Abschiedsgruß. Aus den weiten krystallblauen Meeresfluten steigen in langen Kurven, schwer und massig, die graugrünen Gebirgsflanken der großen Cumbre und der Bandas del Sur empor. Um ihre höchsten Rücken und Kämme lagern sich am Vormittag dichter und immer weißer die welligen Schichten der Passatwolken und werfen immer tiefere Schatten auf das Gebirgsmassiv. Desto sieghafter und majestätischer ragt aber darüber im lauteren Sonnenglanz der Pik zum hellen Himmel. Ganz allein thront er in seiner hohen, klaren Welt; um seine Schultern wallt der weiße Hermelinmantel des frischen Schnees, und um sein altersgraues Haupt weben die Strahlen der Mittagssonne eine goldne Krone.

Ein König der Berge ist der Pik wie sein ferner ostafrikanischer Brudervulkan, der Kilimandscharo. Während aber jener in noch viel gewaltigerer Größe aus den unabsehbaren, dem Menschen feindlichen Steppen und Wüsten emporwächst, die in ihrer meist graubraunen Färbung, ihrer heißen Öde und ihrer Bewegungslosigkeit ein Bild der Totenstarre sind, ist der in seiner Erscheinung mildere, den Menschen nahbarere Pik von Tenerife von einem herrlichen Ocean umringt, dessen immer wechselndes Farbenspiel, erquickende Luftkühle und nie zur Ruhe kommendes Wogentreiben das Leben selbst im erhabenen Maße wiederspiegeln. Dieser Gegensatz zwischen lebendigem unendlichem Meer und totem Vulkanriesen ist es aber gerade, was das Gesamtbild des Pik von Tenerife bei all seiner Größe so menschlich anziehend macht. Es müßte ein verstocktes Gemüt sein, das von so erhabener Schönheit nicht im tiefsten Innern ergriffen würde. Und doch, wie viele Jahrtausende haben die Menschen in der Größe dieser Naturgebilde nicht das Erhebende gefühlt, das aus der Enge des Lebens in das weite Reich des

Ewigen emporzieht, ſondern nur bedrückende Furcht empfunden vor ſolcher Macht und Starrheit, und unheimlichen Schauder vor ihrer Stille und Einſamkeit. Es iſt eine der ſchönſten und beſten Errungenſchaften der neueren Kulturentwickelung, daß das ſo lange ſchlummernde Naturgefühl erweckt, der Sinn für das Erhabene in der Natur vertieft iſt, und für Geiſt und Gemüt aus den kleinſten wie den größten Naturſchöpfungen zahlloſe Quellen der reinſten Freuden fließen, die ehedem der Menſchheit verſchloſſen geweſen ſind.

Der Pik von Tenerife war einſt der Berg der Hölle (Echeyde = Teyde), der gefürchtet und ängſtlich gemieden wurde. Heute iſt er der Wunderberg der Glücklichen Inſeln, der Tauſende zu ſich wallfahrten ſieht und allen denen von ihnen, die in der großen Natur Beglückung ſuchen, die Erfüllung ihrer Sehnſucht durch Offenbarung ſeiner Schönheit gibt.

Langſam treibt unſer Schiff nach Norden, einer andern Welt entgegen. Langſam verſchleiert ſich das Antlitz der Inſel, und immer tiefer ſinken die Bergzüge und Gipfel in den Ocean hinab. Am Abend ragt nur noch die Pikſpitze als letztes Wahrzeichen im Sonnenuntergang über den Horizont, aber in der Nacht verſchlingt Okeanos auch ſie, und am nächſten Tag haben wir nur Meer und Himmel um und über uns, ſoweit das Auge reicht. Doch vor unſerer inneren Anſchauung erſteht das Verſchwundene zu neuem Daſein, und in der verklärenden Erinnerung leben in erhöhter Schönheit fort die Glücklichen Inſeln und der Pik von Tenerife.

Erklärung einiger im Text häufig vorkommender ſpaniſcher Wörter.

Alameda: Öffentliche Gartenanlage. — Aldea: Dorf. — Arriero: Maultiertreiber und Führer. — Azotea: flaches Dach. — Barranco: Schlucht, Engthal. — Boca: Terraineinſchnitt, Thalmündung. — Brezal: Erika-Buſchwald. — Caldera: Krater, Kraterkeſſel. — Camino: Fuß- und Reitweg. — Carretera: Fahrſtraße. — Cuarto, Cuartito: 3 Centimos. — Cueva: Höhle. — Cumbre: Gebirgskamm, Grat, Paßhöhe. — Duro: Dollar, 5 Peſetas. — Finca: Gehöft, Farm. — Fisca: 10 Cuartos. — Fonda: Gaſthaus, Hotel. — Hermita, Ermita: Kapelle. — Jardin: Garten. — Igleſia: Kirche. — Isleño: Eingeborner Inſelbewohner. — Ladera: Bergabhang. — Llano: Ebene. — Lomo: Höhenrücken, Bergſporn. — Malpays: Ödland, junges Lavagebiet. — Mirador: Lugaus auf den Dächern. — Montaña, Montañeta: Vulkankegel (ſ. Volcan). — Monte, Monte verde: unbebautes Bergland. — Morro: runde Berg- oder Felskuppe. — Patio: Hofraum. — Peſeta: 1 Frank. — Pico: Gipfel. — Pinal: Pinienwald. — Playa: Flachſtrand, Rhede. — Puerto: Hafen. — Punta: Kap. — Rambletta: Sandiger Terrainſchnitt. — Real: 16 Cuartos. — Risco: Steilfels, Klippe. — Roque: Fels. — Sitio: Landſitz. — Talus: Böſchung, Abdachung. — Tenerife: Name der Inſel, vom letzten alleinherrſchenden Guanchenkönig Tinerfe oder Tenerfe. — Teyde: Name des Pik, verſtümmelt aus Echeyde, d. h. Hölle. — Valle, Val: breites Thal, im Gegenſatz zum Engthal oder Barranco. — Villa: Stadt. — Volcan: Lavaſtrom, im Gegenſatz zum Vulkankegel oder Montaña.

Anhang.

Über eine Schädelsammlung von den Canarischen Inseln.

Von

Dr. F. von Luschan.

Digitized by Google

Über eine Schädelsammlung von den Canarischen Inseln.

Von Dr. F. von Luschan.

Von den Canarischen Inseln liegen mir 52 Schädel vor, alle mit der Bezeichnung „aus Felsenhöhlen". Die weitaus größte Zahl derselben, 45, stammt von Herrn Dr. Hans Meyer, der sie 1894 selbst auf Tenerife erworben hat; von diesen sind 27 in seinem Privatbesitz verblieben, 18 von ihm als Geschenk an das Berliner Königl. Museum für Völkerkunde überwiesen worden. Drei weitere Schädel, die ich für die Untersuchung heranziehen konnte, gehören der anthropologischen Gesellschaft in Berlin, als ein Geschenk des Herrn Zolldirektor Boeder in Togo, und zwei andere hat Herr Generalkonsul Hahn-Echenagucia dem Berliner Museum geschenkt. Dieses besitzt außerdem noch als Geschenk des Señor José L. Bello eine vollständige „Mumie" aus Tenerife*); und einen Schädel aus einer Höhle „im Innern" dieser Insel verdanke ich der Güte des Grafen Messey.

Ich gedenke an anderer Stelle später einmal ausführlicher auf dieses ganze Material und überhaupt auf die Guanchen-Frage zurückzukommen; diesmal entspreche ich einer Aufforderung Dr. Hans Meyer's und gebe im folgenden zunächst eine kurze vorläufige Beschreibung der von ihm gesammelten Schädel, lediglich in der Absicht, das glänzende, von dem glücklichen Reisenden in so reicher Weise gesicherte Material den anderen Fachleuten ehemöglichst zugänglich zu machen. Ich schalte deshalb auch einige kleine Tabellen mit einigen der wichtigsten Maße ein, die größtenteils von einem meiner Schüler genommen sind. Eine vollständige Durchmessung behalte ich späterer Zeit vor.

Ich muß es mir deshalb auch versagen, schon hier auf die ethnographische Stellung der „Guanchen" näher einzugehen. Einer beson-

*) Die gleichzeitig eingelangten Schädel sind 1872 der Berliner anthropologischen Gesellschaft zur Bearbeitung übergeben worden und gegenwärtig nicht zugänglich.

deren craniologiſchen Widerlegung jener von manchen Seiten ſehr bewunderten Theorie F. v. Löher's, daß die alten Guanchen Vandalen geweſen, würde es zwar wohl überhaupt kaum bedürfen, aber auch eine andere, viel ernſtere Frage ſoll hier nur geſtreift werden und erſt ſpäter an anderer Stelle ausführliche Behandlung finden, die Frage nämlich nach dem Verhältnis der gegenwärtigen Bewohner der Canariſchen Inſeln zu den, nach den Angaben der meiſten früheren Beobachter, „ausgeſtorbenen" Guanchen.

Dieſe Frage muß ſowohl vom hiſtoriſchen als vom rein craniologiſchen Standpunkt aus behandelt werden und iſt gegenwärtig noch nicht ganz geklärt; nur das ſteht völlig feſt, daß die Kluft zwiſchen der alten und der gegenwärtigen Bevölkerung der Canariſchen Inſeln durchaus nicht ſo groß iſt, wie früher gemeinhin geglaubt wurde. Wie Dr. Hans Meyer im vorliegenden Buch (S. 32 ff.) nach den Unterſuchungen von Chil y Naranjo und von Verneau ausgeführt hat, haben ſchon vor den erſten hiſtoriſchen europäiſchen Einwanderern mindeſtens drei von einander verſchiedene Raſſen die Canarien bewohnt, und von den phyſiſchen Eigenſchaften dieſer älteren Bewohner iſt ſicher vieles auch auf die heutigen übergegangen. Hierauf jetzt weiter einzugehen, würde mich aus dem engen Rahmen hinausführen, den ich für dieſe Mitteilung gewählt habe; thatſächlich würde ich dieſe Frage hier nicht einmal ſtreifen, ſtünde ſie nicht in unmittelbarem Zuſammenhang mit meiner Unſicherheit über das eigentliche hiſtoriſche Alter der mir vorliegenden Schädel. Es iſt mir nur bekannt, daß ſie alle aus Grabhöhlen ſtammen, aber ich weiß gar nichts darüber, wann eigentlich auf den Canariſchen Inſeln die primitive Sitte der Beiſetzung in Höhlen durch andere Arten der Beſtattung abgelöſt wurde. Es iſt allerdings wahrſcheinlich, daß dies erſt unter portugieſiſchem und ſpaniſchem Einfluß, alſo erſt im 15. Jahrhundert geſchehen iſt; man könnte daher wohl annehmen, daß unſere Schädel einer früheren Zeit als dem 15. Jahrhundert angehören. Von irgendwelchen Beigaben, die vielleicht einen genaueren Schluß auf das Alter geſtattet hätten, iſt mir nichts bekannt geworden, und auch aus dem Erhaltungszuſtande der Schädel iſt es nicht möglich, irgendwie auf ihr Alter zu ſchließen. Dieſer iſt ja an und für ſich ſchon vielmehr von dem Waſſergehalte der Luft und des Bodens und von anderen Äußerlichkeiten abhängig, als von der Zeit, in der dieſe Agentien eingewirkt haben; und gerade unter Verhältniſſen, unter denen irgend eine Art

von Mumificierung in Frage kommt, entfällt natürlich jeder Zusammenhang zwischen Alter und Erhaltungszustand.

Einzelne ältere Berichte erwähnen für die Guanchen eine richtige Mumificierung, gleich der der alten Ägypter. Im Gegensatz zu solchen Angaben muß ich hervorheben, daß nicht ein einziger unserer 52 Schädel auch nur eine Spur irgend einer Behandlung mit harzigen Substanzen aufweist; alle unsere Schädel erscheinen vielmehr einfach trocken. Bei den weitaus meisten ist auch keinerlei Rest von Weichteilen erhalten, nur an einigen wenigen sind noch ganz unscheinbare geschrumpfte Hautreste vorhanden oder einige Sehnen und Fleischfasern, die meist der Nackengegend angehören oder dem Masseter und dem Temporalis. Alles in allem könnte die ganze Reihe von Schädeln, so wie sie jetzt, oberflächlich gereinigt, vor mir steht, ebensogut aus gewöhnlichen recenten Erdgräbern stammen. Was die Angabe, daß alle diese Schädel aus Grabhöhlen stammen, gleichwohl auch äußerlich zu bestätigen scheint, ist hauptsächlich ein ganz feiner Staub, der sie ursprünglich alle gleichmäßig bedeckte, und den ich nach genauen, auch mikroskopischen Untersuchungen und Vergleichen am ehesten auf fein zerriebenen Ziegen- oder Schafmist zurückführen möchte.

Etwas abweichend von dem Befunde an den losen Schädeln ist nur der Zustand der „Guanchen-Mumie" des Berliner Museums. Bei dieser hängen fast sämtliche Knochen des Skelettes noch fest in den Bändern zusammen; ein großer Teil der Muskeln ist, wenn auch stark verschrumpft, so doch in toto erhalten und ebenso auch der größte Teil der Haut. Diese „Mumie" erinnert so einigermaßen an die berühmten geschrumpften Leichen, die wir aus gewissen italienischen Klöstern kennen, oder an die noch weit besser erhaltenen Leichen aus dem Kloster Maria Trost bei Graz in Steiermark. Von all diesen Klosterleichen aber scheint festzustehen, daß es sich durchaus nicht um irgend eine absichtliche oder bewußte Mumificierung handelt, sondern nur um eine Konservierung durch zufällig gegebene äußere Verhältnisse, also wenn ich so sagen darf durch eine Art von aseptischer Schrumpfung, nicht durch antiseptische Behandlung.

Ähnlich denke ich mir den Hergang auch bei der Berliner „Mumie". Wie später noch erörtert werden muß, ist diese freilich nicht völlig unbedenklich und möglicherweise nicht ganz authentisch; immerhin kann aber gesagt werden, daß ihr Erhaltungszustand von dem der 51 sonst hier zu

beſchreibenden Schädel ſchließlich nur mehr quantitativ als qualitativ abweicht. Man könnte ſchon zugeben, daß urſprünglich auch alle dieſe Schädel zu geſchrumpften Mumien gehört, dann aber durch äußerliche Schädlichkeiten, etwa durch Inſektenfraß, viel mehr gelitten haben, als die Berliner Mumie; wahrſcheinlicher iſt aber, daß dieſe aus einer anderen Zeit oder von einem Menſchen höheren Ranges ſtammt, als die Schädel. Jedenfalls kann von einer Mumificierung im engeren Sinne weder hier noch dort die Rede ſein.

Sonſt iſt über den Erhaltungszuſtand wenig mehr zu ſagen. Die Schädel haben alle eine Feſtigkeit, die hinter der von friſchen Knochen nicht ſehr weit zurückbleibt; ſie ſind deshalb auch faſt alle recht vollſtändig und nur wenig beſchädigt, obwohl ſie ſicher urſprünglich nicht mit großer Sorgfalt behandelt worden ſind, was ſchon daraus hervorgeht, daß ſehr viele Zähne post mortem ausgefallen ſind.

Um bei der folgenden Beſchreibung möglichſt an Raum zu ſparen, ſei hier gleich noch eingeſchaltet, daß bei der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Schädel die erhaltenen Zähne ſehr viel ſtärker abgekaut ſind, als dies bei Europäern entſprechenden Alters und bei der für uns gewöhnlichen Art der Ernährung der Fall ſein würde.

Hingegen iſt hier, wo von dem Erhaltungszuſtand die Rede iſt, noch der Platz, mitzuteilen, daß ſämtlichen loſen Schädeln je ein Unterkiefer beigebunden war und zwar bei allen ohne Ausnahme in einer genau übereinſtimmenden, mir ſonſt ganz fremden Technik. Es war nämlich ein ſehr roher Bindfaden erſt um den rechten Jochbogen geſchlungen, dann um beide horizontale Stücke des Unterkiefers geführt und ſchließlich um den linken Jochbogen verknotet worden. Dieſes Verfahren war nicht nur bei den 45 von Dr. Hans Meyer im Jahre 1894 erworbenen Schädeln angewendet worden, ſondern auch bei denen, die ſchon vorher nach Berlin gelangt waren, beſonders auch bei denen des Herrn Konſul Hahn-Echenagucia, von denen aus den zugehörigen Schriftſtücken hervorgeht, daß ſie vorher ſchon 10 Jahre in Amerika verwahrt worden waren.

Von all dieſen 51 derart befeſtigten Unterkiefern gehörte nur ein einziger zu dem Schädel, an den er gebunden war; ſeither habe ich aber zu 15 weiteren Schädeln noch die richtigen Unterkiefer anpaſſen können. Daß dieſe nach allen Regeln der Permutation vorgenommene ſehr zeitraubende Arbeit kein beſſeres Reſultat ergeben hat, iſt umſomehr zu be-

dauern, als bei der Craniologie gerade der Canarier die Unterkiefer eine sehr wichtige Rolle spielen. Jedenfalls muß aus dem Befunde, daß nur etwa zu dem vierten Teile der Schädel die richtigen Kiefer vorhanden sind, geschlossen werden, daß die hier befindlichen Stücke aus einer weit größeren Anzahl ausgelesen worden sind. Hoffentlich wird es mit der Zeit gelingen, die sicher in den verschiedensten Sammlungen der alten und neuen Welt zerstreuten Schädel wieder mit ihren richtigen Unterkiefern zu versehen. Indessen war schon die erste Auswahl, die nach dem oben Gesagten sicher noch an Ort und Stelle geschehen sein muß, nicht ganz ohne Formgefühl erfolgt gewesen; gut die Hälfte der Unterkiefer war so gewählt, daß diese zwar einer genauen Prüfung nicht stand hielten, aber doch bei oberflächlicher Betrachtung nicht als unzugehörig auffielen. Bei einigen schien es mir sogar gestattet, die derart gewählten Kiefer für die Messung der Gesichtshöhe zu verwerten; so sehr stimmten sie im Habitus zu dem ganzen Kopfe. Doch sind die so gewonnenen Zahlen in der Tabelle durch Klammern als nicht ganz authentisch hervorgehoben.

Ganz besondere Sorgfalt habe ich auf die Ermittlung des Geschlechtes verwendet. Schon bei der ersten Teilung erwiesen sich 9 Schädel als sicher weiblich, 34 als zweifellos männlich. Bei 9 Schädeln erschien das Geschlecht zunächst zweifelhaft. Bei späteren wiederholten Prüfungen konnten aber von diesen letzteren noch 6 weitere mit fast vollkommener Sicherheit ihrem Geschlecht nach untergebracht werden. Ein anderer Schädel gehörte einem sehr jugendlichen Individuum von weniger als zwanzig Jahren an; das Geschlecht würde sich aber kaum mit Sicherheit bestimmen lassen. Da er aber ganz exquisit weibliche Formen hat und, wenn er einem Erwachsenen angehörte, als geradezu typisch weiblich gelten müßte, habe ich geglaubt, ihn als weiblich betrachten zu sollen. So blieben also schließlich nur 2 Schädel übrig, deren Geschlecht als unsicher bezeichnet werden mußte; beide sind übrigens pathologisch, besonders einer von ihnen ist auch durch einen hydrocephalischen Prozeß in seiner Gesamtform beeinflußt. Von den übrigen 50 Schädeln halte ich jetzt also 39 für männlich und nur 11 für weiblich; diese geringe Anzahl weiblicher Individuen gibt sehr zu denken und hat mich veranlaßt, die ganze Serie immer und immer wieder auf das Geschlecht hin zu untersuchen. Ich fand aber gar keine Möglichkeit, auch nur einen einzigen der als männlich bezeichneten Schädel als weiblich zu betrachten.

Irgend eine befriedigende Erklärung für das ungeheure Überwiegen der Männer (78% gegen 22% Frauen) kann ich nicht finden; es ist aber nicht ganz unmöglich, daß dieser sonderbare Befund einfach nur durch die Art der Auslese aus einem großen Knochenvorrat zu erklären ist, bei der man vielleicht bemüht war, nur große und harte, also wohlerhaltene Schädel zu gewinnen, während man die kleineren und wegen ihrer Zartheit vielleicht stärker beschädigten Schädel unbeachtet liegen ließ.

Freilich wäre auch eine andere Möglichkeit denkbar, die nämlich, daß zwar bei einer Gruppe der alten Canarier die Frauen ganz exquisit weibliche Schädel hatten, daß aber bei anderen alten Canariern, die einer völlig anderen Rasse angehörten, auch die Frauen Schädel mit männlichen Charakteren gehabt hätten. Es ließen sich für eine solche Erklärung Analogien aus anderen Gegenden nicht ganz von der Hand weisen, aber sie erscheint mir für unseren Fall sehr wenig geeignet und ist hier überhaupt nur der Vollständigkeit wegen erwähnt worden.

Noch ungleich sonderbarer und merkwürdiger als dieses ungeheure Mißverhältnis zwischen männlichen und weiblichen Schädeln ist eine andere Thatsache: Nur 20 von den 52 Schädeln sind frei von Narben, die übrigen 32 zeigen alle die unverkennbaren Spuren von teilweise sehr eingreifenden, aber stets gut geheilten Verletzungen. Drei von diesen 32 haben sogar große Trepanlöcher; andere sehen aus, als ob eine begonnene Trepanierung nicht zu Ende geführt worden wäre; andere Verletzungen sind sicher einfach traumatischer Natur, und wieder andere sind mir völlig unverständlich. Auf alle diese Knochennarben werde ich bei Besprechung der einzelnen Schädel näher eingehen; einstweilen erscheint mir ihre ungeheure und ich glaube beispiellose Häufigkeit so wichtig, daß ich sie schon jetzt erwähnen wollte.

Hier möchte ich aber für die der Sache ferner Stehenden einige Bemerkungen über das Wesen der Trepanation einfügen.

Der Name Trepanierung ist durchaus nicht für alle Arten der Eröffnung der Schädelhöhle passend und müßte eigentlich ausschließlich auf jene Technik beschränkt werden, bei der ein Trepan, ein Kronenbohrer, zur Anwendung gelangt. Aber Broca hat schon 1868 das Wort auch für eine zweifellos ohne Trepanbohrer gemachte Eröffnung des Gehirnraumes angewendet, und seither ist es Sitte geworden, überhaupt alle wie auch immer ausgeführten Operationen zur Durchlöcherung des Schädeldaches als Trepanierung zu bezeichnen. Wir müssen das

Wort in dieſem allgemeineren Sinne beibehalten, auch wenn wir es als verkehrt empfinden.

Im übrigen iſt die chirurgiſche Trepanation den Ärzten ſchon zur Zeit des Hippokrates bekannt geweſen. Das Inſtrumentarium für ſie war aber bis in die letzten Jahre hinein ein ganz barbariſches und gehörte weit eher in die Hände von Folterknechten als in die von Ärzten. Die Reſultate waren auch entſprechend troſtlos, und die Geſchichte der Operation kennt mehr als einen Arzt, der ſein ganzes Leben hindurch wie wahnſinnig darauf los trepanierte, ohne je auch nur einen einzigen Fall anders als tödlich enden zu ſehen. Freilich waren an dieſer Statiſtik mit ihren rund hundert Prozent Todesfällen nicht ganz allein die ſchmutzigen, den Kronenbohrern der Minenarbeiter gleichenden, gezähnten und gezackten Inſtrumente ſchuld, ſondern zum Teil auch die Verhältniſſe, unter denen man operierte, und die nicht ſelten derart waren, daß die Kranken auch ohne Operation ihrem Leiden erlegen und mit derſelben nur etwas raſcher zu Grunde gegangen wären als ohne ſie.

Aber auch heute noch, trotz Aſepſis und trotz Erſatz der barbariſchen Trepane durch meißelartige Werkzeuge, iſt uns die Trepanierung noch immer eine gefährliche und unheimliche Operation. Eine Statiſtik von ihr zu geben, iſt unmöglich oder mindeſtens unüberlegt, denn jetzt genau wie früher entſcheidet für den Ausgang nicht allein nur die Operation ſelbſt, ſondern auch die Art der Verletzung oder Erkrankung, welche die Trepanierung nötig erſcheinen ließ.

Völlig anders ſteht es bei vielen Naturvölkern alter und neuer Zeit; da kennen wir eine ganz andere Operationstechnik, bei der die Schädelhöhle durch Schaben eröffnet wird. Von den Menſchen der Renntierzeit in Südfrankreich, von den alten Peruanern, von Neu-Britanniern und von manchen anderen Völkern kenne ich allein aus eigener, perſönlicher Anſchauung im ganzen gegen dreißig Fälle, die ſämtlich vollkommen glatt geheilt ſind, und nur einen einzigen, bei dem die Operation einen tödlichen Ausgang gehabt zu haben ſcheint. Natürlich iſt dieſer ungeheure Unterſchied in der Statiſtik der Operation nicht allein darauf zurückzuführen, daß es beſſer iſt, zu ſchaben, als mit der Trepankrone oder mit Hammer und Meißel zu arbeiten; auch die bekannte geringe Vulnerabilität der meiſten Naturvölker, d. h. ihre oft erſtaunliche Reſiſtenz gegen infektiöſe Wundkrankheiten würde noch immer nicht genügen, dieſe große Anzahl völlig glatt ausgeheilter Trepan-

wunden zu erklären. Dieſe wird nur verſtändlich, wenn wir uns darüber klar werden, daß bei den Naturvölkern nicht wegen Splitterbrüchen, Tumoren und anderen ſchweren und tödlichen Krankheiten trepaniert wird, ſondern häufig nur aus Aberglauben oder in der Vorſtellung, Epilepſie oder Kopfſchmerzen dadurch heilen zu können.

Bei Beſchreibung der einzelnen Schädel beginne ich mit den 18, die Dr. Hans Meyer dem Berliner Muſeum geſchenkt hat; ſie ſind mit Nummern bezeichnet, die von S. 284 bis S. 301 laufen. Es folgen dann die mit H. M. 1 bis H. M. 27 bezeichneten Schädel, die im Beſitze des Reiſenden verblieben ſind. Unter A. G. 1—3 folgen die 3 Schädel der Berliner anthropologiſchen Geſellſchaft und unter S. 282 und 283 die beiden, welche Herr Generalkonſul Hahn-Echenagucia dem Berliner Muſeum zugewandt hat. Unter III. A. 36 wird ſchließlich die Mumie dieſer Sammlung, und unter Meſſey der aus dem Innern von Tenerife ſtammende Schädel beſchrieben werden.

Die 45 Schädel des Herrn Dr. Hans Meyer ſtammen ſämtlich von der Südſeite der Inſel Tenerife, die übrigen 7, ſoweit ich unterrichtet bin, ebenfalls alle aus Tenerife; ſie ſtimmen, abgeſehen von der ganzen Mumie, in ihrem Erhaltungszuſtande und in ihrem äußeren Anſehen vollkommen überein.

S. 284. Großer Schädel eines erwachſenen Individuums; Geſchlecht nicht mit Sicherheit zu beſtimmen; anſcheinend leichter Hydrocephalus, der, wie das verhältnismäßig zu der Zartheit der Geſichtsknochen ſehr große Gewicht des Schädels andeutet, vielleicht durch Knochenneubildung etwas kompenſirt iſt. Das vordere obere Viertel des rechten Scheitelbeines wird faſt ganz von einer nahezu kreisrunden, ſchwammigen Exoſtoſe eingenommen, die etwas auch auf das linke Scheitelbein übergreift, 6—7 cm im Durchmeſſer hat und bei einer größten Höhe von etwa 12 mm dem Schädeldach wie eine Calotte aufſitzt.

S. 285. Schädel eines älteren Mannes; Unterkiefer und linker Jochbogen fehlen; flache unbedeutende Knochennarben faſt ſymmetriſch (Helmdruck?) an beiden Scheitelbeinen, ganz nahe der Mitte des hinteren Randes derſelben, alſo in der Nähe der Lambdanaht. Der Hirnſchädel iſt auffallend lang, bei geringer Breite. Das Geſicht iſt ſehr niedrig und ungemein breit, der ganze Schädel erinnert ſchon auf den erſten Blick an den „Mann von Cro Magnon“, und erweiſt ſich auch bei

näherem Vergleiche ihm sehr ähnlich; er ist eigentlich nur in allen Dimensionen etwas kleiner und sieht im ganzen etwas weniger „wild“ aus.*) Die großen Keilbeinflügel sind beide sehr schmal und niedrig, von geradezu erstaunlicher Kleinheit; dafür sind beiderseits sehr ansehnliche Epipterica vorhanden.

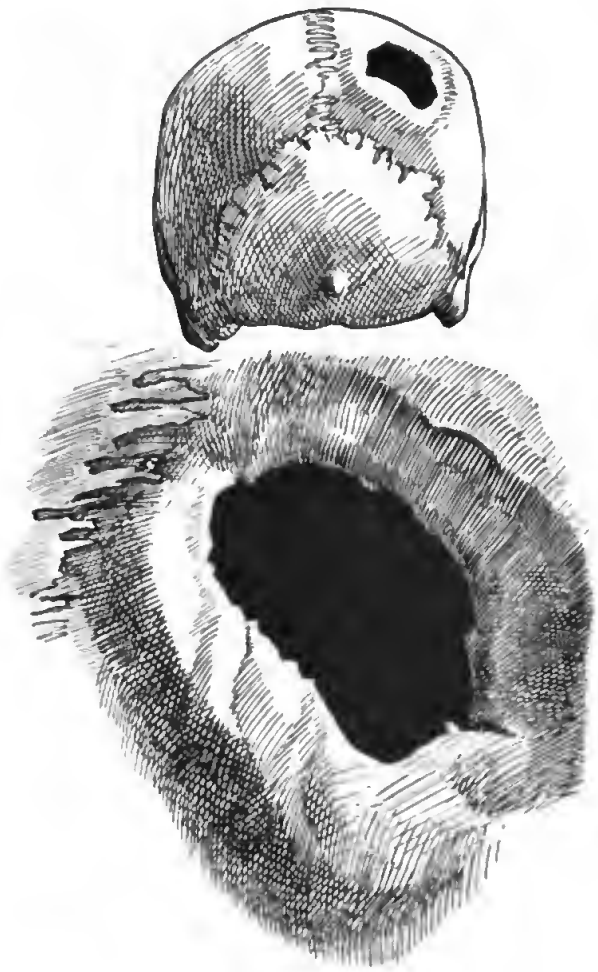
S. 286. Schädel eines älteren Mannes, sehr groß und schwer, bis auf viele post mortem und teilweise auch intra vitam ausgefallene Zähne tadellos erhalten. Hochgradige Stenokrotaphie; sehr bemerkenswert ist auch die ganz unsymmetrische Abschleifung der Molaren. Links sind die Kauflächen mäßig stark und oben wie unten in annähernd horizontalen Flächen abgeschliffen; rechts aber ist die Kaufläche, besonders soweit oben und unten der erste Molaris in Frage kommt, vollkommen schräg von außen unten nach innen oben, so daß im Oberkiefer der Zahn außen intakt erscheint und innen bis zu den Wurzeln hinauf abgeschliffen ist, während im Unterkiefer der erste Molar an der Lippenseite bis zum Kieferrand abgeschliffen ist, an der Zungenseite aber fast die ursprüngliche Höhe hat. Wenn die beiden ersten unteren Molaren getrennt und ohne den Unterkiefer vorliegen würden, könnte niemand auf den Gedanken kommen, daß sie zusammengehören. Irgend eine individuelle Gewohnheit dürfte als der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung zu betrachten sein. Jedenfalls war der erste rechte untere Molar auch mit einer großen Fistel behaftet und hat vielleicht dadurch auf eine lange dauernde mechanische Mißhandlung reagirt. Im linken Unterkiefergelenk Reste einer recht schweren Arthritis. An der linken Stirnbeinhälfte, etwas hinter der Haargrenze, eine flache kleine Narbe.

S. 287. Schädel eines erwachsenen Mannes; beiderseits große Epipterica, außerdem das par IV. der Schuppe des Occiput als großer, fast quadratischer Schaltknochen isolirt. Kleine flache Narben am rechten Scheitelbein und an der linken Stirnbeinhälfte, außerdem geheilte Fraktur des linken Oberkiefers und beider Nasenbeine mit leichter, kaum wahrnehmbarer Verschiebung der unteren Hälfte derselben nach rechts.

S. 288. Schädel eines erwachsenen Mannes; der mitgemessene Unterkiefer nicht der richtige, aber so vorzüglich passend, daß er ohne Bedenken befestigt werden durfte. Am rechten Scheitelbein ein Sub-

*) Vergl. Quatrefages und Hamy, Crania ethnica, p. 45 ff. und Tafel III u. IV.

ſtanzverluſt, der in der untenſtehenden Figur a in natürlicher Größe abgebildet iſt. Es kann kein Zweifel ſein, daß es ſich hier um einen ganz beſonders ſchönen und typiſchen, geheilten Fall von Trepanierung handelt. Die Ränder des Defektes ſind vollkommen glatt vernarbt; aus der ganz flach trichterförmigen Narbe ergibt ſich aber doch noch mit Sicherheit, daß die Operation nicht mit einer Trepan-Krone gemacht wurde, ſondern durch Schaben mit einem flachen meſſerartigen Werkzeuge.



Figur a.

S. 289. Älterer Mann, ſehr kräftig. Beide Kiefergelenke rauh, porös, durch einen ſchweren, arthritiſchen Prozeß ſtark verunſtaltet. Ausgedehnte Narben an der linken Stirnbeinhälfte; große, ovale, flache Narbe in der Gegend der großen Fontanelle von 5 und 6 cm Durchmeſſer; tiefe Narben am rechten Scheitelbein etwas unterhalb vom Lambdawinkel; außerdem im linken Scheitelbein ein innen 4 mm im Durchmeſſer haltendes, nach außen koniſch verbreitertes, glatt vernarbtes Loch, über deſſen Bedeutung ich nicht klar bin. Es könnte von einer Verletzung mit einem ſpitzen Werkzeug rühren, vielleicht auch von einem chirurgiſchen Eingriff. Daß es etwa mit einem geheilten kariöſen Prozeß in Zuſammenhang ſteht, ſcheint weniger wahrſcheinlich.

Die Zähne sind sämtlich sehr stark abgekaut, ganz besonders stark aber die beiden ersten Molaren im Oberkiefer, so daß in der geschlossenen Zahnreihe beiderseits eine große Lücke vorhanden ist. Beide Zähne, die offenbar besonderen Schädlichkeiten ausgesetzt gewesen sind, haben auch durch Fisteln auf dieselben reagirt. Auch im Unterkiefer ist der rechte Weisheitszahn weit über das Maß der anderen Zähne abgeschliffen, der linke aber durch Caries bis auf einen kleinen steil aufragenden Rest völlig zerstört, so daß auch hier starke Asymetrie auffällt, wie bei S. 286. An der Zusammengehörigkeit des Unterkiefers zum Schädel kann nicht gezweifelt werden.

S. 290. Großer und schwerer Schädel eines älteren Mannes, mit niederem Gesicht; Vorder- und Seitenansicht erinnern sehr an die des Mannes von Cro Magnon. Große Fisteln rechts dem ersten und links dem zweiten Schneidezahn entsprechend. Sonst keine Narben.

S. 291. Schöner, großer und dabei leichter Kopf einer erwachsenen Frau; rechts ein kleines Epiptericum. Die ungeheure Breite der aufsteigenden Äste des Unterkiefers und auch die Gesamtform des Schädels erinnern an die Frau von Cro-Magnon (Tafel VI und VII bei Quatrefages und Hamy). Beide Jochbogen und ein Teil der Nasenbeine fehlen. Keine Narben.

S. 292. Schädel eines älteren Mannes; der Nasenfortsatz des rechten Oberkieferknochens und beide Nasenbeine anscheinend durch einen von rechts her geführten Schlag frakturiert und mit leichter seitlicher Verschiebung festgeheilt.

S. 293. Älterer Mann; Unterkiefer nicht zugehörig; vier große Zahnfisteln, sonst keine Narben.

S. 294. Schöner, graciler Schädel einer erwachsenen Frau. Unterkiefer mit sehr niederen, breiten, aufsteigenden Ästen; in der Gegend der einstigen großen Fontanelle eine sehr sonderbare unregelmäßig rundliche, seichte Narbe, etwa 6 cm im größten Durchmesser haltend, nach rechts unmerkbar in gesundes Gewebe übergehend, links ganz scharf von demselben abgesetzt. In der Narbe sind die Zacken der Pfeilnaht und der Stirnnaht noch ganz deutlich erkennbar; es ist also ausgeschlossen, etwa an eine mit Verschluß geheilte Trepanwunde zu denken. Hingegen ist es möglich, daß es sich um einen irgendwie unterbrochenen Versuch einer Trepanation, d. h. um eine unvollendet gelassene, aber nachher gut geheilte Trepanation handelt.

S. 295. Älterer Mann; der Schädel ganz beſonders groß, ohne derb und auffallend ſchwer zu ſein. In der Gegend der einſtigen großen Fontanelle eine tiefe, 2,5 cm im Durchmeſſer haltende faſt kreisrunde Narbe. Genau wie bei dem vorigen Schädel ſind Reſte der entſprechenden Nähte in der Narbe noch erkennbar; die Verletzungen beider Schädel ſind ſicher auf dieſelbe, einſtweilen nicht bekannte Urſache zurückzuführen. Die Zähne ſind ſehr ſtark abgekaut, und zwar durchwegs in ſehr ſchräger Ebene, ſo daß an der Lippenſeite viel mehr von den Zähnen erhalten iſt, als an der Zungenſeite. Es finden ſich denn auch daran vier große Zahnfiſteln. Beide Jochbögen ſind abgebrochen, ebenſo der größte Teil der Naſenbeine.

S. 296. Schädel eines zahnloſen Greiſes, alle Zahnfächer faſt vollſtändig reſorbiert. Sehr hoher, breiter und kurzer Hirnſchädel, ſehr hoher ſteiler Naſenrücken. Keine Narben.

S. 297. Erwachſene Frau. Beide Jochbogen beſchädigt, Unterkiefer fehlt, keine Narben; mehrfache kleine Schaltknochen in der Lambdanaht.

S. 298. Älterer Mann, kleine Narbe am linken Stirnbein hart an der Kronennaht, faſt an der Mitte ihres linken Anteils, wohl von einer Verletzung herrührend. Geheilte Fraktur der Naſenbeine. Die Zähne ſehr ſtark abgeſchliffen; außen ſchließen die Zahnreihen ſehr gut aneinander; doch ſind im Oberkiefer die erſten Molaren beiderſeits innen ſehr ſtark abgeſchliffen, ſo daß von innen geſehen, die Zahnreihen an den entſprechenden Stellen nicht an einander ſchließen. Die Urſache dieſer eigentümlichen Erſcheinung iſt nicht erſichtlich.

S. 299. Schädel eines älteren Mannes; Unterkiefer fehlt; an der Stirne flache Narben, außerdem im linken Scheitelbein, etwa daumenbreit nach außen vom foramen nutrit. eine tiefe, aber nicht perforierende große unregelmäßige Narbe, die ihrer Entſtehung nach ganz unverſtändlich, aber vielleicht auf eine beſonders gut geheilte Trepanation zurückzuführen iſt. Die mit einem Reflektor vorgenommene Beſichtigung der inneren Fläche würde allerdings ein Trauma mit kaum mehr nachweisbarer Infraktur als ebenſo wahrſcheinlich erſcheinen laſſen.

S. 300. Schädel eines älteren Mannes, groß und derb mit niederem Geſicht und ganz ungewöhnlich flacher, niederer und fliehender Stirne; auch die Schläfenſchuppe iſt auffallend niedrig. Im Lambdawinkel ein Schaltknochen, vielleicht der kleinen Fontanelle entſprechend, wahrſchein-

licher aber dem rechten Stücke des par IV. An der rechten Stirnbeinhälfte, hart oberhalb der linea semicircularis und noch etwas über die Kronennaht hinausreichend eine große, tiefe, unregelmäßig birnförmige Narbe von 2 und 3 cm Durchmesser.

S. 301. Schädel einer erwachsenen Frau, leicht asymetrisch, kurz, hoch und breit, mit schmalem Gesicht, dünnem, schmalen und hohem Nasenrücken, und schmaler apertura pyriformis. Alles in allem erinnert der Schädel lebhaft an die zuerst von mir als solche hervorgehobenen hypsi-brachycephalen Vorderasiaten.*) Der Schädel ist links stark braun verfärbt, mit teilweise noch anhaftenden Weichteilen. Unterkiefer fehlt; keine Narben.

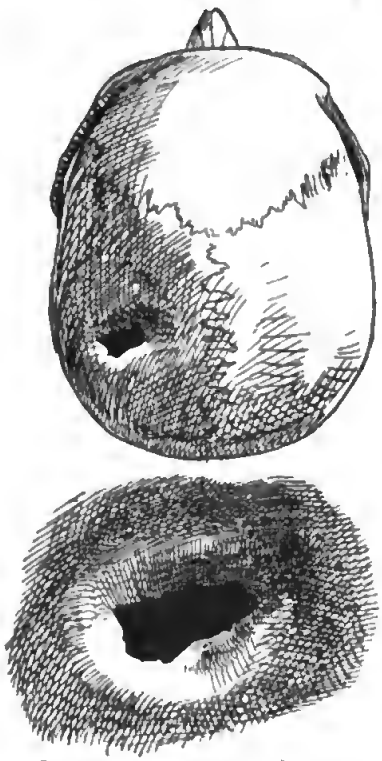
Figur b.

HM. 1. Älterer Mann, linker Jochbogen beschädigt, Unterkiefer fehlt; an der linken Stirnbeinhälfte der große, in Fig. b in natürlicher Größe abgebildete Substanzverlust, zweifellos von einer geheilten Eröffnung der Schädelhöhle herrührend, ebenso wie bei S. 288 (vgl. S. 294) und wie bei dem nächst folgenden Schädel HM. 2. Die Narbe ist nicht ganz so glatt wie besonders bei dem ersteren dieser Schädel und zeigt kleine festgewachsene Knochenschüppchen. Das deutet vermutlich auf eine etwas langsame Heilung, wahrscheinlich in Zusammenhang mit der großen Dicke des Knochens an der Operationsstelle. Diese letztere ist auch schon an und für sich sehr bemerkenswert, denn Trepanationen in

*) Vergl. die Abbildungen in Petersen und v. Luschan, Reisen in Lykien, Wien 1889; oder in v. Luschan, Die Tachtadschy, Archiv f. Anthrop. XIX 1890

der Stirngegend ſind außerordentlich ſelten, wahrſcheinlich weil man aus kosmetiſchen Gründen, wo es nur irgend anging, eine ſolche Stelle für die Operation wählte, an der die entſtellende Hautnarbe vom Haarwuchs bedeckt blieb.

HM. 2. Erwachſener Mann. Unterkiefer fehlt, am linken Scheitelbein die in nebenſtehender Figur c in natürlicher Größe abgebildete Narbe; ſie iſt etwas kleiner als die Narben bei den früher beſchriebenen Schädeln S. 288 und HM. 1, aber es iſt auch ganz unzweifelhaft, daß ſie gleichfalls von einer regelrechten Operation herrührt, nicht von einer zufälligen Verletzung.



Figur c.

HM. 3. Schädel eines älteren Mannes, ſehr groß und ſchwer, rechts ein kleines Epipterikum. Unterkiefer fehlt. In der Gegend der einſtigen großen Fontanelle und auch in der Form etwa einer ſolchen entſprechend, eine ſehr große, flache, in der Mitte ſehr rauhe, an den Rändern mehr glatte rhombiſche Narbe von 8,8 und 5,7 cm Durchmeſſer. Die Nähte im Bereiche der Narbe ſind kaum mehr verſtrichen als in der Nachbarſchaft, der Befund erinnert alſo an den bei den Schädeln S. 294 und S. 295, iſt aber wegen der ungeheuren Größe der Narbe noch viel auffallender und ebenſo unverſtändlich. Eine andere, kleinere aber tiefere Narbe ſitzt am rechten Scheitelbein, in der Gegend des Tuber.

HM. 4. Erwachſene Frau; der aufſteigende Aſt des Unterkiefers ſehr breit und niedrig; perforierende Narben an der Vorderwand der linken Highmore-Höhle.

HM. 5. Sehr großer ſchwerer Schädel eines älteren, vielleicht weiblichen Individuums; nicht unbedeutender Hydrocephalus. Der mitgemeſſene Unterkiefer nicht zugehörig; in der Mitte des Stirnbeines, an die Kronennaht anſtoßend, mit der Längsaxe vollkommen in die Ver-

längerung der Pfeilnaht fallend, eine ovale Narbe, etwa 4 cm lang und 3 cm breit, an den Rändern unscharf in die Nachbarschaft übergehend, in der Mitte tief und sehr rauh.

HM. 6. Erwachsener Mann; der mitgemessene Unterkiefer nicht zugehörig. Keine Narben; die vordere Wand beider Highmore-Höhlen besonders in ihren oberen Teilen stark vorgewölbt.

HM. 7. Älterer Mann, der mitgemessene Unterkiefer nicht zugehörig, keine Narben; Gesicht sehr kurz und breit; links ein sehr kleines Epipterikum; rechts die Schläfenschuppe sehr merkwürdig, oben nicht in einem Bogen, sondern in einem rechten Winkel vom Scheitelbein abgegrenzt.

HM. 8. Erwachsener Mann, verhältnismäßig lang und schmal. Auch das Gesicht ist schmal und der Nasenrücken sehr hoch; der mitgemessene Unterkiefer nicht zugehörig; kleine flache Narben an acht Stellen über den Hirnschädel zerstreut.

HM. 9. Älterer Mann; beiderseits und beinahe symmetrisch ausgedehnte flache Narben am Stirnbein und an den Scheitelbeinen längs des entsprechenden Abschnittes der linea semicircularis; dem Anscheine nach auch eine geheilte Fraktur des rechten Keilbeinflügels.

HM. 10. Erwachsener Mann; an der linken Stirnbeinhälfte, unweit vom Bregma, eine ausgedehnte, aber sehr flache, rauhe Narbe. Eine Verletzung am linken Scheitelbein, nahe unter dem tuber desselben mit Einknickung und Splitterung scheint post mortem oder kurz vor dem Tode beigebracht zu sein, jedenfalls ist keinerlei Reaktion nachweisbar. Im rechten Unterkiefer haben der zweite Incisivus, der Eckzahn und der erste Backenzahn schon intra vitam gefehlt; wie es scheint, infolge einer Verletzung, welche auch eine Luxation des rechten oberen Eckzahnes nach hinten verursacht hat.

HM. 11. Erwachsener Mann; die aufsteigenden Äste des Unterkiefers sehr breit und niedrig; am linken Scheitelbein zwei sehr tiefe, fast perforirende, glatt vernarbte Gruben, die eine näher der oberen vorderen, die andere näher der unteren hinteren Ecke des Knochens; ihrer Entstehung nach ganz unverständlich. Außerdem eine kleine flache Exostose an der rechten Stirnbeinhälfte. Links, über dem Keilbeinflügel und der Schläfenschuppe ein 40 mm langer, 14 mm hoher Schaltknochen.

HM. 12. Jugendliche Frau; Gesicht äußerst zart, ohne Narben.

HM. 13. Sehr jugendliches Individuum, der Schädel von durch-

aus weiblichen Formen; keine Narben, Naſenrücken ſehr ſchmal; Naſenbreite zur Höhe = 19 : 53!

HM. 14. Älterer Mann; aufſteigende Äſte des Unterkiefers ſehr breit und kurz, keine erheblichen Narben, mehrere Zahnfiſteln, rechter Jochbogen fehlt.

HM. 15. Erwachſener Mann; aufſteigende Äſte des Unterkiefers, beſonders im oberen Teile, ganz ungewöhnlich breit. Wenig von der Medianlinie nach links verſchoben, ſonſt wiederum (wie bei den Schädeln S. 294, S. 295, HM. 3 und anderen dieſer Serie), der Gegend der einſtigen großen Fontanelle entſprechend, eine große, rauhe, längliche Narbe, deren größerer Teil dem Stirnbein, deren kleinerer dem linken Scheitelbeine angehört. An den Grenzen geht ſie ſtellenweiſe faſt unmerklich in geſundes Gewebe über; annähernd mißt ihre Länge 5, 4 cm, die Breite 2, 9 cm. Die Kronennaht iſt durch die ganze Narbe hindurch ſehr deutlich erhalten. Auch an der rechten Stirnbeinhälfte ſind mehrfach rauhe Stellen vorhanden.

HM. 16. Erwachſener Mann; große geheilte Infraktur des Naſenfortſatzes des linken Oberkiefers, mit der eine zweifellos nicht unbedeutende Entſtellung des Geſichtes verbunden geweſen war; ebenſo ſind drei obere Schneidezähne intra vitam ausgeſchlagen; hingegen erſcheinen die Naſenbeine erſt post mortem beſchädigt.

HM. 17. Älterer Mann, mit ſehr kurzem, breitem und hohem Schädel und langem, ſchmalem Geſicht; flache Narbe an der rechten Stirnhälfte, etwa in der Gegend der Haargrenze.

HM. 18. Erwachſene Frau; ſehr hoher breiter Schädel, ſchmales Geſicht; keine Narben.

HM. 19. Älterer Mann; ſehr großer, langer und breiter Kopf, mit breitem und ſehr niedrigem Geſicht. Unterkiefer fehlt; leichte Narben in der Gegend eines Teiles der Pfeilnaht.

HM. 20. Erwachſene Frau; Unterkiefer und linker Jochbogen fehlen; beide Scheitelbeine in ihren oberen hinteren Anteilen etwas aufgetrieben und porös, wie von ganz leichter Rachitis. Der Kopf auffallend klein und zart, das Geſicht und die Stirne ſchmal, der Hirnſchädel im Verhältnis zur Länge und Breite ſehr hoch. Auch von dieſem Kopfe gilt und zwar noch in erhöhtem Maße, was ich Seite 297 von dem Schädel S. 301 geſagt habe; er ſtimmt völlig mit meinen „alten Vorderaſiaten“ überein und läßt ſich in keiner Weiſe etwa von

dem einer modernen Druſin, Armenierin oder ſonſt einer guten Repräſentantin der vorderaſiatiſchen Urbevölkerung unterſcheiden.

HM. 21. Schädel eines älteren Mannes; Unterkiefer fehlt, keine Narben. Am hinteren Ende der Pfeilnaht ein unregelmäßig dreieckiger Naht- oder Schaltknochen, vielleicht als Fontanellknochen anzuſehen. Außerdem iſt von der Schuppe des Occiput das ganze par quartum und, getrennt von dieſem, noch das linke Stück des par tertium durch Nähte iſoliert. Beide erſten Molaren ſehr viel ſtärker abgekaut als ihre Nachbarn.

HM. 22. Schädel eines älteren Mannes; Kopf ſehr lang und ſchmal, Geſicht und Naſe ſehr ſchmal. Naſenbeine, ſicherlich durch ein altes Trauma, etwas nach links abweichend. Beiderſeits Epipterica, das linke von ganz ungewöhnlicher Größe. Am Ende der Pfeilnaht ein kleiner Schaltknochen, wohl als Fontanellknochen anzuſprechen; außerdem iſt von der Hinterhauptsſchuppe das par quartum und, von ihm getrennt, auch das rechte Stück als par tertium iſoliert. Zähne ſehr ſtark abgekaut. Unterkiefer fehlt, rechter Jochbogen beſchädigt.

HM. 23. Schädel eines älteren Mannes; Unterkiefer fehlt. Unregelmäßige flache Narben an der rechten Stirnbeinhälfte etwa in der Gegend des Tuber; narbige Vertiefung am linken Scheitelbein unweit des Lambdarandes; geheilter Bruch des rechten Jochbogens mit ſtarker Infraktur. Die Schuppe des Schläfenbeines beiderſeits oben nicht rund, ſondern einen rechten Winkel bildend, ſo daß die Schuppe beiderſeits die Form eines rechtwinkligen Dreieckes hat.

HM. 24. Älterer Mann; Unterkiefer fehlt. Geheilter Bruch der Spitzen beider Naſenbeine; außerdem zwei große tiefe Narben am Stirnbein, beiderſeits, aber nicht ſymmetriſch, innerhalb der lin. semicirculares; die rechts iſt flacher, unregelmäßig rundlich, etwa 2,5 cm im Durchmeſſer haltend, die linke etwas kleiner, mehr länglich und tiefer. Außerdem eine dritte 3,9 cm lange, 1,5 cm breite rauhe Narbe am linken Scheitelbeine ganz nahe dem Bregma. Die Schneidezähne ſind intra vitam verloren gegangen.

HM. 25. Erwachſener Mann; ohne Unterkiefer, perſiſtierende Stirnnaht; links ein kleines Epiptericum; Kopf ſehr breit; unbedeutende ſeichte Narben über das ganze Schädeldach.

HM. 26. Erwachſener Mann; Unterkiefer fehlt, leicht partiell hydrocephal; links ein kleines, rechts ein ſehr großes Epiptericum; die

ganze Schuppe des Hinterhauptbeines ſtark vortretend und durch eine breite ſchräge Stufe von dem Kontur der Scheitelbeine abgeſetzt; die ganze Stufe aus ſehr zahlreichen kleinen Schaltknochen zuſammengeſetzt. Sehr ſtarke Arthritis beider Kiefergelenke.

HM. 27. Schädel eines älteren Mannes; Unterkiefer fehlt. Beide Naſenbeine mehrfach frakturiert, aber gut geheilt. Ein kleiner Subſtanzverluſt in dieſer Gegend täuſcht im erſten Augenblick Lues vor; doch erſcheint dieſe bei näherer Betrachtung völlig ausgeſchloſſen. Rechts ein Epiptericum, das wohl am beſten als oss. postfrontale anzuſehen wäre.

A. G. 1. Erwachſener Mann; Unterkiefer nicht zugehörig; in der Mitte der linken Kronennaht eine anſcheinend nicht ganz ausgeheilte, erſt im Vernarben begriffene längliche Knochenwunde, vielleicht von einem Hiebe herrührend.

A. G. 2. Älterer Mann; Unterkiefer nicht zugehörig; keine Narben.

A. G. 3. Erwachſenes Individuum, höchſt wahrſcheinlich weiblich; Unterkiefer nicht zugehörig. Am linken Scheitelbeine eine flache Narbe, vielleicht von einer begonnenen, aber nicht zu Ende geführten Trepanation.

S. 282. Erwachſener Mann; Unterkiefer nicht zugehörig; auffallend breit; keine Narben.

S. 283. Schädel einer älteren Frau, ſehr groß, dabei leicht und zart, Geſicht faſt gracil. Der mitgemeſſene Unterkiefer nicht zugehörig. Alle Nähte, mit Ausnahme der die Schläfenſchuppe umgebenden, faſt vollſtändig verſtrichen; die meiſten Prämolaren und Molaren ſchon intra vitam verloren gegangen. Keine Narben.

III. A. 36. Vollſtändige Mumie; die Hautdecken mehrfach völlig zerſtört, ſo beſonders die über der Bauchhöhle. Ein Bruch der Halswirbelſäule iſt wohl erſt in Europa erfolgt und durch Heften mit Meſſingdraht behandelt. Bedenklicher iſt die Art der Einhüllung der ganzen Mumie in Ziegenfelle. Dieſe ſind im Gegenſatze zu dem Erhaltungszuſtande der Leiche ſo tadellos gut konſerviert, daß man unmöglich an gleiches Alter denken kann. Es ſcheint alſo, als ob die Mumie erſt nachträglich und für den Verſandt nach Europa zuſammengeputzt worden wäre. Ebenſo iſt die große Schmalheit des Schädels etwas auffallend; dieſer iſt mit einem L. B.-Index von 751 der ſchmalſte

unſerer ganzen Serie; ihm kommen nur S. 284 mit 753 nahe und HM. 22 mit 764, ſo daß im allgemeinen geſagt werden kann, daß die Berliner Mumie weder der Form des Schädels noch der Erhaltung nach ſich der Reihe der hier beſchriebenen 51 Schädel gut anſchließt.

Messey. Schädel eines erwachſenen, ſehr kräftigen Mannes. Kopf lang und ſchmal, Geſicht niedrig und breit, dabei die Naſe verhältnismäßig ſehr ſchmal. An beiden Wangenbeinen ein proc. marginalis; an der rechten Schläfenlinie eine der Richtung des Schläfenmuskels entſprechende Exoſtoſe; beiderſeitige Stenokrotaphie. Die aufſteigenden Äſte des Unterkiefers ſehr breit und kurz. Alle Zähne ſtark abgeſchliffen, ganz beſonders aber der erſte linke Molaris im Unterkiefer; dieſer iſt bis über den Alveolarrand herab abgearbeitet, während der entſprechende Zahn rechts ebenſo wie ſeine Nachbaren noch 7 mm über den Alveolarrand erhalten iſt. Geheilter Bruch der vorderen Wand der Highmore-Höhle.

Die eben beſchriebenen 52 Schädel habe ich, nach dem Geſchlechte und nach dem Längen-Breiten-Index geordnet, in die beiden folgenden Tabellen gebracht. (S. S. 304 und 305.) Die beiden Schädel S. 284 und HM. 5, deren Geſchlecht nicht ermittelt werden konnte, ſind anhangweiſe der Tabelle II beigefügt, aber ſonſt nicht weiter berückſichtigt worden, ſo daß die Betrachtungen und Folgerungen, die wir an die Tabellen knüpfen, ſich nur auf 50 Schädel beziehen, von denen, wie bereits einmal erwähnt, 39 als männlich, 11 als weiblich zu betrachten ſind. Die letzteren ſind in der Tabelle II mit römiſchen Ziffern fortlaufend numeriert.

Aus dieſen beiden Tabellen leite ich, um einen vorläufigen Überblick über die Form des Hirnſchädels zu gewinnen, zunächſt das folgende Schema ab.

Abgerundete Längen-Breiten-Indices:

Längen-Höhen-Indices; die der weiblichen Schädel mit vorgeſetztem ♀ bezeichnet.	75	76	77	78	79	80	81	82	83	84	85
	717	747	689	727	739	731	727	729	808	747	758
			709	705	724	707	710	764	743	708	791
			711	716	690		730	693	758	702	♀ 757
			733	728	753		724	705	♀ 717	♀ 805	
			725	723	736		731	737			
				744	♀ 708		♀ 726	♀ 784			
				729	♀ 732		♀ 672				
				♀ 724			♀ 742				
				♀ 744							

Tabelle I. Männliche Schädel.

Laufende Nr.	Bezeichnung.	Länge.	Breite.	Höhe.	Gesichtsbreite.	Jochbreite.	Gesichtshöhe.	Obergesichtshöhe.	L : B.	L : H.	Obergesichtsindex.	Alter.	
1	III. A. 36	177	133	(127)	97	139	109	66	751	717	680	matur.	
2	HM. 22	182	139	136	95	(133)	—	74	764	747	779	matur.	Epipterica.
3	HM. 8	190	146	131	101	130	(123)	77	768	689	762	adult.	Narben.
4	S. 285	182	140	129	107	(135)	—	66	769	709	617	matur.	Unbedeutende Narben.
5	HM. 7	187	144	133	108	133	(115)	71	770	711	657	matur.	Epiptericum.
6	HM. 9	187	144	137	101	132	(121)	74	770	733	733	matur.	Narben.
7	Messey	182	141	132	95	133	109	65	775	725	694	adult.	Fraktur.
8	S. 287	183	142	133	100	139	—	68	776	727	680	adult.	Par IV, Epipterika, Narben, Fraktur.
9	HM. 3	190	148	134	96	136	—	73	779	705	760	matur.	Große Narbe.
10	HM. 14	187	146	134	100	(130)	116	70	781	716	700	matur.	
11	HM. 15	180	141	131	96	125	117	71	783	728	739	adult.	Große Narbe.
12	S. 288	184	144	133	95	132	(115)	71	783	723	737	ad.-mat.	Große Trepan-Narbe.
13	HM. 19	184	144	137	105	132	—	67	783	744	638	matur.	
14	HM. 2	181	142	132	99	137	—	77	784	729	778	matur.	Trepan-Narbe.
15	HM. 23	184	145	136	106	(135)	—	71	788	739	670	matur.	Narbe und Fraktur.
16	S. 286	181	143	131	98	142	122	76	790	724	775	matur.	Narbe, Arthritis.
17	HM. 10	181	143	125	95	128	111	68	790	690	716	adult.	Zähne z. T. ausgeschlagen.
18	S. 289	182	144	137	99	137	127	79	791	753	798	matur.	Narben, Arthrose.
19	S. 290	182	144	134	107	138	—	71	791	736	663	matur.	
20	HM. 6	182	145	133	102	132	(123)	78	797	731	765	adult.	
21	AG. 1	174	140	123	92	(129)	(120)	68	805	707	739	adult.	Narbe.

Laufende Nr.	Bezeichnung.	Länge.	Breite.	Höhe.	Gesichtsbreite.	Jochbreite.	Gesichtshöhe.	Obergesichts-höhe.	L. : B.	L. : H.	Obergesichts-index.	Alter.	
22	HM. 27	176	142	128	95	136	—	71	807	727	747	adult.	Epitericum.
23	HM. 26	193	156	137	96	139	—	73	808	710	761	adult.	Hydrocephal.
24	S. 292	178	144	130	99	132	—	71	809	730	788	matur.	Fraktur.
25	S. 293	185	150	134	109	149	(125)	74	811	724	779	matur.	Trepaniert.
26	HM 1	182	148	133	99	(144)	—	71	813	731	717	matur.	
27	HM. 21	184	150	134	98	135	—	73	815	729	745	matur.	
28	HM. 16	174	142	133	107	134	(120)	71 (+ 2)	816	764	692	adult.	Fraktur der Nase.
29	S. 295	192	157	133	93	?	(115)	72	818	693	774	matur.	Narbe, Kephalone.
30	HM. 24	180	148	127	104	139	—	72 (+ 2)	822	705	711	matur.	Narben.
31	AG. 2	171	141	126	94	125	(120)	(73)	824	737	776	matur.	Narbe.
32	S. 296	172	142	139	102	139	—	65 (+ 2)	826	808	735	senil	Schläfenenge.
33	S. 298	175	145	130	96	136	118	71	828	743	739	matur.	Narben, Fraktur.
34	HM. 11	178	148	135	102	134	125	73	831	758	716	adult.	Narben, Exostose.
35	S. 299	174	146	130	99	134	—	68	839	747	686	matur.	Narben.
36	HM. 25	178	150	126	102	140	—	75	843	708	735	adult.	Stirnnaht.
37	S. 300	181	153	127	100	136	—	69	845	702	690	matur.	Schaltknochen, Narben.
38	S. 282	182	154	138	100	131	(104)	71	846	758	710	adult.	
39	HM. 17	172	147	136	100	134	128	78	855	791	780	matur.	

Tabelle II. Weibliche Schädel.

Laufende Nr.	Bezeichnung.	Länge.	Breite.	Höhe.	Gesichtsbreite.	Jochbreite.	Gesichtshöhe.	Obergesichtshöhe.	L : B.	L : H.	Obergesichtsindex.	Alter.	
I	S. 283	181	141	131	96	124	(118)	69	779	724	719	matur.	
II	HM. 4	176	138	131	101	125	(121)	76	784	744	752	adult.	Obertieferfraktur.
III	S. 291	178	141	126	100	—	117	71	792	708	710	adult.	Schläfenenge.
IV	AG. 3	176	140	129	98	127	(105)	63	795	732	643	adult.	
V	HM. 13	175	141	127	94	125	107	69	806	726	734	juven.	Proc. marginalis.
VI	HM. 12	171	139	115	92	119	107	66	813	672	717	adult.	Schläfenenge.
VII	S. 294	167	136	122(+2)	87	119	112	66	814	742	759	adult.	Bregma-Narbe.
VIII	HM. 18	171	141	134	97	125	—	74	824	784	637	adult.	
IX	S. 297	173	143	124	87	(126)	—	63	827	717	724	adult.	
X	HM. 20	159	134	128	80	(118)	( )	66	843	805	825	adult.	
XI	S. 301	169	144	128	93	123	—	65	852	757	699	adult.	asymmetrisch.

Anhang: Schädel, deren Geschlecht nicht ermittelt wurde.

40	S. 284	182	137	(124)	95	(124)	(120)	72	753	681		adult.	Schwammige Exostose.
41	HM. 5	190	152	121	91	(133)	(106)	64	800	637		matur.	Große Narbe. Hydrocephalus.

Die kleine Tabelle auf S. 303 ist wohl sofort verständlich. In der obersten Reihe stehen arithmetisch geordnet die Längen-Breiten-Indices; um das Schema zu vereinfachen, sind sie auf zweiziffrige Zahlen reduziert; sie reichen von 75 bis 85. Keiner unsrer Schädel ist schmäler, keiner breiter. In die Spalten unter diesem ersten Teile sind die Längen-Höhen-Indices eingetragen, und zwar so, daß jeder Schädel sein Feld für sich hat und immer in der ihm durch seinen Längen-Breiten-Index angewiesenen Kolumne. Wir bemerken da sofort eine unverkennbare Zweiteilung; die meisten Indices gruppieren sich nämlich um 78 und um 81. Nach der früher so beliebten, von mir schon seit Jahren eifrig angefochtenen Methode der arithmetischen Mittel würde man allerdings zu einem mittleren Index von ungefähr 80 gelangen. Diesem entsprechen in der That aber nur zwei unserer Schädel, also genau 4 %. Das kann kaum ein Zufall sein, da wir immerhin das nicht unansehnliche Material von 50 Schädeln vor uns haben, und so nahe auch die Centren von 78 und von 81 aneinander liegen, so kann doch das Schema kaum anders gedeutet werden, als indem wir annehmen, daß mindestens *zwei von einander ganz getrennte Elemente* zu der Zusammensetzung jener alten Canarier beigetragen haben, von denen unsere Schädel stammen. Diese Auffassung wird durch die Betrachtung der weiblichen Schädel noch verstärkt; sie sind in das Schema mit aufgenommen, aber immer an den Schluß der Kolumnen und durch ein vorgesetztes ♀ besonders gekennzeichnet. Sie gruppieren sich nach genau denselben Gesetzen wie die männlichen Schädel, neigen zwar etwas mehr zur Brachycephalie als diese, verstärken aber das Übergewicht der Indices 78 und 81 in sehr ausgesprochener Weise. Ich unterlasse hier, wo es sich mir ja hauptsächlich um eine Beschreibung der neuen von Dr. *Hans Meyer* gesammelten Schädel handelt, absichtlich jedes Zurückgreifen auf die ältere Litteratur, das sonst vielleicht gerade an dieser Stelle am Platze wäre, und bemühe mich, unabhängig von meinen Vorgängern, allein nur aus dem mir in natura vorliegenden Materiale zu schöpfen.

Ich gehe deshalb gleich zu einem anderen Schema über, das auch die Höhenverhältnisse des Schädels mit in Betracht zieht.

Die oberste Zeile (S. 308) enthält die auf zwei Ziffern reduzierten Längen-Höhen-Indices; in die vertikalen Kolumnen aber sind die laufenden Nummern der einzelnen 50 Schädel da eingetragen, wo sie dem Längen-Höhen-Index nach hin gehören. Da die laufenden Nummern aber bei den

Längen-Höhen-Indices.

Laufende Nummern: 1—39 die männlichen, I—XI die weibl. Schädel, derart nach dem L:B-Index geordnet, daß je die höchsten Nummern den breitesten Schädeln entsprechen.	67	68	69	70	71	72	73	74	75	76	77	78	79	80	81
	VI		3	30	4	1	6	13	2	28		VIII	39	X	32
			17	37	5	7	8	15	18	34					
			29		9	10	11	31	35	38					
					21	12	14	33		XI					
					23	16	19	II							
					36	25	20	VII							
					III	I	22								
						IX	24								
							26								
							27								
							IV								
							V								

schmalsten Schädeln beginnen und bei den breitesten schließen, gestattet das Schema ohne Schwierigkeit, auch die Breitenverhältnisse mit in Betracht zu ziehen. Es gruppieren sich also 40 Schädel = 80 % um einen Längen-Höhen-Index von 73; diese verteilen sich derart auf die Indices zwischen 71 und 76, daß allein 12 Schädel auf den Index 73 fallen und die übrigen 28 in die unmittelbare Nachbarschaft. Nur 6 Schädel sind wesentlich niedriger, nur 4 sind wesentlich höher.

Mit diesen letzteren vier aber müssen wir uns jetzt noch besonders beschäftigen, denn sie vertreten ein neues, drittes Element unter unseren alten Canariern. Es sind zwei männliche und zwei weibliche Schädel: S. 296, HM. 17 die einen, und HM. 18 und HM. 20 die anderen. Durch eine überwiegende Zahl von Einzeleigenschaften gehört auch noch ein fünfter Schädel aus unserer Serie zu ihnen: S. 301, gleichfalls ein weiblicher.

Was schon bei der Beschreibung der einzelnen Schädel nach dem bloßen Gesamteindrucke hervorgehoben wurde, das wird nun durch die Messungen und durch die schematische Behandlung derselben bestätigt: Es ist völlig unmöglich, diese fünf Schädel irgend wie mit den anderen fünfundvierzig in engere Beziehungen zu bringen; wir können nicht anders, als sie für die Vertreter eines ganz eigenartigen Volkes erklären, das sich irgendwie nach den Canarischen Inseln verirrt hat. Wie schon im beschreibenden Text (S. 297, 300) erwähnt, habe ich völlig gleichartige Typen zuerst in Vorderasien nachgewiesen; ich habe aber schon 1889 angedeutet und habe es seither oft genug wiederholt und immer bestimmter

ausgeführt, daß dieſe alten Vorderaſiaten, die ihrerſeits urſprünglich wohl irgendwo in Centralaſien zu Hauſe ſind oder ſich auch dahin ausgebreitet haben, anatomiſch nicht von den kleinen brünetten Kurzköpfen unterſchieden werden können, die in ganz Europa zerſtreut ſind und ſich am dichteſten in den weſtlichen Alpen, in Tirol, in der Schweiz und in Savoyen erhalten haben.

Ich kann allerdings nicht ſagen, daß meine Anſicht von der Abſtammung unſerer alpinen Hypſibrachycephalen aus Vorderaſien und meine Theorie von der ſelbſt eine mehrtauſendjährige Raſſenkreuzung überdauernden Energie der Vererbung bisher beſondere Anerkennung gefunden haben, aber Rudolf Virchow hat jetzt zu dieſen Fragen Stellung genommen; in ſeiner neueſten akademiſchen Abhandlung (Berlin 1895) „Uber die kulturgeſchichtliche Stellung des Kaukaſus", in der er in ſo erfreulicher Weiſe die alte Blumenbach'ſche Gleichung kaukaſiſch = ariſch für immer aus der Welt ſchafft, heißt es:

„Es würde zu weit führen, wenn ich an dieſer Stelle die Frage des brachycephalen Typus, der weithin durch die Gebirgsländer Europas verbreitet iſt, ausführlich erörtern wollte. Eine unmittelbare Folge für unſer Urteil hat es nicht, zu wiſſen, daß die heutigen Albaneſen, Tiroler und Schweizer vorherrſchend dieſem Typus angehören. Wollte man ſie in den Vordergrund der Betrachtung ſchieben, ſo würde das ohne eine Revolution der landläufigen Vorſtellung über die phyſiſchen Merkmale der Arier nicht ausführbar ſein."

Aber dieſe „Revolution" kann ſchließlich nicht ausbleiben, und ich perſönlich bin ſehr ſtolz darauf, ſie vorbereitet und eingeleitet zu haben.

Ebenſo wie die „Indogermanen" längſt wieder von der Anthropologie fallen gelaſſen und auf das rein linguiſtiſche Gebiet zurückgedrängt werden mußten, genau ebenſo muß auch der Begriff der „Arier" völlig neugeprägt worden: Unſere hypſibrachycephalen Landsleute, Freunde und Nachbarn mögen noch ſo „ariſch" reden und fühlen und denken, ihr Schädelbau läßt ſie deshalb doch als direkte Nachkommen derſelben alten Vorderaſiaten erſcheinen, von denen auch der größte Teil unſerer Juden abſtammt. Thatſächlich habe ich ſchon 1892 in Ulm*) gezeigt, daß unſere modernen Juden durchaus nicht reine Semiten

*) XXIII. Verſammlung der Deutſchen anthropolog. Geſellſchaft. Aus dem Berichte über dieſe Verſammlung im „Correſp.-Blatt" 1892 ſetze ich der raſcheren Orientierung wegen die folgenden Zeilen wörtlich hierher:

ſind, ſondern zum weitaus größerem Teile von der vorſemitiſchen Urbevölkerung Vorderaſiens abſtammen.

Auch in der ariſchen Frage alſo wird man ſchärfer als bisher die anatomiſch-anthropometriſche von der linguiſtiſchen Seite zu trennen haben. Inzwiſchen finden wir nun wirklich deutliche und unverkennbare Sproſſen meiner vorderaſiatiſchen Armenoïden auch auf den Canarien. Durch ganz Europa und bis über die Weſtküſte von Afrika hinaus laſſen ſich dieſe kleinen Brünetten verfolgen. Ich kann ſagen, daß mir ſelten ein Wiederſehen größere Freude gemacht hat; freilich ſind es nur fünf Schädel, aber aus einer Reihe von fünfzig würden ſie immerhin die ganz ſtattliche Anzahl von 10% ergeben. Ganz ungemiſcht iſt jedoch auch ſonſt meine Freude nicht geblieben; zwar an der vollſtändigen Identität iſt kein Zweifel möglich, das quis, quid, ubi iſt erledigt, auch die auxilia und das cur ſind mir zunächſt gleichgiltig, aber das quomodo und vor allem das quando geben noch viel zu denken. Thatſächlich möchte ich die Frage, wie und wann die Voreltern meiner brünetten Freunde nach den Canarien gelangt ſind, vorläufig lieber offen laſſen; ignoramus, hoffentlich nicht auch ignorabimus.

Einſtweilen müſſen wir uns damit beſcheiden, überhaupt die Exiſtenz von hoch- und breitſchädeligen kleinen und ausgeſprochen brünetten Menſchen, die mit der vorſemitiſchen Urbevölkerung Vorderaſiens phyſiſch vollkommen übereinſtimmen, auch auf den Canariſchen Inſeln nachgewieſen zu haben, und kehren nun wieder zu den der Zahl nach viel bedeutenderen anderen Elementen unter den alten Canariern zurück. Wie Dr. Hans Meyer im zweiten Kapitel dieſes Buches, dem ich dieſe anthropologiſche Skizze als Anhang beigeben darf, ausführlich zeigt, kommen da einerſeits wirkliche Verwandte der uralten Cro-Magnon-

---

„Dieſe Urbevölkerung, über die ich 1888 ausführlich berichtet habe, hätte ich vielleicht protokappadokiſch nennen können, doch habe ich damals, um ja ſtrenge innerhalb meines perſönlichen Arbeitsgebietes, der vergleichenden Raſſen-Anatomie zu bleiben, den Ausdruck armenoïd für dieſelbe in Vorſchlag gebracht. Nun hat es aber ein ſchöner Zufall gefügt, daß zur ſelben Zeit und völlig unabhängig von einander und von mir Hommel und Pauli auf dem Wege linguiſtiſcher Studien zu der Annahme einer vorgriechiſchen und nicht ariſchen Sprachfamilie geführt wurden, welche von Hommel als die alarodiſche bezeichnet wird und auch das Baskiſche mit einſchließt, genau wie auch ich für meine armenoïde Urbevölkerung Kleinaſiens auf die anſcheinende Verwandtſchaft mit den kleinen brünetten Rundköpfen des weſtlichen Europa, mit dem Diſſentis-Typus und mit den Savoyarden hingewieſen hatte.“

Menſchen in Frage, nämlich die eigentlichen blonden Guanchen, und anderſeits brünette „Hamiten“.

Ich hatte gehofft, eine vollſtändige und klare Scheidung dieſer beiden Elemente auch aus den Geſichtsverhältniſſen der Schädel ableiten zu können. Leider fehlen aber zu der großen Mehrzahl der hier behandelten Schädel vorläufig noch die richtigen Unterkiefer. Ich konnte mich auch nicht entſchließen, die ſechzehn Schädel mit Kiefer geſondert zu behandeln und noch weniger dazu, an die übrigen vierunddreißig Schädel die anderen Unterkiefer ſchlecht und recht anzupaſſen und dieſe „ergänzten“ Schädel dann zur Grundlage weitgehender Schlüſſe zu machen. Ich habe daher ganz auf die Geſichts-Indices verzichtet und mich darauf beſchränkt, einſtweilen nur die Obergeſichts-Indices zu berechnen. Dieſe geben das folgende Schema, das völlig in der Art der vorhergehenden angeordnet iſt und daher keiner weiteren Erläuterung bedarf.

Obergeſichts-Indices.

Laufende Nrn. geordnet wie bei dem Schema auf Seite 308	62	63	64	65	66	67	68	69	70	71	72	73	74	75	76	77	78	79	80	81	82
	4		13		5	15	1	7	10	30	17	6	11	22	3	16	2	24	18		X
			IV		19		8	28	XI	38	34	32	12	II	9	29	14				
								35		I	26	36	21		20		25				
								37		III	VI	V	27		23		31				
											IX		33		VII		39				
															VIII						

Leider iſt dieſes Schema nicht ſo einfach und auf den erſten Blick lehrreich wie die früheren, und es könnte faſt ſcheinen, als ob der Obergeſichts-Index wenigſtens für die Canarier nur von untergeordneter Bedeutung iſt. Zwar wird es uns nicht überraſchen, daß S. 285, der typiſche Cro-Magnon-Mann, an der Spitze der Reihe erſcheint und HM. 20, die typiſch armenoïde Frau, am Schluſſe derſelben, aber dafür erſcheint es um ſo ſchwieriger, im Innern der Reihe ſelbſt den Cro-Magnon-Typus ſicher von dem „hamitiſchen“ zu trennen.

Von ſehr großer Bedeutung wäre wohl auch eine genaue Meſſung der Unterkiefer; zu einer ſolchen fehlte mir bisher die Zeit. Ich beabſichtige aber, gelegentlich die ſämtlichen 52 Kiefer für ſich zu ſtudieren. Einſtweilen habe ich ſchon im beſchreibenden Teile dieſer Abhandlung in einigen Fällen auf die abnorme Breite der aufſteigenden Äſte aufmerkſam machen können, die bekanntlich eine hervorragende

Eigenſchaft auch der Cro-Magnon-Raſſe iſt. Auch unter den loſen Unterkiefern finden ſich noch fünf oder ſechs, die durch beſondere Breite der Äſte auffallen, ſo daß ſich aus der vorläufigen, nicht durch Meſſung unterſtützten Betrachtung ein Satz von rund 10% Cro-Magnon-Unterkiefern ergeben würde.

Verlaſſen wir hiermit das Kapitel der eigentlichen Raſſen-Anatomie, ſo bleiben noch einige andere Punkte übrig, die unter allen Umſtänden noch beſonders beleuchtet zu werden verdienen; ſie betreffen in erſter Linie die ſo zahlreich vorhandenen Nahtanomalien, ferner den hohen Grad und die eigenartige Form der Zahnabſchleifung, dann die häufigen und teilweiſe ſehr ſchweren, teilweiſe ſogar völlig rätſelhaften traumatiſchen Erſcheinungen und ſchließlich die Trepanation.

Dabei ſei auch gleich des Processus marginalis des Wangenbeines gedacht, der in mehr oder weniger hohem Grade bei 13 Schädeln beiderſeits zur Beobachtung gelangt, bei einem (S. 292) nur auf der linken Seite und bei dreien (HM. 16, HM. 24 und HM. 26) nur auf der rechten. Unter den 13 Schädeln mit beiderſeitigen Proc. marginalis (S. 286, 290, 298, 300 und 301, Meſſey und HM. 1, 2, 6, 7, 12, 13 und 19) ſind drei weibliche, oder genauer geſagt, zwei ſicher weibliche und der eine jugendliche, HM. 13, von dem ſchon oben ausdrücklich geſagt wurde, daß er wegen ſeiner ganz beſonders gracilen Form und wegen des entſchieden weiblichen Geſamthabitus zu den weiblichen Schädeln gerechnet wurde. Überhaupt findet ſich der Randhöcker des Wangenbeines bei unſern Canariern durchaus nicht immer gerade bei den kräftigſten und muskelſtärkſten Individuen, und auch das in vier Fällen aſſymetriſche Vorkommen ſcheint mir nicht dafür zu ſprechen, daß der Proc. marginalis notwendig immer nur mit beſonders kräftiger Entwickelung der Muskulatur in Zuſammenhang ſtehen müſſe. Im ganzen finden wir dieſen Höcker auf 30 Wangenbeinen, alſo in genau 30% aller Wangenbeine, wenn wir dabei die beiden pathologiſchen Schädel außer Acht laſſen, die keine Aufnahme in die Tabellen gefunden haben. Dieſe haben übrigens normale Wangenbeine ohne Höcker.

Was die Anomalien der Nähte angeht, ſo ſei zuerſt HM. 25 erwähnt, als der einzige Schädel mit perſiſtenter Stirnnaht. Ein Zerfall der Schuppe des Hinterhauptes iſt bei den drei Schädeln HM. 21, HM. 22 und S. 287 zu beobachten; den näheren Befund möge man im beſchreibenden Texte nachſehen. Anomalien im Lambdawinkel ſelbſt und in

der Lambdanaht sind im Texte teilweise schon erwähnt, können aber hier ganz außer acht gelassen werden. Hingegen müssen wir den Verhältnissen im Pterion besondere Aufmerksamkeit schenken. Schon vor zwanzig Jahren hat R. Virchow*) darauf hingewiesen, daß die alten Canarier, oder wie er damals noch einfach sagen konnte, die Guanches, zu den Stämmen gehören, bei denen er ungewöhnlich häufige und starke temporale Stenosen gefunden habe. Er bildete damals auch einen Canarier-Schädel mit Stenokrotaphie und einem Epipterikum ab, erwähnt aber weiter nichts über die Anzahl der damals von ihm untersuchten Canarier-Schädel und kam, soviel mir bewußt ist, auch später auf diese nicht mehr zurück. Jedenfalls war es also geboten, bei unserer neuen Serie die Anomalien des Pterion ganz besonders zu beachten. Dabei zeigte sich nun, daß fast ein Drittel der Schädel mit sehr hochgradiger Schläfenenge behaftet ist. Leider fehlt es uns auch heute noch an einem ziffermäßigen Ausdruck für die von Virchow als Stenokrotaphie bezeichnete temporale Stenose, und es wäre daher unmöglich, oder wenigstens unnütz, hier einen prozentualen Satz anzugeben. Ganz besonders hochgradig tritt uns die Erscheinung bei den Schädeln S. 294, S. 296 und bei dem mit Messey bezeichneten entgegen. Merkwürdigerweise ist ein richtiger Processus frontalis bei keinem einzigen aller 52 Schädel vorhanden, nur schwache „Anfänge" oder Andeutungen von solchen kommen bei einigen Schädeln vor.

Sehr häufig hingegen sind jene temporalen Schaltknochen, die man am einfachsten als Epipterika bezeichnet. Wir finden sie doppelseitig an 5 Schädeln, (HM. 4, 22, 26, S. 285 und 287), dreimal nur rechts (HM. 3, 27, S. 300) und ebensooft (HM. 7, 11, 25) auf der linken Seite. Unter allen diesen ist das Epipterikum von HM. 11 das größte, es ist 4 cm lang und 1,4 cm hoch; natürlich liegt es mit dem größten Teile seiner Ausdehnung über der Schuppe, nicht über der ala major. Auf der anderen Seite entspricht ihm nur ein ganz kleiner Fontanellknochen, der von dem Keilbeinflügel durch den Ansatz zu einem Processus frontalis ganz abgetrennt ist und daher nur der Schuppe allein aufliegt. Ähnliche kleine temporale Schaltknochen sind auch in zwei weiteren Fällen vorhanden, beidemale

*) Über einige Merkmale niederer Menschenrassen am Schädel. Abh. der Kgl. Akademie der Wissenschaften, Berlin 1875.

nur rechts. Alles in allem haben wir also 19 Schaltknochen in der Gegend des Pterion. Bei 7 von unseren 52 Schädeln sind aber sämtliche Nähte derselben obliteriert, so daß für eine prozentuale Angabe nur 45 Schädel, bezw. 90 Pteria, in Frage kommen würden; von diesen letzteren aber wären 21 % mit Schaltknochen behaftet.*) Es ist das ein Befund, der gewiß in mehr als einer Beziehung beachtenswert ist, und zum Nachdenken anreizt. Ich halte es aber nicht für richtig, an dieser Stelle weiter auf denselben einzugehen; nur auf etwas glaube ich auch hier aufmerksam machen zu dürfen, und das ist das mit dieser enormen Häufigkeit temporaler Schaltknochen zusammentreffende gänzliche Fehlen eines Processus frontalis. Wäre es richtig, die letzteren als Schaltknochen zu betrachten, die nur zufällig an der Schuppe festgewachsen sind, statt am Keilbeinflügel oder am Parietale, so müßte gerade bei unseren Canariern der Processus frontalis eine häufige Erscheinung sein.

Sehr viel kürzer kann ich mich über die Abschleifung der Zähne fassen; ich habe den hohen Grad derselben und ihre Häufigkeit auch bei Schädeln, die sonst einen jugendlichen Eindruck machen, schon eingangs erwähnt und habe besonders prägnante Fälle auch im beschreibenden Texte hervorgehoben. Zusammenfassend möchte ich jetzt betonen, daß es mir unmöglich erscheint, den hohen Grad der Abschleifung, die häufig nur bei einzelnen Zähnen vorhandene ganz schräge Neigung der Abschleifungsebene und die an vielen Schädeln nachweisbaren Lücken in der geschlossenen Zahnreihe einfach nur besonderen Nahrungsverhältnissen zuzuschreiben. Wo immer wir sehen, daß sandreiches Brot oder Kauen von Grassorten starke Usur der Zähne zur

*) Vergleiche hiermit vor allen Johannes Ranke, die Schädel der altbayerischen Landbevölkerung, in den „Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns", I. 1877. p. 228—285. Unter 2421 Schädeln der altbayerischen Bevölkerung fanden sich

43 mit vollkommenem Processus frontalis.
146 mit unvollkommenem „ „
2 mit vollkommenem Schläfenfortsatz des Stirnbeins.
4 mit unvollkommenem „ „ „
123 mit trennenden Schläfenschaltknochen.
128 mit nicht trennenden „

im ganzen also 446 Schädel mit gröberen Störungen in der Schläfengegend. Es kommen demnach auf je 100 altbayerischen Schädel über 18 mit Anomalien des Pterion, aber darunter nur 5 Epipterika, gegen 16 solche auf 100 Canarier.

Folge hat, da finden wir eine mehr oder minder regelmäßige Abſchleifung in horizontalen Ebenen, wie dies auch von vorn herein zu erwarten iſt. Ganz denſelben Formen begegnen wir auch in den Fällen, in denen individuelle oder raſſenmäßige Weichheit der Schmelzmaſſe und des Zahnbeines als Urſache der ſtarken Uſur zu gelten hat. Bei unſeren Canariern aber ſcheinen noch ganz ſpezielle Schädlichkeiten mitgewirkt zu haben. Ich bin über die Natur derſelben nicht ins Reine gekommen; fortwährendes Kauen an einem Fremdkörper mag in manchen Fällen als Urſache zu betrachten ſein; in anderen aber ſcheint auch dieſe Urſache ausgeſchloſſen. Dafür, daß es ſich in vielen Fällen wirklich um ganz beſondere, direkt krank machende Schädlichkeiten handelt, ſcheint mir auch die höchſt auffallende Häufigkeit von Zahnfiſteln zu ſprechen; unter unſeren 52 Schädeln ſind 14 mit Fiſteln behaftet und zwar meiſt mit mehreren, ſo daß im Durchſchnitt faſt auf jeden Schädel eine Zahnfiſtel entfallen würde.

Geradezu befremdend aber iſt die ungeheure Anzahl von Knochennarben, die unſere Schädel aufweiſen. Kleinere, verhältnismäßig unbedeutende und flache Narben finden ſich an fünf Schädeln, S. 286, 288, HM. 8, 25 und Meſſey; größere, teilweiſe ſehr tiefgehende Narben, die wohl alle von ernſteren Verletzungen ſtammen, bei acht Schädeln S. 289, 298, 299, 300, HM. 9, 11, 23 und 24. Dazu kommen noch drei Schädel mit geheilter Fraktur der Naſenbeine (S. 287, HM. 23 und 24), zwei Schädel mit geheilter Fraktur des Oberkiefers (Meſſey und HM. 4) und zwei weitere Schädel (S. 292 und HM. 16) mit Frakturen ſowohl der Naſenbeine als auch eines Oberkieferknochens, drei Schädel mit ausgeſchlagenen Zähnen (HM. 10, 16 und 24) und einer mit geheilter ſtarker Infraktur des Jochbogens. Das gibt im ganzen, von den fünf Schädeln mit leichteren Narben abgeſehen, volle 19 Fälle von Knochennarben, die wohl ohne Ausnahme auf ſchwere Verletzungen zurückzuführen ſind.

Hiezu kommen aber, und darauf möchte ich die Aufmerkſamkeit noch ganz beſonders lenken, weitere ſieben Schädel mit Narben in der Nähe des Bregma oder am Bregma ſelbſt; es ſind das die Schädel S. 289, 294, 295, HM. 3, 5, 15 und 24. Ich habe die einzelnen Narben im beſchreibenden Teile dieſer Arbeit ausführlich behandelt und könnte mich daher hier ſehr kurz faſſen, falls ich überhaupt noch etwas über dieſe höchſt ſonderbaren und eigenartigen Erſcheinungen zu ſagen hätte. Ich

kenne keine Knochenkrankheit, die da im Spiele sein könnte, und ich kann auch keine zufällige Gelegenheitsursachen für derartige Verletzungen auffinden; möglich, daß andere geschickter oder glücklicher sind, ich weiß einstweilen keine andere Erklärung als die Annahme, daß es sich hier um die Produkte regelrechter chirurgischer Eingriffe handelt. Ich bin mir der äußeren Unwahrscheinlichkeit einer solchen Erklärung vollkommen bewußt, aber ich kenne doch wieder so viele ganz toll und unbegreifbar scheinende Verirrungen der Volksmedizin, daß ich schließlich auch solche therapeutische Leistungen, wie das Anschaben des Hirnschädels, nicht für unmöglich halten möchte. Wir haben ja ohnehin schon gesehen, daß drei von unseren 52 Schädeln wirklich trepaniert sind, und eine vollständige Trepanation ist denn doch noch ein ganz anderer Eingriff in den Organismus, als das bloße Wegschaben der äußeren Schicht des Schädeldaches. Einen oder den anderen Fall unserer sieben großen Narben am Bregma könnte man ja auch wirklich als den Effekt einer unterbrochenen, nicht zu Ende geführten Trepanation betrachten, aber das bei allen sieben Fällen zu thun, würde doch wieder gegen unsere sonstigen Kenntnisse und Erfahrungen über die Trepanation bei primitiven Völkern verstoßen.

So sehe ich also keinen anderen Ausweg, als den, bei diesen sieben Schädeln wirklich an irgend eine neue, bisher unbekannte und jedenfalls höchst absonderliche Operation zu denken, über deren Zweck ich allerdings nicht einmal eine Vermutung aufzustellen wage.

Etwas besser sind wir über jenen anderen Eingriff unterrichtet, von dem drei unserer Schädel Zeugnis ablegen, über die Trepanation. Ich habe die einzelnen Schädel im beschreibenden Teile genau behandelt und kann, was das historische der Sache angeht, auf die betreffenden Abschnitte der meisten chirurgischen Lehrbücher verweisen und besonders auf eine, allerdings nicht erschöpfende Zusammenstellung bei Tillmanns.*) Es wird dann genügen, wenn ich einfach hier feststelle, daß zwei unserer Trepanierungen je ein Scheitelbein betreffen und die dritte das Stirnbein. (S. die Abbildungen auf S. 294, 297, 298.) Alle drei sind ganz zweifellos durch Schaben mit scharfen messerartigen Werkzeugen ausgeführt, wie schon die Querschnitte durch die Narbe beweisen, die schematisch so aussehen:

*) Langenbecks Archiv für Chirurgie. XXVIII. Vrgl. auch Bartels, Medicin der Naturvölker, Leipzig 1893.

Alle drei Operationen sind sicher in reiferem Alter gemacht, und alle drei sind sicher als ganz gelungen zu bezeichnen, da sie zu völlig glatten Narben geführt haben.

Nun gehört das Trepanieren bei primitiven Völkern doch eher zu den seltenen ethnographischen Eigenheiten, und es liegt deshalb nahe, die Frage aufzuwerfen, ob es nicht möglich wäre, auch aus dieser kuriosen Sitte auf irgend welche Stammesverwandtschaft der Canarier mit einem festländischen Volke zu schließen. Und diese Frage muß bejaht werden; sie kann es sogar nach zwei Richtungen hin. Zunächst müssen wir da natürlich an die große Serie von trepanierten Schädeln aus Südfrankreich denken, deren Kenntnis wir Prunières*) und Broca**) verdanken.

Zu untersuchen, in wie weit diese neolithischen Menschen aus der Höhle L'homme mort und ihre Verwandten mit den Cro-Magnon-Menschen zusammengehören, würde hier zu weit führen; ich muß mich darauf beschränken, hier überhaupt auf diese Funde von La Lozère hinzuweisen. Hingegen möchte ich etwas ausführlicher auf die zweite Richtung eingehen, nach der unsere Nachforschungen zu lenken wären. Zwei französische Militärärzte, L. T. Martin***) und Amédie Paris†) haben in Arbeiten, die sehr wenig gekannt sind, und von denen ich selbst die eine überhaupt gar nie, die andere nur zufällig vor vielen Jahren einmal gesehen habe, ganz ausführlich darüber berichtet, daß in der Algerischen Provinz Constantine, am Dschebl Aurès Kabylen, echte Berberische Kabylen leben, welche heute noch trepanieren. Wir erfahren von diesen beiden Ärzten, daß diese Aurès-Kabylen heute noch aus folgenden Anlässen trepanieren:

*) Association française; Compte rendu 2me session (Lyon 1873) Paris 1874.

**) Sur la trépanation du crâne etc. Paris 1877, und in der Revue d'anthropologie. VI. Paris 1877. Es ist ein eigenartiger Zufall, daß Broca in dieser Arbeit gerade einen Canarier-Schädel (ein Geschenk von Dr. Chil) abbildet, welcher mit den so seltenen und rätselhaften symmetrischen Löchern in der Gegend der foramina nutrit. der Scheitelbeine behaftet ist. Es liegt jetzt nahe, gerade bei einem Canarier an die Möglichkeit einer symmetrischen Trepanation zu denken, aber ich möchte doch glauben, daß Broca richtig gesehen hat, und daß es sich in diesem Falle wirklich um angeborene Defekte handelt, nicht um Trepanations-Narben.

***) La trépanation du crâne, telle qu'elle est pratiquée par les Kabyles de l'Aurès. Montpellier 1867.

†) De la trépanation céphalique, pratiquée par les médicins indigènes de l'Aouress (Constantine). Gaz. médic. de l'Algérie, 1868.

1) bei Splitterbrüchen des Schädels,
2) bei anderen Verletzungen des Schädeldaches,
3) bei heftigen Kopfschmerzen,
4) bei Knochenkrankheiten.

Ja, Amédie Paris erzählt sogar von einem Falle, bei dem von zwei Kabylen, die in Streit und Prügelei geraten waren, der eine, ohne irgend eine wesentliche Verletzung erlitten zu haben, sich nach einigen Tagen trepanieren ließ, rein nur, um von seinem Gegner eine große Geldbuße wegen schwerer Körperverletzung erpressen zu können. Ebenso erzählt Martin, daß er Leute gesehen, die fünf- und sechsmal in ihrem Leben trepaniert worden seien. Ich weiß nicht, ob in den französischen Sammlungen greifbare Belege für diese merkwürdigen Überlebsel aus der neolithischen Zeit in einem Mittelmeerland vorhanden sind, aber ich glaube doch, auf die Berichte dieser Ärzte hinweisen zu sollen, und dies um so mehr, als beide ganz genaue Angaben auch über die Technik der Operation und das nötige Instrumentarium machen. Ausgeführt wird dieselbe von dem „Thebibe", einem Priesterarzt, in dessen Familie die Kunst des Trepanierens erblich überliefert wird. Es erscheint dabei ganz besonders merkwürdig, daß nicht nur der Operateur, sondern auch jeder Operierte eine Art von religiöser Verehrung genießt, denn ganz dasselbe muß völlig einwandfrei aus den erst später (1873) bekannt gewordenen neolithischen Funden Dr. Prunières' geschlossen werden, da die aus Stücken von trepanierten Schädeln hergestellten Amulette doch nur in diesem Sinne gedeutet werden können.

Die Operation selbst wird natürlich mit +förmigen Schnitten durch die Kopfschwarte begonnen. Nachdem dann das Operationsfeld völlig freigelegt ist, werden mit einem Werkzeuge, das unseren Stichelnadeln ähnlich ist, das also nicht über eine bestimmte Tiefe eindringen kann, durch Quirlen zwischen den Händen lauter einzelne Löcher gebohrt, die im Kreise um das zu entfernende Schädelstück angelegt werden. Dabei wird Loch an Loch gesetzt, genau ebenso, wie man früher die großen eisernen Panzerplatten, wenn sie roh aus den Walzen kamen und an den Rändern beschnitten werden mußten, erst durch dicht nebeneinander gestellte Bohrlöcher für das Zuschneiden vorbereitete. Die weitere Operation kann nun in ganz verschiedener Weise durchgeführt werden. Sind die Bohrlöcher sehr dicht aneinander gesetzt, so kann

das Knochenstück durch allerhand Meißel, spatelförmige Elevatoren, gekrümmte Haken und ähnliche Werkzeuge losgebrochen werden; sonst kommen gerade und konvexe Sägen in Anwendung, immer aber werden nach Entfernung der Knochenscheibe die Wundränder irgendwie gereinigt und geglättet, bevor der hauptsächlich aus Butter und Frauenmilch bestehende Verband angelegt wird. Leider ist über die Statistik dieser Operation nichts bekannt. Die einheimischen Operateure freilich sollen sie für völlig harmlos erklären; erweist sie sich in der Folge aber als tödlich, dann war es eben Kismet (vom Schicksal bestimmt), und der Tod wäre auch ohne Operation eingetreten.

So haben wir es also nicht nötig, um etwas über die Trepanation bei modernen primitiven Völkern zu erfahren, bis nach Melanesien zu reisen; wir können das schon in Algier thun. Jedenfalls aber glaube ich nicht zu irren, wenn ich die Trepanation der Canarier in ganz direkten Zusammenhang mit jener der Berberischen Kabylen am Dschebl Aurès bringe. Wir kennen allerdings sonst keinen Berberstamm, der heute noch trepaniert, aber wir können uns wohl vorstellen, daß eine solche noch aus der Steinzeit stammende Sitte sich nur unter ganz besonders günstigen Umständen in einem eng umgrenzten entlegenen Gebiete erhalten hat, während sie sonst in der Umgebung überall ausgestorben ist.

Und mit diesem Hinweise möchte ich meinen vorläufigen und, wie ich wohl weiß, in mehr als einer Beziehung lückenhaften Bericht über die von Dr. Hans Meyer gesammelten Canarierschädel schließen, aber nicht ohne ihm auch für diese neue und wertvolle Bereicherung unserer Sammlungen und Kenntnisse in aller Form Dank zu sagen.

Register.

Abſchleifung der Zähne 293, 314.
Ackerbau der alten Canarier 37.
— obere Grenze über Guia 230
— oberſte Grenze auf der Nordſeite 147, 169.
— — auf der Südſeite 188, 189.
Ackerbauzonen in der Icodmulde 246.
Adeje, alte Guanchenhauptſtadt 210.
— Ortſchaft 209.
Adejeberge 209.
Adeje-Lorenzoberge 22, 132.
Adel der alten Canarier 39.
Agua Garcia, Lorbeerwald 79.
— Manſa 147.
Aguerdes, Dorf 65.
Aguilar, Don A. IV.
Alta Viſta 260, 278.
Amphibien 30.
Anagaberge, allgemeines 22.
— Cumbre 70, 72.
— Eroſion 73
— Fauna 62.
— Feldbau 60.
— Gangmauern 63, 74.
— Küſte 54.
— Lorbeerwald 64.
— Meteorologie 64, 75.
— Südſeite 60.
— Thäler 73.
— Vegetation 75.
— Weſtſeite 69.
Aneroidbarometer 9.
Anomalie der Nähte an Canarierſchädeln 313.
Anpaſſung der Pflanzen an die Bodenwärme im Hochland 195.
Antonio, Arriero 250, 259.
Apotheke, kleine 11.
Araſo, Lavaſtröme 158.
— Ortſchaft 158.
Arenas negras 180.
Arguayo, Ortſchaft 132, 200, 222.
Arier, Begriff 309
Aripe, Ortſchaft 228.
Armenoïde, vorderaſiatiſche 310.
Arona, Ortſchaft 200, 206.
Arrieros 11, 59.
Atlantis 21.
Atlasgebirge 20.
Azulejos, Los, in den Cañadas 193.

Balſamieren bei den alten Canariern 36.
Bandas del Norte, Allgemeines, 78, 84.
Bandas del Sur, Allgemeines 197.
— afrikaniſcher Charakter 202.
— Bau 198.
— Bevölkerung 201.
— Bodenkultur 200.
— Gebirgsabhang 218.
— Küſtengebiet 207.
— Meeresbeſchaffenheit 204.
— Meteorologie 199.
— Name 198.
— ödeſter Teil 220.
— Südhälfte 203.
— Vegetation 199, 208.
Bankiers für Reiſende 56.
Barranco del Agua 146.
— de Badajoz 161.
— del Boſſo, auf der Weſtſeite 220.
— del Caſtro 107.

Barranco Chimichi 149.
— de Guia, auf der Weſtſeite 220.
— hondo, bei Victoria 88.
— del Infierno, Alter 214.
— — Bau 211.
— — Grabhöhlen 215.
— — Stimmung 213.
— del Jabo 218.
— de Jerque 218.
— Martianez 104.
— de la Raya 251.
— del Rio, bei Guajara 187.
— — bei Guimar 161.
— Ruiz 106.
— de Tijocco 217.
Barranco-Vegetation 107.
Barrancos auf den Bandas del Sur 199.
Barrancos-Entſtehung 140.
Bartflechten, im Pinienwald 245.
Baſaltſäulen in Nord-Teno 124.
Basken 44.
Bau von Teneriſe 21.
Berber 41, 45, 317, 319.
Berber-Abſtammung der Guanchen 41.
Berge von Adeje 209.
— von San Lorenzo 205.
Bergkrankheit 264, 269.
Berthelot, S. IV, 12, 14.
Beſtandteile von Teneriſe 22.
Bethencourt, Jean de 47.
— Don José 59, 68, 277, 279.
Bimsſteindecke in den Oſtcañadas 255.
Bimsſteine der Montaña blanca 256.
— am Pico Viejo 238.
— des Piton 269.
— Verbreitung in den Cañadas 193.
Blocklava, bei Guia 220.
— phantaſtiſche Formen 233.
Boca de Tauze 226, 231.
Bocas im weſtl. Teydecirkus 226.
Bodenkultur auf den Bandas del Sur 200.
Bodenkultur, Grenze oberhalb Guia 230.
Bodenwärme im Hochland 195.
Bolle, C. IV, 12.
Bomben, vulkaniſche 156, 236, 241.
Botaniſcher Garten bei Puerto Orotava 98.
Brachycephalen 33.
Brandung der Nordküſte 103, 116.
Broca, P. 290, 317.
Bruchſpalten, vulkaniſche 18.
Buch, L. von 12, 257.
Büchle, Konſul IV, 56, 164.
Buen Paſo 108.
Buena Viſta, Ortſchaft 124.
Buſaderos in Teno 124.

Caldera de Agua Manſa 150.
Canarienvogel, wilder 168.
Canarier, Raſſen 286.
Canariſche Küſtenflora 61.
Candelaria, Stadt 162.
Cañadas 22, 166.
— Charakter 175.
— Formation 185.
— Nordweſtſeite 241.
— öſtliche, vom Pik aus 261.
— Ringgebirge 166, 177.
— Sonnenſtrahlung 253.
— ſüdweſtliche 192.
— Weſten 231.
— Winde 180.
— Wüſtencharakter 178.
Cardon (Euphorbia canariensis) 216.
Caſilla de los Pedreros, am Pik 256.
Chahorra 267.
— Spalte und Kegel 232.
Chahorrakegel 235.
Chahorrapflanze 151.
Charakter der alten Canarier 38.
— der Santa Cruzer 58.
— der modernen Teneriſer 50.
Chil y Naranjo, G. 32.
Chineſen, auf der Südſeite 207.
Chio, Ortſchaft 200, 222.
Chirche, Ortſchaft 228.
Chirurgiſche Eingriffe an Canarierſchädeln 316.
Chriſt, H. IV, 13, 173.
Cimas de Erje 129.
Cochenillezucht 85, 111.
— auf der Weſtſeite 220.
Codeſo 152.
Coello, F. 14.
Colchonas, Las 153.

Colmenal, Paß 231.
Conchylien 30.
Conquiſtadores 47.
Coronela, Gehöft 116.
Creditbrief 10.
Cro Magnon, Mann 292, 295.
Cro Magnon, Frau 295.
Cro-Magnon-Raſſe 33, 34, 43, 44, 310.
Cruces, Las, Dorf 121.
Cruz de Afur, Anaga 70.
— Santa, Dorf 167, 251.
— de Taganana, Anaga 71.
— de Tea, Cañadasgipfel 226, 231.
Cuartito 58.
Cuchillos, Los 139.
Cueva del hielo, am Pik 267.
Cueva de los abejeros, am Pico Viejo 234, 239.
Culata, La, Dorf 135.
Cumbre, große, Entſtehung 23, 139.
— Gangmauern 152.
— Kammwanderung 143.
— Klimaſcheide 141.
— Nordabhang 146, 148.
— Überblick 141.
— Vegetationszonen 168.
— Wolkenbildung 170.

Dämmerungsfarben der Hochregion 264.
Dampferlinien 6, 16.
Dampflöcher im Pikkrater 275.
— an der Rambletta 267.
Daute, Ortſchaft 122.
Deflation im Hochgebirge 182.
Degollado de Ucanca 231.
Denudation der Obſidiane 257.
Diabasgebirge 20.
Dolichocephalen 32.
Dolkowsky, Dr. med. 59, 188.
Doppelſonne, ſcheinbare 265.
Dornajos de Erje 136.
Drachenbaum (Dracaena Draco) 62.
— in Icod 111.
— in Realejo 106.
Dſchebl Aurès in Algerien 317, 319.

Edelſitze 123.
Ehe der alten Canarier 38.
Eidechſen, auf der Südſeite 208.
Einwanderung der alten Canarier 45.
Eisblätter am Pik 266.
Eishöhle am Pik 267.
Endemiſche Flora 27.
Entſtehung von Teneriſe 23.
Erje, Gehöft 136.
Ermita ſ. Hermita.
Eroſion im Barranco del Infierno 212, 215.
Eruptionen, Möglichkeit künftiger am Pik 276.
Escalona, Ortſchaft 206.
Escobon 152.
— als Baumwuchs 229.
Espigon 182.
Eſtancia de los Alemanes 258, 278.
— de la Cera 175.
— — in den Oſtcañadas 253.
— de los Ingleſes 258.
Ethnologiſche Reſte der Canarier 33.
Euphorbia canariensis 216.
Euphorbien bei Santa Cruz 62.
— im ſüdl. Küſtengebiet 208.

Felſentauben, auf der Südſeite 208.
Felsinſchriften, alte 41.
Firnfelder am Pik 266.
Fiſche 30.
Fledermäuſe 30.
Feigenbäume, auf der Südſeite 206.
Fonda del Pico, Villa Orotava 93, 143.
Frankoline, auf der Südſeite 208.
Fritſch, K. von IV, 13, 14.
Frühlingszauber auf Teneriſe 54.
Fuente de la Grieta 183.
Fußgebirge des Teyde, Weſtſeite 221.
Fortaleza, La 109, 175, 194, 246.
Fumarolen im Pikkrater 275.

Gangmauern am Pedro Gil 152.
Garachico, Hafen 120.
— Lavaſtröme 118, 133, 135.
— Stadt 117.
Garganta de Guimar 153.
Gärten in Orotava 95.
Gaſthäuſer 10.
Geologiſche Periode der Entſtehung Teneriſes 24.

Glückliche Inſeln 1.
Goſio 37.
— Nahrungsmittel 239.
Golfſtrom 5.
Gomera, Inſel 205, 222.
Gottesdienſt in Orotava 96.
Grabhöhlen der alten Canarier 215, 286.
Granadilla, Ortſchaft 200.
Gran Canaria, Inſel 187, 264.
Grieta, La 183.
Guajaragipfel 184. 192.
Guajarapaß 184.
Guanchen, Abſtammung 43.
— Charakter 38.
— Körperbeſchaffenheit 32.
— Mumien 287.
— Religion 40.
— Sprache 41.
— Staat 38.
— Schädel 285.
— Wohnungen 33.
Guanchenblut in der Südbevölkerung 201.
Guanchenhöhle bei Icod 112.
Guanchenkönig, in Adeje 210.
Guia, Bevölkerung 220.
— Lavawüſte 227.
— Ortſchaft 220, 225.
— Prozeſſion 222.
Guimar, Lavaſtröme 155.
— Stadt 159.
Guimarmulde 155, 163.
Guimarvulkan von 1705 154.

Haeckel, Prof. Ernſt 266.
Hagelfall, am Pico Viejo 240.
Hagelfälle, auf der Nordſeite 133, 136.
Hamiten 33, 45, 311.
Hartung, G. IV, 13, 14.
Häuſerart in Santa Cruz 57.
Hebungserſcheinungen im Archipel 20.
Herkunft der erſten Canarier 32.
— der Guanchen 43.
— der Organismen 26.
Hermita de la Concepcion auf der Weſtſeite 219.
— de Santa Maria, in Anaga 70.
Hierro, Inſel 206.
Hirtenvolk der alten Canarier 37.
Hiſtoriſche Nachrichten über die Canarien 46.
Höhengrenzen an der Cumbre 142.
— auf Nord- und Südſeite 175.
Höhle am Pico Viejo 234, 239.
Höhlenwohnungen der heutigen Canarier 211.
— der Guanchen 33.
Hotel Aguere, Laguna 77.
— Buen Retiro, Guimar 159.
— Camacho, Santa Cruz 56.
— Ingles, Icod 137.
— Martianez, Puerto Orotava 101.
— Taoro, Puerto Orotava 100.
Hotelleben, ſpaniſches 143.
Hotels auf Tenerife 10.
Hoya grande, Ortſchaft 217.
Humboldt, A. von 12. 78. 85.
Hunde 30.
Hüttenform der Bergbewohner 169.

Jahreszeiten auf Tenerife 2.
Iberer 44.
Icod de los Vinos 108, 247.
— Drachenbaum 111.
— Guanchenhöhle 112.
— Weinbau 111.
Icodmulde, von oben geſehen 246.
— Überblick 108, 134.
Indices von Canarierſchädeln 303.
Ingles 58.
Inové, Dorf 134.
Inſolation in den Cañadas 253.
— Wirkung auf das Geſtein 233.
Inſtrumente, wiſſenſchaftliche V, 9.
Inſulae fortunatae 1, 46.
Isleños, Charakter 48.
— Kleidung 65.
— Verkehr 86.
— in Teno 127.
— Typus in Anaga 71.
Isleta de Garachico 118.
Iſola del Inferno 272.
Juan de la Rambla 108.

Kabylen, berberiſche 317, 319.
Kamele 121.

Kamele auf der Südſeite 189.
Käfer 29.
Kaninchen 30.
— am Pico Viejo 234.
Karten von Teneriſe 13, 15.
Kaſtanien 147, 157.
Kilimandſcharo 271.
— und Pico de Teyde 280.
Kirchliche Feſte, auf der Südſeite 223.
Klimaſchwankungen 148.
Klimatiſche Übergangszone im N.W. 117.
Klimaverhältniſſe der Canarien 25.
Knochennarben an Schädeln der alten Canarier 315.
König der alten Canarier 39.
Konſulat, deutſches 10.
Körperbemalung der alten Canarier 36.
Körpertypen der modernen Teneriſer 48.
Krater des Pico de Teyde 274.
— des Pico Viejo 236.
Krebſe 30.
Kriegführung der alten Canarier 39.
Küſtenbildung bei Puerto Orotava 101.
Küſtenregion, nördliche 84.
— ſüdliche 207.

Ladera de Candelaria 163.
— de Guimar 160, 161.
— de Santa Urſula 91, 146.
— de Tigaiga 89, 106, 169.
Lage der Canarien 20.
Laguna, Stadt 66.
— Waſſerbecken 68.
— Hochebene 68.
— Sattel 65.
Landescharakter, milder 51.
Landſchaftscharakter von Teneriſe 109.
Land- und Seewolken 171, 272.
Lava, Oxydationsfarben 241.
Lavaformen am Portillo 172.
Lavahöhlen als alte Beſtattungsorte 214.
Lavaſtröme bei Arafo 159.
— gletſcherartige 241.
— rinnenförmige 243.
— von Guimar 155.
Ledergeräte der alten Canarier 35.
Levantewinde 3.
Litteratur über Teneriſe 12, 14.
Llano de los infantes 194.
— de la Maja 139, 180.
— de los Quemados, bei Vilaflor 203.
— de la Retama 166.
— de Ucanca 192.
Löher, Franz von 43, 286.
Lomo del agua 149.
— de la cocina 229.
— del Pedro Gil 152.
— tiezo 256.
— de Vega 115, 133, 244.
Lorbeerwald von Agua Garcia 79.
— in Anaga 64.
— von Mercedes 76
Los Silos, Ortſchaft 123.
Luftperſpektive im Hochland 172, 176.
Lugo, F. A. de 47, 87, 106.
Lufttrockenheit in den Cañadas 253.
— auf der Südſeite 208.
Luſchan, F. von IV, 285.

Mahlzeiten in den Gaſthäuſern 11, 93.
Majaebene 139, 180.
Malpays, oberhalb Alta Viſta 265.
Martin, L. T. 317.
Matanza, Ortſchaft 87.
Maultiere als Reiſemittel 59.
Medianeros 123.
Meerestiefen 21.
Megalithiſche Denkmäler 44.
Menſchen-Einwanderung, erſte 30.
Menſchenraſſen, urſprüngliche in den Canarien 32.
Meridian über den Pik 272.
— über Hierro 206.
Mercedes, Lorbeerwald 76.
Meſitas del Pedro Gil 151.
Meſocephalen 33.
Montaña blanca, am Pik 256.
— — in den Weſtcañadas 231.
— colorada, am Lomo de Vega 244.
— — am Portillo 172.
— de Jama, bei San Lorenzo 205.
— negra, oberhalb Garachico 118, 135.
— — in den Oſtcañadas 255.
— de las Rajadas 255.

Montaña Taco 124.
— Wenze, von Guia aus 221.
— — Südſeite 192.
— — von Weſten 225.
Montañas de Guayero 203.
— de las Cañadas 177.
Montañeta de la Horca, Lavaſtrom 103.
— de Tejina 219.
Monte verde, an der Cumbre 150, 169.
Monton de trigo 184.
Morro del Cedro 226, 230, 231.
Mulde von Icod 246.
— von Guimar 163.
— von Orotava 89.
— von Vilaſlor 203.
Mumien der alten Canarier 36.
— der Guanchen 132, 287, 302.
— in Lavahöhlen der Südſeite 215.

Narizes del Teyde 267.
Narben an Canarierſchädeln 290, 315.
Naturgefühl 281.
Nordſeite Teneriſes, Kultur 85.
Normänniſche Eroberung 46.
— Nachkommen 48.

Obſidianfelder am Pik, Urſprung 268.
Obſidianſtröme am Lomo tiezo 257.
Ocean, vom Pik aus 273.
Öffnung der Schädelhöhle durch Schaben 291.
Oliva, Don Ramon 188, 196.
Organismen, Einwanderung 24.
— im Pikkrater 275.
— im Pico-Viejo-Krater 236.
— Zähigkeit auf Laven 245.
Organos, Los 149.
Ornamente der alten Canarier 35.
Orotavathal 89.
Orotava, Villa; Bewohner 144.
— Villa und Puerto 91.
— Villa; Wirtſchaftliches 145.
Otto, Dr. med. 159.

Pachtſyſtem 123.
Palmar, Dorf 126.
Palme, canariſche 83.
Paris, Amédie 317.
Paſo de Guimar 153.
Paſſatwinde 3, 170.
Paſſatwolken der Nordſeite 84.
Pan de Azucar 268.
Pedro Gil 139, 153.
Pferdehaltung der Canarier 162.
Pflanzen-Einwanderung 26.
Photographieren im Hochgebirge 183.
Photographiſche Apparate V, 9.
Piazzi Smyth, C. 260, 270.
Pik und Veſuv, Höhenvergleiche 268.
Pico Añabingo 153.
Pico de Teyde, allgemeines 23.
— Beſteigungsplan 249.
— Entſtehungsgeſchichte 277.
— letzte Erſcheinung 280.
— Gipfel 270.
— Gipfelkrater 274.
— Größeneindruck 176.
— Höhenmeſſungen 270.
— Nordweſtſeite 245.
— Schatten 262.
— Weſtſeite 185.
— Winterſchnee 249.
— von Icod aus 247, 108.
— vom Pico Viejo aus 236.
— und Kilimandſcharo 280.
Pico Viejo, Beſteigungsplan 227.
— — Gipfelkrater 236.
— — von Guia aus 221.
— — Hagelfall 240.
— — Nordweſtſeite 245.
— — Organismen im Krater 236.
— — vom Pik aus 276.
— — Schnee im Krater 236.
— — ſekundärer Krater 236.
— — Südſeite 192.
— — Temperatur am Gipfel 239.
— — von den Weſtcañadas aus 232.
— — von Weſten 225.
Pikgipfel, Ausſicht 271.
— Organismen 275.
— Temperaturen 271.
Pilas, Las 181.
Pinal de la Guancha 243.
Pinie, canariſche 131.

Pinien, oberſte, am Sombrerito 191.
— am Talus de Bilma 235.
— am Pedro Gil 151.
Piniengrenze, unterſte, auf Südſeite 219.
Pinienwald bei Araſo 157.
— unter Guajara 187.
— bei Vilaflor 190.
Piton 24, 268.
Plantagenbau 123.
Portela, La, Dorf 128.
Portigal, Dorf 80.
Portillo der Cañadas 175.
— des Pico Viejo 226, 236.
Portugieſiſche Expeditionen 46.
Poſtſendungen 10.
Prieſter, der alten Canarier 40.
— wiſſenſchaftliches Intereſſe 120.
Proceſſus marginalis des Wangenbeins 312.
Prunières, F. 317.
Puerto Orotava 100.
Punta del Malpais, bei Icod 115.
— de Teno 124.

Rambla del Caſtro 106.
Rambletta 24, 268.
Ranke, J. 314.
Raſſen der alten Canarier 32, 286, 307.
Raſtrojos oder Rajadas 255.
Realejo bajo und alto 106.
Regenbildung in der Wolkenregion 251.
Reihenvulkane, atlantiſche 19.
— paziſiſche 18.
Reiſeausrüſtung 8.
Reiſekleidung 8.
Reiſeplan für die Cañadas 166.
— für Teneriſe 59.
Reiſewege nach de Canarien 5.
Reiſezeit für die Canarien 2.
Reiß, W. IV, 13, 14.
Religion der alten Canarier 40.
Reptilien 30.
Retama 152, 172.
— in den Cañadas 179.
— obere Verbreitungsgrenze am Pik 259.
— und Codeſo als Brennholz 240.
Richtung der Vulkaninſeln 20.
Rigomaz, Dorf 136.
Ringgebirge der Cañadas 177.
— — weſtliches 231.
Riscos del Burgado 103.
Risco del carmelita 184.
— del frayle 184.
— de Tiomarcial 153.
Risco verde 181.
Rivalität zwiſchen Süd- und Nordleuten 201.
Rodeos, Los, bei Laguna 82.
Roggenfelder, höchſter Ackerbau 189.
Roque del Carasco, Adejeberge 209.
— del Yo, Adejeberge 209.
Roques de la Grieta 183.
— del Peral 255.
Roquitos, Los, in den Cañadas 193.
Rückreiſe durch Spanien 7.

San Lorenzo-Berge 205.
San Miguel-Berge 205.
San Miguel, Ortſchaft 200.
San Pedro, bei Garachico 120.
Santa Cruz, Hauptſtadt 55.
Santa Urſula, Ortſchaft 88.
Santiago, Stadt 131.
— Thal von 222.
Säugetiere 30.
Sauzal, Ortſchaft 86.
Schädel von den Canarien 285, 292.
Schiffahrt, Unkenntnis der 31.
Schilha-Berber 41.
Schlangen 30.
Schmetterlinge 29.
Schneedecke des Pik 252.
Schneefelder am Pico Viejo 235.
— am Pik 259.
Schneeflecken in den Cañadas 176.
— auf der Cumbre 175.
Schneeformen, ſtufenförmige 269.
— wellige, am Pico Viejo 236.
— wellenförmige, am Pik 266.
Schneegrenze, unter Guajara 187.
— am Sombrerito 191.
Schriftzeichen der alten Canarier 41.
Schulz, O. V.
Schwefel im Pikkrater 275.

Simony, O. IV, 270.
Sitio de la Paz, bei Orotava 99.
Sitten der alten Canarier 38.
Sklavenhandel der alten Canarier 39.
Skorpione 30.
Smyth, Piazzi IV, 12.
Solfatarenthätigkeit des Pik 276.
Sombrerito, Gipfel 189.
Somma am Vesuv 194.
Sorragorda, Kegel 246.
Spanische Conquista 47.
— Gesellschaft der Städte 57.
Spanische Messung des Pik 270.
Speisen der alten Canarier 37.
Sprache der alten Canarier 40.
— spanische 11.
Staatliche Verhältnisse der alten Canarier 38.
Stammesverwandtschaft der alten Canarier 317.
Staubnebel am Pik 262.
Steilküste, alte, der Nordseite 116.
— — der Nordwestseite 121.
Steingeräte der alten Canarier 34.
— Typus von Moustier und St. Acheul 34.
Steinhäuser der alten Canarier 34.
Steinlawine, am Pik 257.
Steinwüste der Bandas del Sur 217.
Stufenbau des westl. Teyde-Fußgebirges 228.
Südseite, s. Bandas del Sur 197.

Tabakbau auf der Südseite 206, 216.
Tacoronte, Ortschaft 86.
Taganana, Dorf 72.
Talus de Bilma 132.
— Aussehen 232.
— Lavaströme 241.
— vom Pico Viejo aus 237.
— westl. Lava-Überschwemmungsgebiet 220.
Tanque, Ortschaft 136.
Taoro, Valle de 89.
Taorohotel, Puerto Orotava 100.
Taorothal, Flora 105.
— Vulkanhügel im 91.
Tejina, Ortschaft 200, 219.
Temperaturen auf Alta Vista 265.
— auf dem Pikgipfel 271, 273.
Temperaturextreme im Hochland 195.
Tenerife, vulkanischer Hauptherd 21.
Tenoberge, allgemeines 22.
— Cumbre 128.
— Entstehung 129.
— Lage 114.
— Meteorologie 130.
— Thalbildung 129.
Teydecirkus, Allgemeines 165.
— Areal 194.
— Eingang 175.
— Entstehung 194.
— Ostseite 252.
Thermometer 9.
Tiereinwanderung nach den Canarien 29.
Tierleben auf den Bandas del Sur 200, 208, 217.
Tigaiga-Ladera 106.
Tijocco, Ortschaft 217.
Tinerfe, König 46.
Tiro del Guanche 232.
Toler, Mfr. 260.
Töpferei der alten Canarier 35.
Trepanation bei den alten Canariern 40. 290. 316.
— moderne in Algerien 317.
— Operationsweise 318.
Trepanierte Schädel aus Südfrankreich 317.
Trockenheit der Hochregion, Ursache 263.
Troglodyten 33.
Tuareg 44.
Tuffbänke, verkalkte, bei Adeje 210.
— — auf der Südseite 207.
Tuffe, Grenze auf der Südwestseite 219.
Tumuli 37.

Überlagerung der Laven 231.
Unterkiefer der Canarierschädel 288.
Urbevölkerung der Canarien 32, 42.

Valle del Bove am Vesuv 194.
— de Guimar, Meteorologie 163.
— — Übersicht 155.
— — Vegetation 163.

Valle de Jcod 108, 246.
— — Übersicht 134.
— de San Lorenzo 205.
— de Palmar 126.
— de Santiago 131.
— fecco in Anaga 62.
— de Taoro 89.
— — Vegetation 167.
Valles, Bildung 63, 140.
Vandalen-Theorie der Guanchenabstammung 43, 286.
Vegetation auf den Vandas del Sur 199.
— im südlichen Küstengebiet 207.
Vegetationsformationen der Hochregion 171.
Vegetationsregionen, nach H. Christ 173.
— der Südseite 189, 191.
Verneau, R. 32.
Vesuv und Pik, Höhenvergleiche 268.
Victoria, Ortschaft 87.
Viehzucht der alten Canarier 37.
Vilaflor, Dorf 188, 202.
— Flora 189.
Vilaflor-Mulde 203.
Villa Orotava 92, 279.
— — Bevölkerung 94.
— — Gärten 95.
Virchow, R. 309, 313.
Vögel 29.
Volcan de Guia 226.
Volcanes del Teyde 177.
Vorderasiaten, alte 297, 300, 309.
Vulkanarchipel, canarischer 19.

Waffen der alten Canarier 35.
Wagner, E. V.
Wärmegefühl, subjektives 253.
Webb, Barker IV, 12, 14.
Wegmerkmale am Pik 265.
Weinbau 85, 111.
— bei Arafo 157.
Wildpret, Garteninspektor IV, 98, 249.
Winde s. Passatwinde.
Winde in den Cañadas 180.
Windrichtung auf dem Pikgipfel 270.
Windströmungen am Pik 263.
Winterregen 4.
Wirtschaftsformen 123.
Wirtschaftsverhältnisse 49.
Wolkenbildung im Gebirge 170.
Wolkenmeer, vom Pico Viejo aus 238.
— vom Pik aus 262, 272.
Wüstencharakter der Cañadas 177.
Wüstensitte des Gesichtsverhüllens 208.

Zähne der Canarierschädel 288, 293, 314.
Ziegenherden, verwilderte 246.
Zodiakallicht, vom Pik aus 264.
Zuckerplantage Daute 122.

Druck von August Pries in Leipzig.